

Die dreissig sehr drolligen und sehr kuriosen geschichten ...

Honoré de Balzac

HONORATUS SIEUR DE *BALZAC*

Die dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten

Zweiter Band.

Die

Dreißig

sehr drolligen und sehr kuriosen

GESCHICHTEN

genannt

CONTES DROLATIQUES

des weiland

HONORATUS SIEUR DE BALZAC

zum erstenmal treu und trutzig verdeutscht
und unsern
ehrwürdigen Kant- und *cant*-ianern hochrespektvoll zugeeignet von dem

Doctor Benno Rüttenauer,

mit schönen Bildern des

Meister Gustav *Doré*

geschmückt und ausstaffiert

Zweiter Band



Verlegt bei R. Piper & Co
zu München
im Jahr des Heils 1908

Inhalt des zweiten Bandes:

Die Brautnacht des Mönchs.

Der Edle von Moncontour, ein alter Touraner Kriegsmann, ließ zur Ehre der Schlacht, die der Herzog von Anjou, der nachmalige glorreiche König von Frankreich, gewann, das Schloß Vouvray bauen, von dem er selber den Namen annahm. Diese Gunst gewährte ihm der König, weil er sich in der genannten Schlacht vor vielen andern ausgezeichnet und den gefürchtetsten Ketzer mit eigner Hand erschlagen hatte. Dieser verdienstvolle Kriegshauptmann hatte zwei Söhne, sie waren beide gute Katholiken und der ältere in hoher Gunst bei Hofe.

Während des Waffenstillstands, der dem berühmten Handstreich in der Nacht von St. Bartholomäi voranging, kam der genannte Krieger nach langer Zeit wieder einmal auf sein Schloß, das damals noch eine finstere Burg war und noch nicht das Aussehen von heute hatte. Hier empfing ihn die traurige Nachricht von dem Tode seines ältesten Sohns, der in einem Zweikampf mit dem Edlen von Villequier gefallen war. Diesen Tod empfand der arme Vater um so schmerzlicher, als die Verheiratung seines Sohns mit einer Tochter aus dem Hause Amboise bereits als ein abgemachter Handel gelten konnte. Alle Vorteile für seine Familie, die er zu einer mächtigen Dynastie zu erheben gedachte, kurz, seine stolzesten Hoffnungen sanken mit diesem Sohn ins Grab; denn aus den gleichen ehrgeizigen Absichten hatte er seinen zweiten Sohn in ein

Kloster gesteckt und seine Leitung und Erziehung einem Manne übertragen, der für einen Heiligen galt. Aus diesem zweiten Sohn wollte der väterliche Ehrgeiz zum allerwenigsten einen Kardinal machen. Nach der Weisung des Vaters hielt der heilige Mann, der der Abt jenes Klosters war, den jungen Mann in besonderer Zucht und Aufsicht; er ließ ihn in seiner eignen Zelle schlafen, behütete ihn streng vor jedem bösen Gedanken und erzog ihn in vollkommener Reinheit des Herzens, die einem jeden Priester zu wünschen wäre. Mit zwanzig Jahren kannte der gute Mann noch keine andre Liebe als die Liebe Gottes und keine andre Vertrautheit als die mit den Engeln, die nichts haben von unsern Fleischlichkeiten und die also auch keinen schlechten Gebrauch davon machen können. Der König da oben in den himmlischen Reichen hat wohl gewußt was er tat; seine Pagen können nicht wie die unsrigen in der Kneipe herumpokulieren und heimlich in lüderliche Häuser schleichen und er ist darum vortrefflich bedient; er hat es eben gut machen, er ist der Herr über alles.

Um aber auf den Herrn von Moncontour zurückzukommen. Dieser sah jetzt keinen andern Ausweg in seiner hochstrebenden Familienpolitik als den nachgebornen Sohn aus dem Kloster zu nehmen und in den Harnisch und das Höflingsgewand seines Bruders zu stecken, alles zu dem Zweck, ihn mit der hinterlassenen Braut des andern zu verheiraten, wozu sich ohnedies das wohlbewahrte Mönchlein, das ganz in Enthaltsamkeit groß geworden, besser eignen mußte als der Verstorbene, den die Damen des Hofs bereits übel zugerichtet hatten. Das entkuttete Kuttenmännlein, dem der Gehorsam zur zweiten Natur geworden, fügte sich denn auch ohne Widerspruch in den

geheiligten Willen des Vaters und willigte in die vorgeschlagene Heirat, ohne eine Ahnung davon zu haben, was das für Dinger sind, die man Frauen oder Mädchen nennt.

Durch die Kriegsunruhen der Zeit wurde seine Reise nach dem väterlichen Schloß mehrmals verhindert, und so wollte es der Zufall, daß der entmönchte Jüngling, der aber mönchischer war als hundert Mönche, just am Vorabend seiner Hochzeit, für welche der Vater die nötigen Dispense längst gekauft hatte, auf dem Schloß von Moncontour ankam.

Hier ist ein Wort über die Braut zu sagen. Ihre Mutter, die Herzogin von Amboise, war seit langer Zeit Witwe und wohnte in dem Haus des Herrn von Braguelongne, eines Polizeirichters am Chastelet zu Paris, dessen Frau ihrerseits mit einem Herrn von Lignières zusammenlebte. Das war eigentlich eine skandalöse Geschichte, aber zu jener Zeit hatte jedermann viel zu viel Balken im eignen Auge, um sich um die Splitter im Auge seines Nächsten kümmern zu können. Alles befand sich damals ein wenig auf der breiten Straße, die ins Verderben führt, ohne daß einer sich über den andern wunderte; nur im Tempo unterschieden sie sich, bei den einen ging's im Trab, bei den andern im Galopp, bei den wenigsten im langsamen Schritt, der sich auf einer so abschüssigen Straße schnell verlernt. Noch selten hat dem Teufel der Weizen so üppig geblüht. Die alte Dame Tugend hatte sich schaudernd, man wußte nicht wohin, zurückgezogen; man fand sie nur noch hie und da in der Gesellschaft ehrbarer Frauen, mit denen zusammen sie ihr kümmerliches Dasein fristete.

In dem sehr edlen Hause von Amboise gab es aber noch eine verwitwete Altherrin, die sich nach ihrem Witwensitz

von Chaumont nannte, eine der tugendsamsten Frauen ihrer Zeit, in der die Sittenstrenge und der Adel dieser berühmten Familie noch allein lebendig waren. Diese Großmama hatte die Enkelin, nämlich eben die genannte Braut des Herrn von Moncontour, von ihrem zehnten Jahre an zu sich genommen und unter ihren Augen erziehen lassen, was der Mutter des Mädchens, der Herzogin von Amboise, äußerst willkommen war; sie konnte sich nun ihrem vergnüglichen Leben nur um so mehr überlassen und begnügte sich damit, ihre Tochter alle Jahr einmal zu besuchen, wenn gerade der Hof in der Gegend vorüber kam. Trotz ihres wenig mütterlichen Verhaltens wurde sie jetzt zur Hochzeit ihrer Tochter geladen und mit ihr der Herr von Braguelongne, denn der alte Moncontour, der sein Leben in Feldlagern zugebracht, kannte seine Leute und wußte, was sich schickte.

Nicht nach Moncontour aber kam die Altherrin von Chaumont, weil ihre Gicht und der Zustand ihrer Beine eine solche Reise nicht erlaubten. So mußte sie also das edle Jungfräulein, ihr Pflegekind, das schön war, wie nur ein hübsches Mädchen schön sein kann, allein in die Gefahren der Welt und des Hoflebens ziehen lassen, und blieb ihr ferner nichts mehr zu tun übrig als für das Glück der Kleinen still zu beten. Ein Trost war es ihr, zu wissen, daß der Verlobte des geliebten Kinds von seinem Abt, den sie kannte und verehrte, zu einem fast heiligen Manne erzogen worden.

Unter heißen Tränen umarmte sie das Bräutchen und gab ihr noch die letzten Ermahnungen, wie Frauen in solchen Fällen pflegen, mit auf den Weg.

Mit großem Pomp vollzog sich die Reise. Eine ganze Anzahl von Mägden, Kammerfrauen, Stallmeistern,

Wappenträgern und Edelleuten aus dem Hause von Chaumont begleiteten die Braut, so daß es einen Zug gab, gegen welchen der eines Kardinallegaten ein Dreck gewesen wäre.

Und mit erstaunlicher Pracht wurde die Hochzeit gefeiert. Der Bischof von Blois, ein großer Freund des Herrn von Moncontour, vollzog die Kopulation. Tanz und Bankettieren dauerten bis zum andern Morgen. Doch bevor noch die Mitternachtglocke schlug, begleiteten die Jungfrauen des Festes die Neuvermählten nach dem bräutlichen Gemach, ganz wie es die landesüblichen Sitten vorschrieben, während die Männer dem Bräutigam mit tausend Scherzen und Neckereien zu Leibe gingen, der darüber nicht im geringsten errötete, zur größten Verwunderung dieser Haudegen und Höflinge, die nicht wußten, wie unwissend er war. Solchen Scherzen machte der alte Herr von Moncontour ein Ende, indem er den Sohn an seine Pflicht erinnerte. Und also begab sich der mönchische Bräutigam nach der Kammer der Neuvermählten, die ihm schöner und lieblicher dünkte als alle heiligen Madonnen auf italienischen, vlämischen und andern gemalten Tafeln, zu deren Füßen er je seinen Rosenkranz gebetet. Um so verlegener machte ihn nun sein neues Amt, von dessen Pflichten er keine Ahnung hatte. Je weniger er wußte, desto mehr schämte er sich zu fragen.

„Du weißt, was du zu tun hast," sagte ihm sein Vater kurz und verließ ihn.

Vor ihm in dem Ehebett lag seine Braut zwischen den Tüchern, mit abgedrehtem Gesicht, aber voll Neugierde wie ein kleiner Teufel, also daß ihn manchmal ihr Blick streifte, wie der Blitz einer Hellebarde.

„Ich bin ihm Gehorsam schuldig," sagte sich das Jungfräulein unter der Decke, und also wartete sie der

Dinge, die da kommen sollten und schielte nur manchmal verstohlen nach dem jungen Edelmann, der doch halb ein Mönch war und dem sie gehören sollte mit Leib und Seele. Der neugebackene Ritter und Ehemann näherte sich endlich dem Bette, kratzte sich hinter den Ohren und ließ sich dann, woran er gewöhnt war, auf die Knie nieder.

„Habt Ihr Euer Gebet schon gesprochen," fragte er in einem Ton, als ob er ihr Beichtvater gewesen wäre.

„Aber nein, wahrhaftig," antwortete sie, „ich habe es vergessen. Wollt Ihr mir vorbeten?"

Und also fingen die beiden Neuvermählten ihre Ehe damit an, daß sie gemeinsam zu Gott beteten. Das war wohlgetan; aber zum Unglück hörte und beantwortete der Teufel allein ihre Bitten. Der liebe Gott hatte damals zu viel mit den verfluchten Ketzern und Hugenotten zu tun.

„Wozu hat man Euch ermahnt für die Ehe?" fragte der Bräutigam.

„Euch zu lieben," antwortete sie unschuldig.

„Mir hat man das nicht aufgegeben, aber ich liebe Euch mehr als ich je Gott geliebt habe, so daß ich mich fast schäme."

Diese Rede machte die Braut nicht unglücklich.

„Ich möchte wohl", begann der Neuvermählte wieder, „mich ein wenig an Eure Seite legen, wenn es Euch nicht allzusehr belästigte."

„Ich mache Euch gern Platz, denn Ihr seid ja nun mein Herr und Gemahl, wie man mir gesagt hat."

„Gut," sprach er, „so schaut ein wenig zur Seite, daß ich mich entkleide."

Auf diese sittsamen Worte hin kehrte sich das Jungfräulein um nach der Wand und war in großer Erwartung,

wie das nun sein möchte, wenn nur noch ihr dünnes Hemd sie von dem Manne trennte, dem sie gehören sollte. Schlüpfte darauf der Klosterschüler sachte an ihre Seite, so daß sie nun eng genug vereinigt waren und doch so weit als je von der Sache, die ich euch nicht näher zu nennen brauche.

Habt ihr einmal einen Affen beobachtet, der frisch von seiner überseeischen Heimat zu uns gekommen ist und dem jemand eine welsche Nuß zugeworfen hat, die noch fest in ihrer grünen Hülle stak. Ein solcher Affe ahnt aus angeborner Instinkthaftigkeit und Affenwissenschaft, daß hinter der bittren Schale etwas Süßes und Köstliches stecken muß, er wendet die Nuß hin und her, beriecht sie von allen Seiten, scheint sie zu behorchen, ob sie ihm nicht etwas sage, und was dergleichen affige Gewohnheiten mehr sind. Immer aufmerksamer studiert er sie, prüft er sie, beschnüffelt und behorcht er sie, tappt nach ihr, schlägt nach ihr, wirft sie in die Höhe, rollt sie am Boden, gerät endlich in Zorn und Ungeduld, und wenn er einer von den Dummen ist, ein Affe mit allzu kurzem Verstand, ein gar zu ungeleckter Affe, so kann es vorkommen, daß er die Nuß einfach liegen läßt. Also tat der jungfräulich mönchische Bräutigam, der, als nun der Tag zu den Fenstern hereinschaute, der geliebten Frau und Braut gestehen mußte, daß er keine Ahnung habe, was die Pflicht und das Werk sei, wovon ihm sein Vater gesprochen, daß er sich aber erkundigen und dann tun wolle, was in seinen Kräften stünde.

„Ja," sagte sie, „Ihr müßt Euch wohl erkundigen, da ich zum Unglück nicht mehr weiß als Ihr."

In der Tat waren ihre Versuche, Erfindungen, Einbildungen, Neugierigkeiten, kurz, die tausend Seltsamkeiten,

auf die so zwei Neulinge verfallen können, und wovon die Erfahrenen auf diesem Gebiet sich nichts träumen lassen, vergeblich und fruchtlos geblieben, worüber sie denn einschliefen, ohne das Rätsel der welschen Nuß gelöst zu haben.

Am andern Morgen aber kamen sie dahin überein, vor den Leuten so zu tun, als ob alles gewesen sei, wie es solle, und nachdem die Braut aufgestanden war, immer noch als Fräulein, da sie ja nicht gefraut oder gefreit worden, sprach sie jedermann prahlerisch von der schönen Brautnacht, rühmte, daß sie einen König von Gemahl habe, und fand in dem Geneck und Geplauder mit den andern Damen so kühne Reden und Gegenreden, wie nur eine im stande ist, die vom Zentner auch nicht ein Quentlein weiß. Und wahrlich, man fand dieses Jungfräulein ein wenig allzurasch aufgetaut. Eine Dame von Ravenstein hatte aus Jux ein etwas dummes Fräulein angestiftet, die Neuvermählte zu fragen, wie viel Brote sich ihr Mann die Nacht über aus ihrem Ofen genommen, und ohne sich zu besinnen, hatte sie geantwortet „vierundzwanzig". Und da nun überdies der Herr Bräutigam in Sorgen umherschlich und eine fast traurige Figur machte, lächelten alle heimlich über die überlustige Nacht, und als gar erst die Männer ankamen, gingen die Späße, wie sie damals im Geschmack der Zeit lagen, erst recht an. Einer suchte den andern zu übertrumpfen von diesen Haudegen, Krautjunkern oder ausgelernten Höflingen, ohne daß dem Neuvermählten eine Ahnung dämmerte, wo die Späße aus und ein wollten. Die andern aber waren nicht umsonst in so gutem Zug, sie hatten die ganze Nacht durchgetollt und, wie es bei so hochherrschaftlichen Hochzeiten Sitte war, getanzt, gespielt und bankettiert bis in den



Die Herzogin von Amboise.

hellen Morgen hinein. Niemand war zu Bett gegangen, zur größten Genugtuung des Herrn von Braguelongne, dem die Dame von Amboise, die nur immerfort an das Glück ihrer Tochter denken mußte, mit Blicken und Zeichen vergeblich die süßesten Einladungen zukommen ließ. Der arme Polizeihauptmann, der es doch das ganze Jahr mit den Spitzbuben von Paris zu tun hatte und sich auf geheime Zeichensprache verstehen mußte, ließ die gute Dame zappeln und kümmerte sich den Teufel um ihre Aufmunterung.

Ihr müßt nämlich wissen, daß die Liebe dieser Herzogin anfing ihm lästig zu fallen. Nur ein Gefühl der Gerechtigkeit band ihn noch an sie; auch ging es nicht an, daß ein Mann der hohen Polizei seine Geliebte wechselte wie ein Mann vom Hof. Als Wächter der Sitten, der Sicherheit und der Religion mußte er ein gutes Beispiel geben. Doch war er entschlossen, das Joch abzuschütteln, und wartete nur darauf, bis er sich schicklich aus der Schlinge ziehen konnte.

Am zweiten Tag verabschiedete sich die Mehrzahl der Gäste, die näheren Verwandten konnten sich jetzt zurückziehen, und schon bei der Abendmahlzeit erhielt der arme Polizeihauptmann, teils mit Mund, teils mit Auge eine Aufforderung, auf die er nicht wie in seinen prozessualen Verfahren mit Aufschub und Terminverlegung antworten konnte.

Schon vor dem Essen hatte die Dame von Amboise ihre ganze Kriegslist aufgewandt, um den guten Braguelongne aus dem Saal zu ziehen, wo er mit der Neuvermählten zusammensaß. Der Polizeihauptmann war aber wie festgeleimt. Statt seiner erhob sich der Bräutigam, um mit der Mutter seiner geliebten Frau sich ein Stündchen im Garten zu ergehen; denn in dem Gehirn

dieses Mönchleins, das sich so unvermutet in einen Ehemann verwandelt sah, war ganz plötzlich, wie ein Pilz in der Nacht, ein rettender Gedanke aufgeschossen, nämlich der: diese gute Dame, die er für ein Muster der Sittsamkeit hielt, um Rat und Beistand anzugehen in seiner vertrackten Lage. Er erinnerte sich der weisen Lehren seines Abtes, der ihn stets ermahnt hatte, sich in allen Zweifeln an ältere und erfahrene Leute zu wenden, die das Leben kennen. Aber er war so schüchtern und verschämt, daß er wohl ein halbes dutzendmal in der Galerie auf und abwandelte, ohne ein Wort hervorzubringen. Auch die Dame schwieg hartnäckig. Sie kochte innerlich vor Wut über die gespielte Blindheit, Taubheit und Lahmheit des Herrn von Braguelongne, und indem sie an der Seite dieses wunderlichen Junggesellen wandelte und sich nicht denken konnte, daß der leckere Vogel an ihrer Seite die Alte brauchen könnte, verbohrte sie sich innerlich immer tiefer in ihren Groll.

„Dieser Hannepampel," sagte sie in sich hinein, „dieser Mückenfußbart, dieser alte, graue, zerzauste, zerknitterte Bart, dieser Dummerian von Bart, dieser Bart ohne Scham und Respekt vor der Frau, dieser hängende Schnauzbart, der so tut, als ob er nicht höre, nicht sehe, nicht verstehe, dieser niederträchtige, niederschlächtige, dieser schimmelige Bart! Möcht' er doch die französischen Pocken kriegen, der Lumpenkerl, dieser Kerl mit seiner grüngelben Nase, mit seiner unsaubern Nase, mit seiner kalten, welken, runzligen Nase, mit seiner Nase ohne Tugend und Religion, mit seiner hundsschnauzigen Nase, mit seiner Nase, die längst den Geist aufgegeben hat, die nur noch der Schatten von einer Nase ist, die zusammengeschnurrt ist wie ein dürres Weinlaub,

mit dieser Nase, die ich hasse, dieser alten Nase, dieser windbeuteligen Nase, dieser Totennase! Wo hab' ich nur meine Augen gehabt, mich an diese Knollennase, diese Kartoffelnase zu hängen ... an diesen alten eingerosteten Riegel, der seine Öse nicht mehr findet! Mag sie doch zum Teufel fahren, diese alte ehrlose Nase, dieser Bart ohne Kraft und Saft, dieses alte graue Haupt, dieses Nußknackergesicht, dieser Lump von einem Menschen, dieser Hurensäckel, dieser ich weiß nicht was! Ich will mir einen jungen Mann nehmen, der mich liebt, sehr liebt, der mich alle Tage liebt und zu jeder Stunde, der mich ...

Bei diesem weisheitsvollen Gedanken war sie angekommen, als der gelbschnäblige Nestling an ihrer Seite sich endlich ermannte, ihr sein kurioses Liedlein zu pfeifen. Das war Musik für ihre gekitzelten Ohren und sie wurde Feuer und Flamme, sobald sie begriff, was der Text war zu seinen seltsamen Glossen. Ihr Herz jubelte.

„Oh, Bart voll duftender Wohlgerüche," sagte sie sich in ihrem Innern, „du frischer, blühender jungfräulicher Bart, du flügge gewordener Nestlingsbart, du Milchbart, du Erstlingsbart, du Frühlingsgewächs ... du Nase voll Stolz und Kraft, du goldene Gelbschnabelnase, du Liebtrost, du Liebreiz von einer Nase."

Sie hatte Zeit, ihre Litanei noch lange fortzusetzen; denn durch den ganzen Garten hin und zurück hielt sie den Jüngling in Hangen und Bangen. Zuletzt machte sie mit ihm aus, daß er in der Nacht, sobald es anginge, seine Schlafkammer verlassen und zu der ihrigen hinaufsteigen solle, dann wolle sie ihn unterrichten, daß er gelehrter sein werde als sein Vater, wenn er sie verlasse. Der mönchische Ehegemahl war ganz glücklich über diesen Bescheid, er bedankte sich bei der Dame von Amboise, und

indem er sie bat, niemand etwas von dem Handel zu verraten, nahm er Urlaub von ihr.

Auch der gute alte Braguelongne hatte sich unterdessen seinem Unmut überlassen.

„Verfluchte alte Schachtel," hatte er in sich hineingebrummt, „daß du doch den blauen Husten kriegtest, du altes Reibeisen, du zahnloser Striegel, du alter Pantoffel, du Schlappen der an keinem Fuß mehr hält, du alte getrocknete Flunder, du ekle Spinne, du greuliche Kreuzspinne, du Totenkopf mit sehenden Augen, du Schaukelstuhl des Satans, du alte Nachtwächterlaterne, so alt, daß du Unglück bringst, wem du über den Weg läufst, du alte Vettel mit grauem Schnurrbart, du bist so alt, daß der Tod sich vor dir fürchtet, du alte Kirchenschwelle, über die tausend Knie gerutscht sind, du ausgeleiertes Futteral, du alter Opferstock, wo zwei Generationen ihr Scherflein niedergelegt haben! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich loskommen könnte von dir."

In solchen zärtlichen Gedanken unterbrach ihn die schöne Neuvermählte, der es keine Ruhe ließ, ihren jungen Gemahl in Sorgen zu wissen wegen seiner Unwissenheit in Sachen des Ehebetts. Und selber nicht ahnend, worum es sich handelte, dachte sie vielleicht ein Unglück zu verhüten oder doch dem Geliebten eine große Beschämung zu ersparen, wenn sie sich selber unterrichtete, um ihn in der nächsten Nacht mit ihrer neuen Weisheit zu überraschen, wobei sie sich vorstellte, was er für ein verwundertes Gesicht machen werde, wenn sie ihm sagte: „Nun gib acht, ich will dir's zeigen."

Von ihrer guten Großmama, der Altherrin von Chaumont, war ihr nichts so sehr in die Seele gepflanzt worden, als die Ehrfurcht vor dem Alter. Und also hatte sie den Entschluß gefaßt, dem guten, alten Polizeihaupt-

mann um den grauen Bart zu gehen und ihm ganz unvermerkt abzuschmeicheln, was sie wissen wollte. Nun war der Herr von Braguelogne doch ein wenig beschämt, daß er in seinem Ingrimm des geleimten Liebhabers die junge schöne Braut unartigerweise gar nicht beachtet, ihr nicht ein einziges verbindliches Wort gesagt hatte. Er wollte darum rasch das Versäumte nachholen.

„Ihr müßt recht glücklich sein“, sagte er, „mit einem so jungen und tugendhaften Ehegemahl.“

„Ja, er ist sehr tugendhaft.“

„Zu sehr vielleicht?“

Der Hauptmann lächelte.

Kurz, das Gespräch einmal eingefädelt, konnte es nicht lange dauern, daß der Hauptmann merkte, wo der Has im Pfeffer lag. Er weigerte sich auch nicht im geringsten, dem jungen Ding die gewünschte Lektion zu geben, wenn sie ihn auf seiner Kammer aufsuchen wollte, sobald es ihr möglich wäre, sich unvermerkt von ihrem Gemahl wegzustehlen, was ihm die hübsche Frau mit vielem Dank zusagte. Auf die liebliche Musik, die ihm die gute Dame von Amboise nach dem Essen zugedacht hatte, hätte er am liebsten verzichtet. Diese Melodie, in höchster Stimmlage vorgetragen, war nicht ganz nach seinem Geschmack. Wie ein Mensch nur so undankbar sein könne, hieß es da, alles verdanke er ihr, sein Amt, sein Einkommen, die Treue eines liebenden Herzens et caetera. Eine Stunde hatte sie schon gesprochen und hatte noch nicht den vierten Teil ihres Zorns über ihn ausgeschüttet. Wie mit tausend Dolchen traf ihn ihre Zunge.

Unterdessen waren die Neuvermählten zusammen zu Bette gegangen und ein jedes von ihnen dachte heimlich, wie es loskommen könne, um dem andern eine Freude zu

machen. Der Herr Gemahl kam zuerst zu einem Entschluß. Er sagte, daß es ihn heute nicht leiden wolle im Bett und daß er das Bedürfnis fühle, sich noch ein wenig in der frischen Luft zu ergehen. Die jungfräuliche Frau bestärkte ihn lebhaft in seinem Vorhaben. Er, seinerseits, konnte nicht genug bedauern, sein liebes Weibchen einen Augenblick allein zu lassen. Kurz, die beiden schlichen sich, eins nach dem andern, aus dem warmen ehelichen Bett und eilten, eins ungeduldiger wie das andre, zu ihren Lehrern in der so heiß ersehnten Wissenschaft. Sie erhielten beide guten Unterricht. In welcher Methode? Das wüßte ich nicht zu sagen. Denn jeder Meister hat seine besondere geheime Praxis, und diese Kunst hat weniger feste Prinzipien als irgend eine. Ihr werdet aber glauben, daß nie ein Schüler die Regeln der Grammatik lebhafter erfaßt und schneller begriffen hat. Und so schnell als möglich kamen die Gatten in ihr Nest zurück, und wie alle Nepoten und Neulinge der Wissenschaft brannten sie vor Ungeduld, das kaum Erlernte auch schon zu lehren.

„Oh, mein Freund," sagte die Neuvermählte, „du weißt schon mehr als mein Meister."

Seit dieser Nacht lebten die beiden in ungetrübtem Glück und vollkommener ehelicher Treue, worüber sich niemand verwundern wird, da sie zuvor an andern, die doch ihre Meister sein wollten, viel Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit gefunden hatten, und also keine Lust verspürten zu neuen Versuchen, sondern ein für allemal überzeugt waren, daß das Brot nirgend so wohlschmeckend sei als im eignen Hause, weswegen der Herr von Moncontour in seinem Alter zu sagen pflegte:

Laßt euch lieber in euern Apfel beißen, wenn er noch grün, als wenn er mürb ist.

Eine teure Liebesnacht.

In dem Winter, als die ersten Religionsunruhen ausbrachen und die Reformierten oder Hugenotten die sogenannte Rebellion von Amboise anzettelten, hatte ein Advokat namens Affenschnell ihnen sein Haus in der Stadt Tours zu ihren Zusammenkünften und Konventikeln überlassen, da er heimlich zu ihnen gehörte, obwohl er nicht ahnte, daß der Prinz von Condé, die Regnaudie und Andre bereits beschlossen hatten, sich des Königs mit Gewalt zu bemächtigen.

Dieser Affenschnell war ein häßlicher, rotbärtiger Kerl, sein eingetrocknetes Gesicht war käsegrau, wie man es oft antrifft bei diesen Schikanemachern, die im Düster der Gerichtshöfe vegetieren wie der Schimmel im Keller, kurz, es war der ausgeschämteste Gesell von einem Advokaten, den man sich denken konnte. Alles war ihm feil, er war ein richtiger Judas Ischarioth. Nach einigen Autoren war er in der genannten Angelegenheit, nämlich der hugenottischen, als richtiger Schlaukopf, halb Fisch, halb Fleisch, halb hüben, halb drüben, und aus der folgenden Geschichte geht deutlich hervor, daß die genannten Autoren nicht ganz unrecht hatten. Dieser Gescheitle von Rechtsverdreher hatte ein hübsches Pariser Bürgerkind zur Frau und war so eifersüchtig auf sie, daß er sie um ein Fältchen im Betttuch willen, das sie ihm nicht zu erklären vermochte, zu erwürgen im stande war, nicht bedenkend, daß es auch

unschuldige Fältchen geben kann. Seine gute Frau aber glättete ihre Tücher mit solcher Sorgfalt, daß er auch nicht den Schatten von einem Knitterchen darin finden konnte. Sie kannte ihren Mann und nahm sich zusammen. Sie stand immer bereit wie ein Leuchter und entfernte sich so wenig von ihrer Pflicht wie ein Schrank von der Wand, der sich nie von selber öffnet, sondern wartet, daß man ihn aufschließe. Dessen ungeachtet hatte der Advokat sie unter die Aufsicht und Vormundschaft einer alten häßlichen Magd gestellt, die den Affenschnell mit ihrer Milch aufgepäppelt, und ihm anhing wie einem Landsknecht sein Säbel. Die einzige Abwechslung, die sich das arme Frauchen in dem tristen Einerlei der Haushaltung gönnte, war ihr täglicher Gang zur Messe in der Johanniskirche am Greveplatz, wo damals, wie jedermann weiß, die schöne Welt sich ihr Stelldichein gab. Indem sie nun hier ihre Paternoster murmelte, ließ sie fleißig ihre Augen spazieren gehen und machte sich ein Vergnügen daraus, die hübschen Scharwenzel zu bewundern, die gebügelt und geschniegelt, gesalbt und parfümiert, wie bunte Schmetterlinge da umhergaukelten und worunter ihr besonders einer in die Augen stach, in den sie sich verliebte, ohne es zu merken. Denn er war schöner, als alle andern in der Maienblüte seiner Tage, war stets in die kostbarsten Stoffe gekleidet, hatte das stolzeste Aussehen und die kühnste Haltung. Kurz, er hatte alles, um einem kleinen Weibchen den Kopf zu verdrehen, das in seine Haushaltung eingezwängt ist wie eine Auster in ihre Schale, was ihr nach und nach unerträglich dünkt. Er selber, ein junger Italiener und Freund der Königin-Mutter, hatte längst ein Auge auf die kleine Advokatin geworfen, deren stumme Liebe, der Teufel mußte sie ihm verraten haben, in seinem



Auf dem von Sardini bereitgehaltenen Kahn
entkam der Advokat.

eignen Herzen einen Widerhall fand. Begann also zwischen den beiden die beliebte stumme Korrespondenz, die ihr kennt, und von Tag zu Tag legte die Advokatin einen größeren Staat an für die Messe in der Johanniskirche, wo sie nicht einen Augenblick mehr an den lieben Gott dachte, was den lieben Gott nicht wenig ärgern mußte, sondern nur noch an ihren schönen Edelmann, dem all ihre Gebete und Seufzer galten, dem ihr Herz entgegenflammte, dem ihre feuchten Blicke folgten, nach dem ihre feuchten Lippen schmachteten: „Oh," sagte sie oft in heimlichen Stoßgebeten, „wie gern wollt' ich mein Leben hingeben für einen Kuß des schönen Geliebten, der mich wieder liebt." Und wie oft, wenn sie die Litanei an die heilige Jungfrau betete, fiel sie aus dem Text, vergaß die heilige Jungfrau und das ora pro nobis, und dachte einzig an die blühende Jugend des Geliebten, und dachte sich alle Seligkeiten mit ihm aus, wofür sie sich gern auf den Scheiterhaufen hätte werfen lassen, wo man die Ketzer verbrannte. Der Italiener aber las ihr ihre Gebete und Stoßseufzer von den Augen ab, er stellte sich nur noch in die Nähe ihrer Bank, und seine Augen sagten ihr, daß er alles wisse. Heimlich in seinem Innern tat er einen heiligen Schwur:

„Bei dem Doppelgehörn meines Vaters," so schwur er, „diese Frau soll mein sein, und wenn ich mein Leben dabei lassen müßte."

Und also verkleidete sich der Italiener als Schüler der Sorbonne und machte sich an die Schreiber des Advokaten, pokulierte und trank Bruderschaft mit ihnen, um die Gewohnheiten ihres Herrn auszukundschaften, die Stunden seiner Abwesenheit, wann er verreiste, und was ihm sonst zu wissen nützlich sein konnte. Zu seinem Ver-

derben klappte alles aufs beste. Obwohl der Advokat, wie wir gehört haben, nur halb und halb von der Partei und entschlossen war, wenn es ihm vorteilhaft schien, die Sache seiner Glaubensbrüder an die Guisen zu verraten, wurde er jetzt von der hugenottischen Verschwörung veranlaßt, nach der Stadt Bloys zu reisen, wo damals der Hof sich aufhielt und der Gewaltstreich der Hugenotten gegen den König zur Exekution kommen sollte. Das alles erfuhr der Italiener. Er reiste darum dem Advokaten voraus nach der Stadt Bloys, um Herrn Gemahl daselbst eine Falle zu bereiten, aus der der gute Affenschnell, seiner Schlauköpfigkeit zum Trotz, nicht ungehörnt hervorgehen sollte. Der liebestolle Italiener ließ von seinem zahlreichen Dienervolk und mittelst seines Geldes die sämtlichen Herbergswirte der guten Stadt Bloys dahin bearbeiten, daß der Advokat, als er drei Tage darauf mit seiner Frau und seiner Amme ankam, überall abgewiesen wurde, weil, infolge der Anwesenheit des Hofs, alles überfüllt sei. Das Gasthaus zur „Königlichen Sonne" mietete der Edelmann für sich ganz allein, unter der Bedingung, daß der Wirt die Dienerschaft des Hauses entferne und der Dienst durch die Leute des Italieners besorgt werde. Zu allem Überfluß schickte er den Wirt und seine Leute aufs Land, also daß er mit den Seinigen vollständig über das Haus verfügte. Er gab seinen zahlreichen Freunden, die mit dem Hof in die Stadt gekommen waren, freies Quartier in dem Gasthaus, für sich aber behielt er ein einziges Zimmer, das über demjenigen lag, wo er seine schöne Geliebte, die Amme und den Advokaten unterzubringen gedachte. Beide Gemächer setzte er durch eine Falltüre, die er in dem Fußboden des seinigen anbringen ließ, miteinander in Verbindung. Sein Küchen=

meister mußte den Wirt spielen, seine Pagen, Kammerdiener, Läufer, Stallknechte und ihre Weiber hatten sich in den Dienst des Hauses zu teilen. Nachdem er so seine Vorbereitungen getroffen, erwartete er die Hauptpersonen der Komödie. Sie blieben nicht lange aus. Bei dem ungewöhnlichen Zusammenströmen von Herrschaften, Kriegsvölkern, Krämern und Kaufleuten jeder Art nebst einer Unmasse von Bedientenpack, wie es der Aufenthalt des jungen Königs, zweier Königinnen, der Guisen, kurz des ganzen Hofs mit sich brachte, fand niemand Zeit und Lust, auf die strategische List des Italieners und die seltsamen Veränderungen in der „Königlichen Sonne" weiter acht zu geben. Kommt unter dem vielen Volk auch Meister Affenschnell in der Stadt an, samt seiner Frau und der alten Amme, wird überall schlecht empfangen, wird von einer Herberge zur andern geschickt und ist zuletzt überglücklich, in der „Königlichen Sonne" unterzukommen, wo der Liebhaber seiner Frau das Feuer schürte und Gott Amor die Suppe kochte. Während die Ankömmlinge sich installierten, schlenderte der Edelmann im Hofe auf und ab, um vielleicht einstweilen von seiner Dame einen Blick zu erhaschen. Er hatte sich nicht verrechnet. Denn nicht lange dauerte es, daß oben die hübsche Advokatin, nach der Gewohnheit aller Damen, ihre Nase herausstreckte und nicht ohne heftiges Herzklopfen den geliebten Edelmann bemerkte. Man denke sich ihr Glück.

„Ah, brennt die Sonne hier," sagte sie, um den Galan auf sich aufmerksam zu machen. Bei diesen Worten näherte sich der Advokat dem Fenster und gewahrte den Edelmann.

„Ei, mein Schatz," rief er, „hast du das mir gesagt oder dem dort unten? Meinst du, weil ich nur eine

Federspule an der Seite trage, anstatt eines Degens, lasse ich Schindluder mit mir treiben? In der Spule ist auch ein Federmesser, nimm dich in acht, daß ich dir's nicht ins Herz stoße. Den Junker da drunten, scheint mir, habe ich schon einmal irgendwo gesehen."

„So tötet mich doch," rief die Frau empört. „Und wahrlich, Ihr sollt mich nicht mehr anrühren nach einer solchen Drohung. Ich will Euch nicht betrügen, aber von heut' an werd' ich mir einen Geliebten suchen, der höflichere Manieren hat als Ihr."

„Nanu, mein Mäuschen," antwortete der Advokat ganz überrascht, „ich war ein wenig allzu hitzig. Komm, gib mir einen Kuß und alles soll verziehen sein."

„Nichts soll verziehen sein," rief sie schnippisch, „laßt Euch von Eurer lieben Amme küssen, Ihr seid ein Scheusal."

Gereizt von dieser Rede seiner Frau wollte er sich mit Gewalt nehmen, was ihm die Advokatin verweigerte, und es entstand ein Gerauf, in dem Meister Affenschnell mehr als einen blutigen Kratzer davontrug. Das Schlimmste aber war, daß der verkratzte Advokat längst in dem geheimen Konventikel der Verschworenen erwartet wurde und also wohl oder übel seine junge Frau in der Hut des alten Drachen, seiner Amme, zurücklassen mußte.

Der Federfuchser, kaum aus dem Hause, und der Edelmann einen seiner Diener an der Straßenecke als Wache aufzustellen und wie auf Flügeln zu seiner Falltüre hinaufzueilen. Geräuschlos hob er sie ein wenig in die Höhe, machte seiner Dame ein leises, kaum hörbares Pst, das die Geliebte hörte mit ihrem Herzen. Denn ein liebendes Herz hört alles. Richtet also das Weibchen ihre Augen in die Höhe und erblickt, kaum vier Flohsprünge über sich, den Geliebten. Zugleich fallen ihr zwei dicke

seidene Schnüre in die Augen, mit zwei silbernen Ringen am Ende, die weit genug waren, um zwei Arme durchzulassen. Sie versteht im Nu, schiebt sich die Ringe unter die Achselhöhlen, und in weniger Zeit als einem halben Vaterunser ist sie hinaufgezogen und hinter der Fülltüre verschwunden, die sich geschlossen hat, als ob nichts gewesen wäre. Als die Amme, die während dieser Zeit eine Truhe ausgekramt hatte, sich nun erhebt und nach ihrer Herrin umsehen will ... nichts! Nicht ein Zipfelchen ihres Kleids! Wie weggeblasen! Was war denn das? Oh, du heilige Mutter Gottes, Sankt Anna! Konnte denn das mit rechten Dingen zugegangen sein?

In Zittern und Zagen erwartete sie den Advokaten oder man könnte auch sagen den Tod, denn von der blinden Wut des Rasenden war alles zu befürchten. Sie mußte ihn aber wohl erwarten, denn dieser Schlaukopf von Affenschnell hatte bei seinem Weggehen vorsichtig die Türe hinter sich abgeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Oben aber, im besseren Jenseits der Salltüre, fand die hübsche Advokatin ein leckeres Abendmahl bereitet, fand im Kamin ein gutes Feuer und ein noch besseres im Herzen ihres Geliebten, der sie, Freudentränen in den Augen, in seine Arme schloß und auf die schönen Augen küßte, um ihr endlich zu danken für die andächtigen Blicke in der Johanniskirche am Greveplatz. Die Advokatin entzog sich ihm nicht, sie ließ sich küssen und pressen, und wieder küssen, wie nur heißhungrige Verliebte tun können, und dann schwuren sich beide, die ganze Nacht zusammen zu bleiben und wenn der Himmel einfallen sollte, wobei die Advokatin allein an das Glück dachte, das sie erwartete, und der Edelmann allein seinem Degen vertraute für alle Fälle.

Rührten also beide wenig an das lecker zubereitete Essen, sondern suchten ohne Verzug das Lager auf, wo wir sie allein lassen müssen, da keine Sprache der Welt ihre verzückten Todesängste und ihre todesbangen Verzückungen aussprechen könnte.

Unterdessen sah sich der Herr Gemahl in Händel verwickelt, die allmählich anfingen, ihm über den Kopf zu wachsen — die ihn vor allem verhinderten, sich diesen Abend um seine Frau zu kümmern. In dem Konventikel der Hugenotten war der Prinz von Condé mit allen Häuptern der Verschwörung erschienen, und es wurde beschlossen, sich der Königin-Mutter, des jungen Königs, der jungen Königin und aller Guisen mit Gewalt zu bemächtigen und eine neue Ordnung des Staats zu gründen. Wie der Advokat sah, daß die Sache so ernst wurde, fiel ihm das Herz in die Hose. Er begriff, daß es hier um den Kopf ging; kein Wunder, daß er das Gewächs nicht spürte, das ihm eben darauf wuchs. Er lief also von den Hugenotten hinweg schnurstracks zu dem Kardinal von Lothringen und überbrachte ihm brühwarm die hugenottische Abendsuppe. Der Kardinal aber nahm ihn sofort mit sich zu seinem Bruder, dem Herzog, wo die drei lange ernstliche Beratungen pflegten, dergestalt, daß es Mitternacht wurde, bis der Advokat, dem sie die wunderbarsten Versprechungen machten, das Schloß verlassen konnte. Zu dieser Stunde ging es hoch her in der Herberge zur „Königlichen Sonne". Das ganze Dienervolk des Edelmanns gab sich ein Fest zu Ehren der Hochzeit ihres Herrn und man kann sich denken, wie diese ausgelassene, tolle, berauschte Spitzbubenbande den armen Advokaten empfing, der schon jetzt den Braten roch und zitternd und totenbleich nach seinem Zimmer stürzte, wo

er niemand fand als die alte Amme. Sie wollte sprechen, aber Affenschnell packte sie an der Kehle und gab ihr zu verstehen, daß sie schweige. Er holte aus seinem Koffer einen guten Dolch hervor und in dem Augenblick, wo er ihn aus der Scheide zog, drang durch die Salltüre herunter ein freies, lustiges, verliebtes, himmlisch-seliges Lachen, begleitet von Worten, die nicht schwer zu verstehen waren. Da sah der Advokat, der schlauerweise seinen Leuchter ausgelöscht hatte, durch die Spalten der Salltüre ein Licht und erkannte die Stimme seiner Frau und die ihres Ritters. Er ergriff den Arm seiner Magd, stieg mit ihr die Stiege hinauf und suchte schleichenden Schrittes die Türe zu dem Zimmer der Liebenden. Mit der Kraft des Verzweifelten drückte er die Türe ein und stürzte wütend nach dem Bette.

„Ah," stieß seine Frau erschreckt aus.

Der Edelmann war seinem Stoß ausgewichen und suchte nun dem Advokaten den Dolch aus der Hand zu winden. Es entstand ein Kampf auf Leben und Tod. Dabei bekam der arme Advokat nicht nur die Fäuste seines Gegners, sondern auch die Zähne seiner lieben Frau zu spüren. In seiner Verzweiflung kam ihm eine List. Er befahl der Magd in seinem Dialekt, das verliebte Paar mit den seidenen Kordeln zu umwickeln, dann warf er den Dolch von sich und half der Amme ihr Werk vollenden. Den also fest Verschnürten verstopfte er den Mund mit den Bettüchern, um sie am Schreien zu verhindern, und ohne ein Wort zu verlieren, griff er von neuem nach seinem furchtbaren Dolch.

In diesem Augenblick erschien die Wache des Herzogs von Guise unter der Türe. Die Offiziere warfen sich zwischen die Kämpfenden, entwaffneten den Advokaten und erklärten ihm, daß sie gekommen seien, ihn zu ver-

haften und ihn mit seiner Frau und seiner Amme auf die Wache zu bringen. Nun erkannten die Offiziere des Herzogs von Guise auch den Freund ihres Herrn, nach dem die Königin sich wiederholt erkundigt hatte an diesem Abend. Davon machten sie dem Edelmann Mitteilung und forderten ihn auf, ihnen zu folgen, weil er im Rat erwartet werde. Während der Edelmann sich aus seiner Verschnürung loswickelte und nach seinen Kleidern umhersuchte, fand er Gelegenheit, dem Hauptmann der Scharwache ins Ohr zu flüstern, daß er ihm zuliebe und auf seine Verantwortung den Ehemann und seine Frau in getrenntes Gewahrsam bringen möge. Um dem Offizier mehr Vertrauen einzuflößen, erklärte er ihm den Zusammenhang der ganzen Sache und fügte hinzu, daß der Advokat seine Frau unfehlbar töten würde, wenn er sie je in seine Gewalt bekäme. Zuletzt legte er dem Offizier nahe, die Frau in einem der hintern Gefängnisräume, die auf den Garten gingen, zu verwahren, den Mann dagegen im untersten und finstersten Loch an Ketten legen zu lassen. Der Offizier versprach, alles nach dem Wunsche des gnädigen Herrn zu tun, und dieser, der seiner Dame Gesellschaft leistete bis in den Hof des Schlosses, versicherte ihr hundertmal, daß sie als freie Witwe aus dem schlimmen Handel hervorgehen werde, und daß er entschlossen sei, sie vielleicht in rechtmäßiger Ehe zur Frau zu nehmen.

Wurden also die Gefangenen untergebracht, ganz wie es der Geliebte der Frau angeordnet, der Mann in einem luftlosen Loch unter dem Boden, die Frau in einem behaglichen Kämmerlein bei den Gärten; denn der verliebte Italiener war kein andrer als Herr Scipio Sardini, ein vornehmer reicher Luccaner, und, wie es bereits gesagt worden, einer der nächsten Freunde der Königin

Kathrein von Medicis, die damals im Bund mit den Guisen das ganze Konzert dirigierte. In dem großen Rat, der in diesem Augenblick heimlich bei der Königin abgehalten wurde, erfuhr der Italiener zum ersten Male, in welcher großen Gefahr der Hof schwebte. Es war in der Tat keine Minute Zeit zu verlieren, und die Herren Räte waren ratlos. Sardini mußte ihnen ein Licht aufstecken. Er überraschte sie alle mit dem Vorschlag, den jungen König im Schloß von Amboise unterzubringen und dort die verdammten Ketzer zu fangen, wie den Fuchs in der Falle. In der Tat weiß jedermann, wie geschickt die Königin-Mutter und die Guisen dieses Stücklein voll listiger Verstellung durchführten und wie der Aufruhr von Amboise verlaufen ist. Aber das gehört nicht zu dieser Geschichte.

Als dann gegen Morgen ein jeder das Zimmer der Königin verließ, wo die Nacht über mehr als ein feiner Faden gesponnen worden, hatte Signor Sardini, trotz seiner höllischen Verliebtheit in die schöne Limeuil, einer Tochter der Königin, seine Advokatin nicht vergessen und fragte, warum eigentlich der rotbärtige Ischarioth in den Käfig gesperrt sei? Der Kardinal von Lothringen antwortete ihm, daß es nicht seine Absicht sei, dem Federfuchser auch nur ein Haar zu krümmen; weil man aber seinen Wankelmut kannte und sich nicht auf seine Verschwiegenheit verlassen konnte, habe man ihn einstweilen in Numero Sicher gebracht, von wo man ihn freigeben werde, sobald man es an der Zeit halte.

„Freigeben?“ rief der Luccaner. „Steckt ihn lieber in einen Sack und werft mir den Schwarzrock in die Loire. Glaubt mir, ich kenne ihn, er ist keiner, der Euch seine Gefangenschaft verzeihen wird. Er wird sicher zu

seinen Predigern zurückkehren. Einen Ketzer zu töten aber ist allezeit ein gottgefälliges Werk. Sein Tod ist übrigens das einzige Mittel, Euer Geheimnis zu sichern, und seine eignen Anhänger werden von Euch keine Rechenschaft über ihn fordern; denn er war ein Verräter an ihrer Sache. Wenn Ihr mich gewähren lassen wollt, ich werde seine Frau retten, das übrige wird sich geben."

Der Kardinal lachte.

„Euer Rat ist gut," sagte er. „Ich will sogleich Befehl geben, die gefährlichen Gefangenen noch enger einzuschließen. Holla!"

Erschien der Gefängnismeister, und der Kardinal befahl ihm, jedermann von den beiden Gefangenen fern zu halten, wer es auch sein möge; dann bat er Sardini, in seiner Herberge zu verbreiten, daß der Advokat von Bloys abgereist und zu seinen Prozessen nach Paris zurückgekehrt sei.

Den Offizieren, die den Advokaten verhaftet hatten, war aufgetragen worden, ihn als einen Gefangenen von Rang und Wichtigkeit zu behandeln und ihn also von den Scharwächtern weder berühren noch berauben zu lassen. So kam es, daß Affenschnell noch dreißig Goldgulden in seiner Börse bei sich trug, von denen er mit Recht voraussetzte, daß sie den Wächtern ein hinlängliches Argument wären, um ihn mit seiner Frau in Rapport zu setzen, die doch seine legitime Frau war und nicht die eines andern. Signor Sardini traute dem Handel auch gar nicht, fürchtete von der Nachbarschaft des rothaarigen Federfuchsers die größte Gefahr für seine Geliebte und beschloß bei sich, sie noch in der Nacht zu entführen und an einen sichern Ort zu bringen. Er mietete also einen Kahn zusamt den Ruderern und befahl ihnen, ihn bei

der Brücke zu erwarten; drei seiner geschicktesten Diener betraute er mit dem Auftrag, die Eisenstangen der Gefängniskammer zu durchfeilen, wo er die Advokatin gefangen wußte, sich dann der Dame zu bemächtigen und sie nach der Gartenmauer zu bringen, wo sie ihn finden würden.

Nachdem gute Seilen gekauft und alle Vorbereitungen getroffen waren, bat der Italiener um eine Audienz bei der Königin-Mutter, deren Gemächer über den Gräben lagen, unter denen der Advokat und seine Frau in Gefangenschaft schmachteten. Sardini brauchte also die Einwilligung der Königin zu dieser Flucht, wenn nicht der ganze Anschlag im letzten Augenblick zunichte werden sollte. Er wurde auch, wie gewöhnlich, in aller Huld und Gnade von ihr empfangen und bat sie, ihm die Gunst zu gewähren, seine schöne Gefangene ohne Vorwissen des Kardinals und des Herzogs von Guise befreien zu dürfen. Zugleich setzte er auch ihr die Gründe auseinander, Gründe hoher Politik, die es nötig machten, daß der Kardinal den Advokaten ins Wasser werfen lasse, und die Königin sagte zu allem Ja und Amen. In einem Gurkensalat schickte er darauf der Dame seines Herzens ein Zettelchen, das der schönen Advokatin ihre bevorstehende Witwenschaft und Befreiung aus dem Kerker ankündigte, dessen sie wohl zufrieden war. Durch einen geheimen Befehl der Königin wurden bei einbrechender Nacht die Wachsoldaten von den Gräben entfernt, dann das Gitter im Handumdrehen von den geschickten Italienern abgehoben und die Dame nach der Gartenpforte dem harrenden Geliebten in die Arme geführt.

Das Pförtchen hinter den beiden aber kaum geschlossen, siehe da die Dame, die ihren Mantel abwirft,

die Dame, die sich in einen Advokaten verwandelt, den Advokaten, der den Frauenräuber an der Gurgel packt und ihn gegen das Wasser stößt, um ihn in der Loire zu ersäufen. Und Sardini sich zu verteidigen, zu kämpfen, zu rufen, aber alles, ohne sich, trotz seines Dolchs, losmachen zu können von diesem Teufel im schwarzen Talar.

Plötzlich aber wurde es still. Sardini war in ein tiefes Loch von Sumpf und Morast gestürzt. Er sah noch einen Augenblick das Gesicht des Advokaten, ganz besudelt mit dem Blute seiner Frau; dann ergriff sein Angreifer die Flucht, denn schon näherten sich die Diener des Italieners mit Waffen und Fackeln. Auf dem von Sardini bereit gehaltenen Kahn entkam der Advokat.

So geschah es, daß allein die schöne Advokatin das Leben lassen mußte. Den Signor Sardini hatte sein Würgengel nur halb erwürgt, er wurde von seinen Leuten aus dem Morast gezogen und erholte sich nach und nach von den Mißhandlungen des Advokaten. Später heiratete er, wie jedermann weiß, die schöne Limeuil, nachdem sie im Zimmer der Königin heimlich mit einem Kindlein niedergekommen war, welchen Unfall die Königin-Mutter um jeden Preis zu verheimlichen und den Sardini aus großer Liebe durch Heirat gut zu machen suchte, soweit es möglich war. Zum Dank erhielt er von der Königin Kathrein die Herrschaft Chaumont-sur-Loire mitsamt dem Schlosse. Aber er war doch von seinem Advokaten so gekrallt, gewürgt, geknufft und mit Füßen getreten worden, daß er die schöne Limeuil noch im Frühling ihres Lebens zur Witwe machte. Der Advokat wurde nicht verfolgt. Er brachte es im Gegenteil dahin, daß er im letzten Friedensedikt unter denjenigen verzeichnet stand, denen alles vergeben und vergessen sein sollte. Er ergriff von

neuem die Sache der Hugenotten, denen er später in Deutschland große Dienste erwies.

Die arme Advokatin! Betet für ihre Seele; ihr schöner Körper wurde, wer weiß wohin geworfen, ohne Gebet und ohne christliches Begräbnis. Denkt an sie, schöne Damen, wenn euch Gott Amor günstig ist.

Die Predigt des lustigen Pfarrers von Meudon.

Als Meister Franziskus Rabelais zum letztenmal an den Hof Heinrich II. kam, war er bereits darauf gefaßt, dem Gesetz der Natur zu folgen und sein schlampig gewordenes Wams, will sagen sein Fleisch, von sich zu legen, um allein in dem pracht- und machtvollen Geist, in dem herrlichen Geist jener exzellenten menschlichen Philosophie, auf die wir immer wieder zurückkommen, durch alle Ewigkeiten weiter zu leben. Der gute Mann hatte damals siebzig wohlgezählte Frühlinge hinter sich, sein homerisches Haupt war längst kahl geworden, aber war umrahmt von einem wahrhaft patriarchalischen Bart, seine Stirne strahlte vom Glanz des Gedankens und das stumme Lächeln seines Munds sprach von einem ewig jungen Herzen. Kurz, er war ein schöner Greis, wie es alle die bezeugen, die das Glück gehabt haben, ihm noch ins Antlitz zu schauen, in dem die Bilder des Sokrates und des Aristophanes, zweier Geister, die sich im Leben gehaßt, aber hier Freunde geworden waren, in eines zusammenflossen. Da nun also in dem genannten Winter dem guten Mann die Ahnung kam, daß über kurz oder lang sein letztes Stündlein schlagen werde, beschloß er bei sich, dem König von Frankreich noch vorher seine Aufwartung zu machen, als welcher in sein Schloß Tournelles gekommen war, infolgedessen Meister

Franziskus, der in einem Hause bei den Gärten von Sankt Paul wohnte, sich den Hof fast auf Steinwurfweite nahegerückt sah.

Befanden sich aber, als er ankam, in den Gemächern der Königin Kathrein: Frau Diana, die von der Königin aus Gründen der hohen Politik empfangen wurde, der König, der Herr Feldzeugmeister, der Kardinal von Lothringen und der Kardinal Dubellay, die Herren von Guise und mehrere Italiener, die bereits anfingen, sich unter den Fittichen der Königin in großer Zahl am Hof einzuschmuggeln; waren auch gegenwärtig der Admiral, der Herzog Mongomery, die Herren vom Dienst und einige Hofpoeten, wie Melin de Saint-Gelays, Philibert de l'Orme und Meister Brantosme.

Als der König Meister Franziskus bemerkte, den er, wie viele, für nichts weiter als einen ausgelassenen Spaßvogel achtete, richtete er sofort das Wort an ihn, und nach einigem Hin- und Herreden:

„Hast du denn", sagte er, „deinen Pfarrkindern von Meudon auch einmal eine Predigt gehalten?"

Meister Franziskus nahm dies für einen Scherz, denn er hatte sich in seinem Leben um seine Pfarrei nicht weiter gekümmert, als daß er deren Einkünfte erhob, die er wohl brauchen konnte.

„Majestät," antwortete er, „meine Pfarrkinder wohnen allerorten, und meine Predigten hört man, so weit die Christenheit reicht."

Mit einem ruhigen Blick streifte der Meister diese Höflinge, die, ausgenommen die Herren Dubellay und von Castilion, nichts andres in ihm sahen, als so eine Art gelehrten Triboulet, da er doch der König der Geister war, in einem höhern Sinn König als derjenige, vor

dessen gnadenspendender Krone sie sich alle beugten. Und dem Guten, der sich bereits mit einem Fuß im Grabe fühlte, wandelte plötzlich die boshafte Lust an, dem Geschmeiß einmal gehörig die Köpfe zu waschen und ihnen, figürlich versteht sich, auf die hohlen Schädel herunterzupissen, wie Gargantua den Parisern von den Türmen Unsrer Lieben Frau.

„Wenn Eure Majestät guter Laune ist," sagte er, „könnte ich Höchstderselben wohl mit einer kleinen Predigt dienen, die ich mir längst zu gelegentlichem Gebrauch hinters Ohr geschrieben habe."

„Meine Herren," antwortete drauf der König, „Meister Franziskus hat das Wort. Und da es sich um unser Seelenheil handelt, so haltet euch ruhig und spitzt mir die Ohren. Der gute Meister steckt voll von spaßigen Evangelien."

„Majestät," erwiderte Rabelais, „ich fange an:"

Das Geplauder der Höflinge verstummte, sie traten in einem Halbkreis um den Meister, der ihnen in Worten, deren Poesie und Beredsamkeit kein Mensch auf Erden zu widerholen vermöchte, die folgende Historie zum besten gab. Sie ist uns nur mündlich überliefert worden, und so möge es dem Autor verstattet sein, sie hier in seiner Weise nachzuerzählen.

* * *

„In seinen alten Tagen war Gargantua ein wenig geizig geworden, worüber die Leute seines Hauses sich sehr verwunderten, ohne es ihm aber übel zu nehmen, denn er war rund siebenhundertundvierzig Jahre alt, wenn auch der heilige Klemens von Alexandrien in seinen Stromates zu beweisen sucht, daß er zu dieser Zeit einen ganzen Viertelstag jünger war, was uns aber wenig

kümmert. Wie nun der väterliche Herr so sah, daß man ein wenig allzusehr in Saus und Braus lebte in seinem Hause und seine Gäste sich nicht nur satt aßen, sondern auch noch obendrein die Taschen füllten, bekam er es mit der Angst, es könnte ihm zuletzt am nötigsten fehlen. Und er beschloß, eine vollkommenere Verwaltung seiner Domänen einzurichten. Das war weise und vernünftig gedacht. Er ließ also auf einem Speicher des gargantualischen Schlosses seine besten Vorräte zusammentragen, einen großen Haufen roter holländischer Käse, zwanzig gewaltige Töpfe eingemachter Mustarde, ganze Kübel voll Zwetschgenmus, Latwergen und Touraner Pflaumen, große Fässer eingesalzener Butter, ganze Kisten voll Hasenpasteten, in Fett gelegte Enten, im Schmalz vergrabene Schweinsfüße und Gänsekeulen, dreihundertundsiebenundneunzigtausend Büchsen voll grüner Erbsen und Bohnen, siebenhundertunddreiundfünfzigtausend Gläser des feinsten Orleaner Quittengelees, viele Fässer getrockneter Lampreten, marinierter Häringe, geräucherter Aale und eingepökelter Seezungen, ganze Kufen eingetrockneter Weintrauben, endlich Eingezuckertes für die Gargamella an den Feiertagen und tausend andre gute Sachen, die ins einzelne aufgezählt sind in den ripuarischen Gesetzen und auf gewissen Seiten der königlichen Kapitularien, Edikte, Pragmatiken, Ordonnanzen und Institutionen jener Zeit. Klemmte dann der Gevatter sein Binokel auf die Nase und seine Nase in das Binokel und ging aus, einen fliegenden Drachen oder ein Einhorn zu suchen oder einen Hund mit feurigen Augen, die ihm seine kostbaren Schätze bewachen könnten. Also suchend und in Sorgen durchwanderte er seine Gärten. Er wollte keinen geschopften Kranich, mit dem schon die Ägyptianer, wie aus den Hiero=

glyphen hervorgeht, schlechte Erfahrungen gemacht haben. Mit einer Handbewegung scheuchte er die Kohorten der Kobolde und Alraunen hinweg, weil er wußte, daß diese schon den römischen Kaisern zuwider waren, wie ein gewisser Fürwitz, namens Tacitus, überliefert hat. Auch das Geschlecht der Pikrokoller verwarf er. Ebenso die Legionen der Druiden, der Wichtelmänner, der Zaunkönige. Gefiel ihm auch nicht der schnauzbärtige Hamster und das wachsame Murmeltier. Er ging im Geist alle Genealogien und Geschlechtsregister seines Reichs durch, aber zu keiner einzigen gallischen Rasse konnte er ein Vertrauen fassen. Er hätte sich am liebsten eine neue geschaffen. Je länger er erwog, um so unmöglicher schien es ihm, eine Wahl zu treffen, und er fürchtete schon, seine kostbaren Schätze und Reichtümer dem Verderben preisgeben zu müssen. In dieser sorgenvollen Lage begegnete er einem kleinen hübschen Spitzmäuserich, aus dem alten und edlen Geschlecht der Spitzmäuseriche, die als Wappen einen roten Balken im blauen Schilde führen. Und was für ein Prachtkerl das war. Er trug den schönsten Schwanz seiner Familie und spreizte und spiegelte sich in der Sonne als ein echter edler Spitzmäuserich von Gottes Gnaden. Man sah es ihm an, wie er stolz darauf war, seine Ahnenreihe bis auf die Sündflut zurückverfolgen zu können in ununterbrochenen Geschlechtsregistern, von Fall zu Fall, gestützt auf Brief und Siegel, wie denn ein Protokoll ausdrücklich und unwiderleglich bezeugte, daß bereits ein Spitzmäuserich mit dem Patriarchen Noah in die Arche gegangen ist ..."

* * *

Hier lüpfte Meister Algofripas ein wenig seine Mütze und im salbungsvollen Predigerton fuhr er fort:

„Noah, meine Herren, gemeint ist jener Noah, der die Rebe gepflanzt hat, und zuerst das Glück hatte, sich im Wein zu berauschen. Denn es steht fest und sicher, daß ein Spitzmäuserich auf dem Schiffe war, aus dem wir alle hervorgegangen sind. Aber die Menschen haben sich untereinander vermischt und ihre Rasse verunreinigt. Nicht so die Spitzmäuseriche. Sie sind stolzer auf ihr Wappen, als alle andern Tiere, sie würden niemals einen Hamster in ihre Familie aufnehmen und wenn er auch alle Reichtümer der Welt in seinem Bau zusammengetragen hätte. Dieser echt edelmännische Geist gefiel dem guten Gargantua. Und kurzerhand übertrug er dem Spitzmäuserich die Statthalterschaft auf seinen Speichern mit den ausgedehntesten Rechten, Privilegien und Machtvollkommenheiten, hoher und niederer Gerichtsbarkeit, Committimus, Missi Dominici, mit Gewalt über den Klerus und dem Oberbefehl im Heere, kurz, mit allem, was sich nur denken läßt. Der Spitzmäuserich versprach, sein Amt getreu zu verwalten und seine Pflicht zu tun, wie man von einem feudalen Spitzmäuserich erwarten kann; er stellte nur die eine Bedingung, auf dem Kornhaufen wohnen zu dürfen, was der gute Gargantua gerecht und billig fand.

Und also hättet ihr den Spitzmäuserich sehen müssen in seinem neuen Palast, wie er Sprünge machte, wie er glücklich war, glücklich als ein Fürst, der glücklich ist, wie er stolz seine Länder und Reiche inspizierte, seine Schinkenprovinzen, seine Latwergengrafschaften, seine Domänen von Mustarden, seine Traubenherzogtümer, seine Blutwurstfürstentümer, seine Baronate jeder Art, wie er auf Bergen von Weizen thronte und mit seinem Schwanz die Körner peitschte. Wo der Spitzmäuserich erschien, standen ehr-

furchtsvoll und begrüßten ihn stumm alle Töpfe. Nur wo zwei goldene Becher beieinander standen oder auch ein silberner Humpen bei einem goldenen Becher, stießen sie aneinander und machten ein Geläute, wie mit Kirchenglocken, wenn der Fürst einzieht, dessen der Spitzmäuserich sehr zufrieden war und sich freundlich bedankte mit einem leisen Nicken des Kopfs. Auf seinem Kornhaufen setzte er sich gern in einen Streifen Sonne, der durch die Dachluke fiel. Da leuchtete dann sein seidenweiches glattes Fellchen in einem bläulichen Schimmer und er sah ganz und gar aus wie ein nordischer König in seinem Zobelpelz. Oft auch vergnügte er sich mit Springen und Tanzen, mit Kapriolen und Purzelbäumen, dann bekam er guten Appetit, ließ sich ein, zwei Weizenkörner schmecken, die er mit Behagen knusperte und saß dann wieder zu oberst auf dem Haufen, wie ein König auf dem Thron vor dem versammelten Hofe. Aufrecht auf dem Hintern saß er, mit gutem Gewissen und dem Bewußtsein, der tapferste und treueste Spitzmäuserich der Welt zu sein.

Erschienen da an ihren gewohnten Schlupflöchern und sonstigen Vorposten unheimliche nachtwandlerische Völker, lichtscheues Gesindel, das auf vier Pfoten läuft, an Wänden und Balken klettert, in versteckten Höhlen haust, kurz, das zahlreiche Geschlecht der Mäuse, Ratzen, Hamster und andrer Nager, die alles beknuppern und beschnuppern, bebeißen und bescheißen, und der Schreck und die Landplage aller guten Hausfrauen sind. Als sie den Spitzmäuserich erblickten, schreckten sie zurück und drückten sich hinter die Schwelle ihrer Wohnungen, nur ängstlich hinblinzelnd nach dem neuen unerwarteten Feind. Ein alter grauer Mausling aber, ein frecher und respektswidriger Geselle, streckte trotz aller Gefahr seinen Kopf aus dem Fenster

und besah sich fast furchtlos den Spitzmäuserich, der auf der Höhe des Weizenbergs mit aufgerichtetem Schwanz auf seinem Hintern saß, kam aber bald zu der Überzeugung, daß das der Teufel sei, vor dessen Krallen man sich in acht nehmen müsse; denn der gute Gargantua hatte seinem Statthalter, damit er den andern Spitzmäusen und Mäusen, Ratten und Ratzen, den Hamstern, Wieseln, Iltissen und Katzen, kurz, dem ganzen nächtlichen Raub- und Diebsgesindel um so mehr Respekt einflöße, hatte dem Statthalter, sagte ich, ein wenig Muskatöl um die spitzige Schnauze geschmiert, dessen Geruch seitdem alle Spitzmäuse geerbt haben, da der Statthalter trotz dem weisen Rat Gargantuas die Mitglieder seiner Sippe nicht immer in gehörigem Abstand gehalten hat, infolgedessen die berühmten und langwierigen Spitzmäusekriege entstanden sind, die ich euch in einem ernsten, weltgeschichtlichen Werke erzählen würde, wenn ich die Zeit dazu hätte. An diesem Muskatgeruch erkannte der graue Mausling, aus dem Geschlechte der Mäuse oder Ratten, denn die Gelehrten des Talmud sind über die beiden naturgeschichtlichen Spezien nicht im klaren und verwechseln oft die eine mit der andern, erkannte der Mausling, daß dem Spitzmäuserich da oben Amt und Vollmacht geworden, über das Getreide des Gargantua zu wachen, durch welche Investitur er quasi ein andres Wesen geworden, ein Tier, das nur noch Pflicht war, nichts mehr war als Spion, Aufpasser und Leutschinder, kurz, ein Amtsmensch vom Kopf bis zu den Füßen, ganz in Waffen, ganz nur Drohung und Gefahr für alles übrige Volk, ganz aufgehend im Eifer für seinen Herrn, ein unbequemer Pflichtenbold, der alle mausigen Schwächen, Sitten und Gewohnheiten weit von sich getan, alle Liebhabereien seiner Sippschaft, wie Specklecken, Krümchen-

knuppern, Käsebeschnuppern, Rindenbenagen und anders als pöbelhaften Geschmack verachtete und nichts mehr davon hören wollte, sondern dergleichen tat, als ob er nie eine Käserinde geknabbert, nie sein Zünglein an einer Speckschwarte gewetzt hätte. Dennoch beschloß der Mausling, ein Kerl, der mit allen Wassern gerieben war, dem guten Spitzmäuserich ein wenig auf den Zahn zu fühlen und, wenn es möglich wäre, die Würmer aus der Nase zu ziehen, zum Heil und Segen aller ratamorphen Kinnbacken auf zehn Meilen im Umkreis. Sich also zum Nutzen andrer in die Gefahr begeben und sich quasi in die Höhle des Löwen zu wagen, wäre schon für einen Menschen eine große und schöne Tat gewesen, um so mehr bei einem Parlamentarier der Mäuse und Ratten, die ohne Gemeinsinn in egoistischer Vereinzelung leben und keine Scham und Tugend kennen, die ohne Gewissen in der Angst eine Hostie bepissen, die ein Meßgewand benagen und blasphemisch, Gott hin, Gott her, aus dem Kelch des Altars trinken würden. Wagte sich also der kühne Mausling ein paar Schritte vor, dann wieder ein paar Schritte, bis er dem Spitzmäuserich ganz nahe stand, der an Kurzsichtigkeit litt, wie alle seine Brüder und Vettern. Alsdann begann dieser Mirabeau des Nagevolks mit pathetischer Rede, nicht im Dialekt der Mäuse, sondern im schönsten und reinsten Spitzmäusetoskanisch, den Gefürchteten folgendermaßen zu haranguieren:

„Hoher Herr," sprach er, „viel Ruhmreiches habe ich vernommen über Eure glorreiche Familie, dessen untertänigsten Diener ich mich zu nennen die Ehre habe, ich kenne alle Chronikbücher, Legenden und Sagen Eurer Vorfahren, die bei den alten Ägyptianern göttlich verehrt wurden, wie das Krokodil und andre heilige Vögel.

Aber Euer Pelzmantel verbreitet einen so königlichen Duft und ist von einem so mirakulös schillernden Glanz, daß ich Mühe habe, Euch als einen Eurer Rasse zu erkennen, da ich noch nie einen Vetter von Euch in solcher Herrlichkeit angetroffen habe. Ich sehe Euch dennoch das Korn knabbern nach der guten alten spitzmausigen Methode, ich sehe auch, daß Ihr Euch im Kampf haltet, wie ein echter, edler, alter Spitzmäuserich. Aber ein so vollkommener und ganzer Spitzmäuserich Ihr auch sein mögt, so müßt Ihr dennoch, ich weiß nicht in welchem Winkel Eures Ohrs, einen, ich weiß nicht was für besonderen Gehörgang haben, den ich weiß nicht was für eine mirakulöse Klappe auf ich weiß nicht was für eine besondere Art schließt, und zwar nur auf Euren heimlichen Befehl in gewissen ich weiß nicht welchen Augenblicken, um Euch in den Stand zu setzen, gewisse, ich weiß nicht was für Dinge, die Euch, ich weiß nicht aus welchem Grund mißfallen könnten, nicht zu hören, weil ihr Anhören Euer sakrosanktes, göttliches Ohr, ich weiß nicht warum, unheilbar verletzen könnte."

„So ist es," antwortete der Spitzmäuserich, „eben hat sich die Klappe geschlossen, ich höre nichts mehr."

„Laßt uns sehen," antwortete der mausige Frechling, oder der freche Mausling.

Dann bestieg er den Kornhaufen und fing an, sich seine ganze Provision für den Winter aufzuladen.

„Hört Ihr etwas?" fragte er.

„Ich höre das Klopfen meines Herzens."

„Kui, kui," riefen alle Mäuse, „den können wir über den Löffel balbieren."

Unser Spitzmäuserich aber, der geglaubt hatte, einen ergebenen Diener vor sich zu haben, öffnete plötzlich

die Klappe zu seinem übernatürlichen Gehörgang und hörte das Geräusch von Weizenkörnern, die in Mäuselöcher rollten. Da ergrimmte er so sehr, daß er, unbekümmert um die Prozeßordnung, unbekümmert um mündliches und schriftliches Verfahren, sich über den alten Mausling warf und ihn erwürgte. Glorreicher Tod. Dieser Held starb auf dem Feld der Ähren, will heißen der Kornähren oder ihres Inhalts; er wurde als Märtyrer kanonisiert. Der Spitzmäuserich aber nahm ihn und nagelte ihn mit beiden Ohren an das Speichertor, wie man im Reich der „Hohen Pforte" zu tun pflegt, wo man um ein Haar meinen guten Panurg festgenagelt hätte. Bei dem Todesschrei des Mauslings verschwanden entsetzt alle Ratten und Mäuse, das ganze Volk, in seinen Löchern. Die Nacht darauf aber versammelten sie sich im Keller zu einer großen Volksversammlung, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu beraten, wobei nach der lex papyria auch die legitimen Ehefrauen Sitz und Stimme hatten. Hier wollten nun die Ratten den Mäusen vorangehen und der Streit um den Vortritt hätte fast das ganze Vorhaben zunichte gemacht. Da bot ein dicker Ratterich einem zierlichen Mäuschen seinen Arm, diesem Beispiele folgten die übrigen, und bald saßen sie also in gemischter Reihe im Kreis, jeder auf seinem Hintern, den Schwanz hochgestellt, die Nase in der Luft, die feinen Schnurrbärtchen, zitternd vor Aufregung, die kleinen Äuglein funkelnd wie schwarze Diamanten. Dann begannen die Verhandlungen. Sie liefen bald in ein wirres Geschimpf und Geschelte aus, kurz, es ging zu wie auf dem Reichstag der Polen oder auf einem Ökumenischen Konzil. Die einen sagten ja, die andern sagten nein; einer Katze, die in der Nähe vorüber kam, wurde es angst und bang. War das ein

Stimmengewirr mit: zwiwiwi! bu bu bu! mit: nak nak! zwiwiwi! mit: zrr zrr zrr zrr! mit: ui ui ui! mit: za za zazazaa! mit: fui fui zwiwi zwiwi zwiwi! Alles floß zusammen in ein einziges Tohuwabohu. Die Stadtväter auf dem Rathaus hätten es nicht schöner gekonnt. Ein kleines Mäuschen, das nicht ganz volljährig war und keinen Zutritt zum Parlament hatte, kam während dieses Tumults an die Türe und streckte sein vorwitziges Schnütchen durch eine Ritze, denn das kleine Ding war gar zu neugierig. Wie nun der Lärm immer größer wurde, drückte es sich so ungestüm in den Spalt, daß es sich endlich mit seinem ganzen Körperchen hindurchzwängte und drin zu Boden gefallen wäre, wenn es sich nicht an einem Faßreif, der an der Türe hing, festgehalten hätte. Darauf saß es nun so zierlich, man hätte glauben können, es sei ein kleines Meisterwerk in einem gotischen Relief. Ein alter Ratterich, der mit einem frommen Augenaufschlag ein Stoßgebet zum Himmel sandte in diesem Augenblick der höchsten Not, gewahrte plötzlich das zierliche, weiße, weichfellige Mäuschen und erklärte laut vor der ganzen Versammlung, das sei eine Erscheinung des Himmels, gesandt zum Heil des Volks und zur Rettung des Staats. Alle Schnauzen wandten sich erstaunt nach dieser Dame von der göttlichen Hilfe und eine große Stille trat ein. Endlich beschloß das Parlament, trotz der Einsprache einiger Neidhämmel, das hübsche Weibsen dem Spitzmäuserich zum Geschenk zu machen. Im Triumph wurde sie vor die Versammlung geführt, und wenn ihr sie gesehen hättet, wie sie mit kleinen zierlichen Schrittchen einhertrippelte, mit Grazie ihren Hintern schwenkte, das feine Köpfchen ein wenig auf die Seite neigte, wie sie unnachahmlich mit den dünnen durchsichtigen Öhrchen wackelte und

sich mit ihrem Rosenblättchen von Zunge das junge Schnurrbärtchen leckte, wenn ihr sie gesehen hättet, ihr würdet euch nicht verwundern, daß die alten, dickbäuchigen, graubärtigen Ratten sich, einer wie der andre, bis über die Ohren in das hübsche Ding verliebten und, wie sie vorüberzog, Maul und Augen aufsperrten, gleich den Wackelgreisen von Troja, wenn die schöne Helena aus ihrem Badehaus kam. Und also wurde das zarte weiße Fräulein nach den Speichern abgesandt, ob sie vielleicht dem Spitzmäuserich gefallen und Gnade finden möchte vor seinen Augen, zum Heil des ganzen nagenden, leider jetzt am Hungertuch nagenden Volks, gleich jenem hebräischen Weibe mit Namen Esther, auf die der Sultan Ahasver ein Auge geworfen hatte und die sein Herz wendete und günstig stimmte ihrem unterdrückten Volke, wie es geschrieben steht im Buch der Bücher. Die schöne Maus versprach zu tun, was in ihren Kräften stünde, und sie durfte sich schon etwas zutrauen, denn wahrlich, sie war die Königin der Mäuse, eine Maus so weißfellig und so zartfühlig, so mockelig, so hellichtblond, kurz das lieblichste Fräulein, das nur je an Balken hingeklettert, an Wänden hinaufgekrabbelt, in Mauslöcher geschlüpft ist und kindische Jauchzer und Freudenschreie ausgestoßen, wenn es auf seinem Weg eine Apfelschale gefunden oder ein Brotkrümelchen. Eine wahre Nymphe war's, eine wahre Fee von einer Maus, mit einem Köpfchen voller Tollheiten und Lustigkeiten, einem so kleinen, zierlichen Köpfchen, mit einem Blick so hell wie ein Diamant, mit einem Haar feiner wie Sonnenstrahl und weicher wie Seide, mit einem so weißen, kitzligen, molligen Körperchen, mit einem Schwanz wie Samt, mit Pfötchen wie Rosenblätter; ein wohlgebornes Mäuslein war's, mit einem flinken Zünglein, ein Mäuslein, das sich

nicht gern plagte, sondern lieber herumlag auf weichen Unterlagen, ein listiges, schlaues, durchtriebenes Mäuslein, schlauer als ein alter Doktor der Sorbonne, der die Dekretalien auswendig weiß; ein Mäuslein war's mit weißem Bauch und gestreifeltem Rücken, mit allerliebsten kleinen Zitzen, mit Grübchen in den Wangen, mit einer Reihe Zähnchen, die schimmerten wie Perlen, mit einem Wort, es war ein Fressen für einen König."

* * *

(Diese Schilderung war so kühn und so auf ein Haar war die geschilderte Maus ein Ebenbild der gegenwärtigen Frau Diana, daß alle Höflinge zitterten für den verwegenen Erzähler. Die Königin Kathrein lächelte boshaft, aber dem König war's nicht ums Lachen. Meister Franziskus jedoch fuhr fort, ohne auf das verstohlene Zublinzeln der Kardinäle Dubellay und von Castilion zu achten, die das Schlimmste für ihren Freund fürchteten.)

* * *

„Diese hübsche Maus," fuhr er fort, „machte keine langen Umschweife, und schon am ersten Abend verdrehte sie dem guten Spitzmäuserich ganz und gar den Sinn mit ihrem Liebäugeln und verschmitztem Schöntun, mit Lüsternmachen und zimpferlichem Verweigern, mit all den Kniffen eines entzückenden Luderchens, das möchte und nicht wagt, mit tausend halben Liebkosungen und Hinhaltungen, mit all den vertrackten Vorbereitungen und Einleitungen einer Maus, die weiß, was sie wert ist, die ihren Preis kennt, mit all den kitzligen Aufreizungen, versprechenden Blicken, versagenden Zurück-

weichungen, kurz, all den weiblichen Teufeleien, wie sie die Weibsen aller Länder mit so großer Meisterschaft handhaben. Endlich aber, nach unendlichem Kurbettieren und Pfötchenlecken und was die sonstigen spitzmäuserigen, verliebten Galanterien mehr sind, nach so viel zornigem Stirnrunzeln, unendlichen Seufzern, Serenaden und nächtlichen Liebesmählern auf dem Kornhaufen, kam es doch so weit, daß der Statthalter aller Kornkammern über die Gewissensskrupel und religiösen Bedenken des leckeren Frauenzimmerchens den Sieg davontrug. Und alsbald fanden beide so viel Geschmack an der blutschänderischen und verbrecherischen Liebe, daß die verdammte kleine Maus den Spitzmäuserich am Bendel hielt wie nur Eine und die wahre Königin wurde in seinen Reichen, die von allem naschte, wo es nur zu naschen gab. Der Spitzmäuserich durfte nicht mucksen. Er erlaubte alles dieser Königin seines Herzens und vergaß alle Treuschwüre gegen den guten alten Gargantua. Die schlaue Maus merkte bald, daß er ihr nichts mehr versagen könne, und in einer schönen Nacht, als sie wieder einmal andres zusammentaten als Paternosterbeten, erinnerte sich das gute Kind an seinen armen Vater daheim, den ein Körnlein von ihrem Überfluß glücklich machen konnte, und sie drohte dem Spitzmäuserich, ihn zu verlassen, wenn er ihr nicht erlauben wolle, ihre kindliche Pflicht gegen ihren Vater zu erfüllen. Ein klein wenig leistete der Statthalter Widerstand, aber nicht lange, sondern lieferte ihr ein Patent aus mit dem großen königlichen Siegel, in grünem Wachs und hochroten Schnüren, kraft dessen dem Vater des Weibsen das Privilegium zugestanden wurde, in dem Gargantuanischen Palast frei aus und einzugehen und seine tugendhafte Tochter zu sehen und ans Herz zu

drücken, wann es ihm beliebte, auch von allem zu essen, wonach ihm das Herz stand. Doch sollte er seine Mahlzeit in der Küche halten, die Herrschaftstafel war ihm versagt. Erschien also im Schloß ein ehrwürdiger Greis mit weißem Schwanz, gravitätisch wie ein Kanzler von Frankreich, mit wackligem Kopf, begleitet von sieben Neffen, ein jeder dünn wie eine Säge, die alle dem Spitzmäuserich ihre Aufwartung und in wohlgesetzten Reden und Argumentationen begreiflich machten, daß er keine treueren und ergebeneren Diener finden könne als sie, seine Anverwandten, Blutsverwandten, Vetter und Schwäger. Darum möge er seine drückendsten Lasten auf ihre jungen Schultern abladen, sie wollten Ordnung in die Verwaltung bringen, alles aufs sorgfältigste notieren, registrieren und etikettieren, gute Buchhaltung führen, also daß Gargantua, wenn er einmal eine Visitation halten werde, mit dem Stand der Finanzen, Ersparnisse und Vorräte zufriedener sein solle als je. Ihre Gründe schienen durchaus einleuchtend. Dennoch war es dem armen Spitzmäuserich nicht ganz wohl bei der Sache, und sein Gewissen warnte ihn, denn das war nicht nur ein spitzmausiges, sondern auch ein spitzfindiges Gewissen. Er verlor seine gute Laune und wurde düster und sorgenvoll. Das bemerkte eines Morgens die Dame Maus, die um diese Zeit schwanger war und beschloß bei sich, durch eine sorbonnistische Konsultation und das Befragen einer hohen Fakultät seine Zweifel zu heben und sein Gewissen zu beruhigen. War da ein gewisser Herr Maultasch, der als Einsiedler in einem Käse lebte, ein alter und hochangesehener Beichtvater im Land der Ratten und Mäuse, ein fettes Mönchlein mit einem lachenden Gesicht über der schwarzen Kutte, mit einer winzigen Tonsur auf dem Haupt, die ihm eine

Katze beigebracht, der er eines Tags in die Krallen geraten. War ein wahrhaft ehrwürdiger Ratterich, ein Ratterich im geistlichen Gewand, der sich auf die höchsten Autoritäten der Wissenschaft berufen konnte, der die Dekretalien und klementinischen Gesetze Paragraphos für Paragraphos auswendig wußte, daß auch das Tüpfelchen auf dem i nicht fehlte. Sein Ruf in den hohen Wissenschaften, verbunden mit der tiefsten christlichen Demut, und besonders sein heiliges Einsiedlerleben in der Käsehöhle, hatten ihm eine große Schar Jünger gewonnen, und wo er ging und stand, folgte ihm ein Haufen schwarzer Ratteriche nebst zugehörigen hübschen Mäuschen, denn die kanonischen Gesetze des Konzils von Rattenburg waren damals noch nicht in Kraft getreten, also daß es jedem Kuttenmanne frei stund, seine Konkubine offen mit sich herumzuführen. Dieser heilige Mann nebst seinem Anhang war der Dame des Statthalters sehr ergeben, die auf diesen frommen Orden alle Hoffnung setzte und die ehrwürdige Gesellschaft eiligst herbeirufen ließ. In feierlichem Aufzug, in zwei Reihen geordnet, so daß es aussah als ob die ganze Pariser Universität in Prozession nach dem Münster zöge, erschienen sie vor dem Statthalter. Ihre Nasen schnüffelten links und rechts nach den aufgehäuften Vorräten.

Nachdem der Zeremonienmeister einem jeden seinen Platz angewiesen, nahm ihr Meister und Oberratterich, sozusagen Kardinalratterich, das Wort und hielt, im schönsten Rattenlatein oder radodatischem Latein eine Ansprache, worin er dem Spitzmäuserich bewies, mit Gründen aus der Schrift und den Vätern: daß über ihm niemand stehe als Gott allein, daß er niemand Rechenschaft und Gehorsam schuldig sei außer Gott, daß er allein Gott zu fürchten brauche, aber sonst niemand auf der Welt. Diese

Ansprache, geschmückt mit hebräischen, griechischen und kaldäischen Zitaten aus den alten Schriftstellern und den Evangelien, alles so kunterbunt ineinandergequirlt, daß es den Zuhörern grün und gelb vor den Augen wurde, endete mit einer Lobrede auf das erlauchte Geschlecht der Spitzmäuseriche im allgemeinen und des hochselbst hier anwesenden Herrn Statthalters im besondern, von dem gesagt wurde, daß er seine Vettern an Göttlichkeit übertreffe, wie die Sonne die Sterne. Dem gargantuanischen Speicherverwalter wurde ganz schwindlig bei so viel Lob.

So sehr hatte ihm die Rede den Kopf verdreht und mit dem Kopf den Sinn, daß er der ganzen schwarzen Schar Wohnung anweisen ließ in seinem Palast, als welche sich hingegen verpflichtete, Tag und Nacht das hohe Lied seines Lobs vor seinen Ohren zu singen und ihn mit goldenen Schmeichelworten zu füttern, so oft er Hunger danach habe (und er hatte immer Hunger danach), auch seine Dame zu preisen und anzusingen in Sonetten und Madrigalen und ihr den Hintern zu küssen, so oft sie es haben wolle. Diese aber, die wohl wußte, wie hungrig das Volk war, wollte ihrem Werk die Krone aufsetzen. Sie gebrauchte also ihre Zunge, öffnete die Schleusen ihrer verliebten Beredsamkeit und beklagte sich zugleich bitter in verliebten Vorwürfen bei ihrem Spitzmäuserich, daß er die schönste Zeit auswärts zubringe, immer auf Reisen und Inspektionen sei, immer unterwegs, so daß sie auch gar nichts mehr von ihm habe. Wie oft rufe sie nach ihm in schmerzlicher Sehnsucht, und immer sei er weit weg, auf den Hohlziegeln oder in der Dachrinne auf der Jagd nach Missetätern. Das sei im Anfang anders gewesen, da war er immer bereit wie eine Lanze und lustig wie ein Vogel. Also beklagte sie sich, riß sich ein graues

Haar aus, nannte sich die unglücklichste Maus der Welt und weinte bitterlich. Der Spitzmäuserich bewies ihr, daß sie Herrin sei über ihn, über alles, und daß sie sich mit Unrecht beklage. Aber ein Strom von Tränen erweichte ihn. Er entschuldigte sich wegen seiner Härte.

„Eure geheimsten Wünsche, schöne Frau,“ sagte er, indem er sich auf ein Knie niederließ, „sollen mir Befehle sein, wollet nur die Gnade haben und sie mich wissen lassen.“ Da versiegten plötzlich ihre Tränen, und indem sie ihm die Pfote zu küssen gab, riet sie ihm, er möge doch diese Schwarzen da als Soldaten bewaffnen, es seien sichere, erprobte Leute, ehemalige Condottieri, die mit Vergnügen für ihn die Runde machten und besser Polizei und Ordnung hielten als er selber. Und der Spitzmäuserich erließ unverzüglich die gewünschten Verfügungen. Er hatte nun das herrlichste Leben von der Welt. Er brauchte nichts mehr zu tun, als zu tanzen, zu spielen, die Madrigale und Balladen seiner Hofpoeten anzuhören, auf der Laute und auf der Mandoline zu spielen, witzige Rätsel aufzugeben und, wenn er Hunger und Durst oder auch wenn er weder Durst noch Hunger hatte, zu essen und zu trinken und zu trinken und zu essen.

Eines Tags, als seine Liebste vom Wochenbett aufstund, wo sie ihm ein allerliebstes mausiges Spitzmäuschen oder spitzmausiges Mäuschen geschenkt, ich weiß nicht welchen Namens, das, ihr könnt euch denken, die Pelzmützen des Parlaments so rasch als möglich legitimierten ....

Hier bekam der Connetable von Montmorency, der seinen Sohn mit einer Bastardtochter des genannten gegenwärtigen Königs verheiratet hatte, einen roten Kopf, fuhr mit seiner Faust an seinen Schwertknauf und rollte



. . . mitsamt dem ganzen tollen Komödienspiel und Mummenschanz, den man das menschliche Leben nennt.

mit seinen Augen, um dem Teufel angst zu machen —, da wurden (fuhr Meister Franziskus fort) auf den Speichern solche Feste gefeiert, daß kein Galafest des Hofs sich damit vergleichen kann. Das war ein Tanzen der Ratten und der Mäuse, Walzer, Galopp und Mazurka, ein Schmausen und Bankettieren, ein Hochausbringen und Hurrarufen, kurz, ein Lärmen und Tollen, als ob sie den Speicher zum Fenster oder vielmehr zu den Dachluken hinauswerfen wollten. Die Ratten hatten alle Konservenbüchsen erbrochen, alle Töpfe zerschlagen, alle Fässer angebohrt. Da flossen Ströme von Senf und Latwergen, da lagen ganze Haufen angenagter Schinken umher. Die jungen besoffenen Ratten wälzten sich nur so in der Kapernsauce, die Mäuschen spielten Husch-husch und Blindekuh in den ausgehöhlten Pasteten. Andre spielten mit geräucherten Ochsenzungen wie Kinder mit ihrem Steckenpferd. Wieder andre schwammen in Fluten von Honig oder tauchten unter in Töpfen von Schmalz, die Klügsten schafften das Korn haufenweise in ihre Löcher und benutzten den allgemeinen Saus und Braus, um auf die Seite zu bringen, was nur auf die Seite zu bringen war, kurz, es ging zu wie auf einem römischen Karneval. Das Knistern der Öfen, das Zischen des heißen Schmalzes, das Krachen der Kisten und Fässer, das Gesing der Drehspieße, das Rascheln in Körben und Näpfen, das Bumbum der Mörser, das Gluckgluck der Flaschen und Krüge, das Klingling der Gläser und Kelche, und tausend andre unbestimmbare Geräusche machten zusammen jene unsagbare, lukullische Musik der Küche, jene Symphonia gastronomica, die nicht nur Mauseohren, sondern auch Menschenohren so angenehm kitzelt. Ein wahrhaft hochzeitliches Treiben war's; ein Hin und

Her, ein Kommen und Gehen von Mundschenken und Mundbäckern, Kämmerern und Stallmeistern, Kellnern und Köchen, Küchenjungen und Troßbuben, von Musikanten, Tänzern, Jongleuren und andern Spielleuten ohne Zahl. Das war ein Tuschblasen, ein Tambourinengesurr, ein Beckengerassel, ein Paukenschlagen. Immer ausgelassener wurde die Lust, immer berauschter die Berauschtheit, immer närrischer die Tollheit dieser tollen Nacht. Da hörte man plötzlich den schrecklichen Gargantua, der mit schweren, dröhnenden Schritten die Treppe heraufstieg, und unter dessen Last die Balken sich bogen und die Sparren knarrten. Einige alte Ratteriche hörten zuerst das verdächtige Gedröhn, aber sie wußten nicht, was es zu bedeuten habe; denn sie kannten ja noch nicht den Tritt des fürchterlichen Großherrn. Sie ergriffen aber vorsichtigerweise die Flucht und taten wohl daran, denn schon in diesem Augenblick erschien Gargantua unter dem Tor des Speichers. Mit einem einzigen Blick übersah er die saubere Wirtschaft, sah seine Konserven am Boden zerstreut, seine Krüge und Flaschen geleert, seine Fässer angebohrt, den ganzen Boden bedeckt mit Brühen und Saucen, sah seine Käse ausgehöhlt, seine Schinken zerfressen und bebissen, bepißt und beschissen. Da erfaßte ihn eine solche Wut, daß er mit einem einzigen gewaltigen Fußtritt das lustige Geschmeiß über den Haufen warf und zertrat, mitsamt ihren schönen Pelzen und Perlen, samtenen und seidenen Gewändern. Also machte er dem Schmaus einen entsetzlichen Garaus."

❀ ❀ ❀

„Und was geschah mit dem Spitzmäuserich?" fragte der König, nachdem er eine Zeitlang träumerisch vor sich hingeblickt.

„Majestät," antwortete Meister Franziskus, „in dem Punkt war Gargantua ungerecht. Der Spitzmäuserich wurde zum Tode verurteilt und zwar wegen seines hohen Adels, zum Tode mit dem Schwert, und er war doch nur übertölpelt worden."

„Du gehst ein wenig weit, Gevatter," brummte der König.

„Nein, Majestät," erwiderte Rabelais, „ich ziele nur ein wenig hoch. Habt Ihr nicht selber die Kanzel über die Krone gestellt? Ihr habt mich aufgefordert, eine Predigt zu halten und ich habe sie gehalten, im Geist und nach der Vorschrift des Evangeliums."

„Was meint Ihr, mein lieber Hofprediger," flüsterte ihm die Dame Diana ins Ohr, „wenn ich nun so bösartig wäre, wie Ihr mich hinstellt?"

„Schöne Frau," erwiderte ihr Rabelais, „findet Ihr nicht auch, daß es höchste Zeit war, den König vor diesen Italienern zu warnen, die wie Mückenschwärme hinter der Königin her sind, Seine Majestät belästigen und unser schönes Land verfinstern?"

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer," sagte ihm der Kardinal Odet ins Ohr, „brennt Euch nicht der Boden von Frankreich unter den Füßen? Seid klug, sucht Euch jenseits der Grenze ein Örtlein."

„Ich werde bald abreisen, hoher Herr," antwortete Meister Franziskus, „aber in ein besseres Jenseits."

„Beim Fleisch Gottes, Herr Schriftenmacher," sagte der Feldzeugmeister Herr von Montmorency — dessen Sohn, wie jedermann weiß, das Fräulein von Piennes, seine Verlobte, treulos verlassen hatte, um Diana von Frankreich zu heiraten, eine Tochter des Königs und einer Dame jenseits der Alpen —, „beim Fleisch Gottes, du

bist kühn, mein lieber Tintenkleckser. Mit Personen so hohen Ranges hat noch keiner ungestraft angebunden. Du greifst hoch hinauf, Poetlein, und bei meinem Ritterwort, du sollst eine Leiter hinaufsteigen ..."

„Ja, die Himmelsleiter, Herr Konnetable. Wenn Ihr aber ein Freund des Staats und des Königs seid, so müßt Ihr mir danken, daß ich den König vor diesen Lothringern gewarnt habe, diesen hungrigen Ratten, die uns hier arm fressen."

„Mein Gevatter," sagte ihm der Kardinal Karl von Lothringen ins Ohr, „wenn du einige Goldgulden brauchst, um das fünfte Buch deines Pantagruel ans Licht zu bringen, stehen sie dir gern zur Verfügung, zum Dank dafür, daß du es dieser Hure des Königs und ihrem Anhang einmal ordentlich gesagt hast."

„Nun, meine Herren," sprach der König laut, „was ist eure Meinung über die Predigt?"

„Majestät," antwortete Melin de Saint-Gelais, als er merkte, daß alles wohl zufrieden war, „ich habe in meinem Leben keine bessere pantagruelistische Parabel gehört; sie war aber auch nicht anders zu erwarten von einem, der in seiner Abtei Thelesma dieses wahrhaft leoninische Carmen über das Tor geschrieben hat!"

Hier dieser Ort sei euch ein Hort,
Zuflucht- und stürmesichrer Port,
Die ihr bekämpft mit kühnem Wort,
Der Pfaffheit Meuchelei zum Trutz,
Lug, Schlaffheit, Heuchelei und Schmutz,
Und was, entzündet, ihr ergründet,
Schön gerundet stolz verkündet.

Und also lobten und rühmten alle Höflinge einstimmig den Meister Franziskus, der sich empfahl und auf den

Heimweg machte, ehrenvoll begleitet von zwei Pagen, die ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Fackeln vortrugen.

* * *

Einige Scheißkerle haben diesem Meister Franziskus, der höchsten Zierde unsres Lands, den Vorwurf gemacht, daß er mit pöbelhaften Hanswurstiaden und boshaften Affereien die ganze Welt zum Narren gehalten, und haben gemeint, diesen philosophischen Homerus, diesen Fürsten der Wissenschaft, dieses göttliche Urzentrum, auf das so viel große und unsterbliche Werke zurückgehen, zu beschmutzen und herabzusetzen in den Augen der Menschen: Aber:

„Im Froschpfuhl sei das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt."

Und Tod und Teufel über ein Gesindel, das geglaubt hat, diesem leuchtenden Genius auf den Kopf scheißen zu dürfen! Mögen sie doch nichts als leeres Stroh und Häcksel zu fressen kriegen und taube Spreu, die die kräftige und gesunde Nahrung dieses Touraners nicht zu würdigen wissen.

Du Trinker klaren Wassers, du selten keuscher Geist, du Gelehrter aller Gelehrten, in was für ein unbändiges und nie endendes Lachen müßtest du ausbrechen, wenn du heut' unter uns erscheinen und das Gesudel lesen könntest, dieses Gestänk, Gezänk, dieses Geträtsch und Geschimpf, das täglich über dich losgelassen wird, von Leuten, die dich herausgeben, die dich kommentieren und interpretieren, die dich zerreißen, schelten, brandmarken, die nach Schmutz und Unrat in dir schnüffeln, dich den Hunden hinwerfen und dich so grandios mißverstehen in jedem Wort. Gleich

den panurgischen Hunden, die geifernden Mauls und mit lang heraushängender Zunge hinter der Dame in der Kirche her waren, so ist hinter dir her die zweibeinige akademische Meute, Kerle mit schlaffem Gehirn und schlaffem Diaphragma und wissen nichts Gescheiteres zu tun, als die leuchtende Marmorpyramide zu besudeln, auf der deine großartigen, gargantualischen Phantasien und Lehren der Weisheit für die Ewigkeit eingegraben sind.

Wenn nun aber auch nur wenige imstande sind, dem kühnen Flug deines Schiffs auf dem Ozean der Ideen zu folgen und deine Methoden, Philosophien, Religionen, Wissenschaften und die Wahrheit der ganzen menschlichen Komödie und Narretei in deinem Werk vollkommen zu erfassen und zu würdigen, so hast du doch einige aufrichtige Verehrer. Ihre Bewunderung ist wenigstens ohne heuchlerische Beimischung und klar erkennen sie und tapfer bekennen sie deine wissenschaftliche, moralische, philosophische und sprachliche Omnipotenz und Allgewalt. Und also hat ein armer Sohn des lustigen Touranerlands es unternommen, dich zu rechtfertigen und, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, dein Bild zu reinigen und laut zu rühmen deine ewigen und unsterblichen Werke, wo eng zusammengepreßt, wie Sardinen in einer Büchse, alle philosophischen Ideen enthalten sind, alle Wissenschaften, alle Künste, alle Beredsamkeiten mitsamt dem ganzen tollen Komödienspiel und Mummenschanz, die man das menschliche Leben nennt.



Der Succubus.

Der Succubus.

Prolog.

Einige Herren und Damen aus unserm edlen Touranerland waren so begeistert von dem Autor und seinem patriotischen Werk, in dem so viel Altertümer, Aventiuren, gelungene Streiche und Schwänke aus jenen Gegenden von neuem aufleben, daß sie nicht anders meinten, als der genannte Autor müsse alles wissen, was nur irgendwie mit jenem gesegneten Land zusammenhängt, und eines Tags, nach reichlichem Trinken versteht sich, wandten sie sich an ihn mit der Frage, ob er nicht den etymologischen Grund wisse, warum eine Straße in Tours die Brenzelgasse heiße, worüber sich besonders die Damen schon oft den Kopf zerbrochen hätten. Er hat ihnen zur Antwort gegeben, wie sehr er sich verwundern müsse, daß selbst die ältesten Bewohner der Stadt die zahlreichen Klöster vergessen hätten, die man vor Zeiten in dieser Straße gefunden, wo denn die notgedrungene Enthaltsamkeit der Mönche und Nonnen die ganze Gegend also brenzlig gemacht habe, daß einige Frauen, die etwas langsam aus der Vesper zurückkehrten, von der Luft dieser Straße schwanger geworden sind. Ein Landjunker, der sich auf den Gelehrten hinausspielte, bestritt aber diese Konjunktur; nicht die Klöster, behauptete er, sondern die sämtlichen Hurenhäuser der Stadt hätten in dieser Straße gelegen. Ein andrer

verlor sich ganz und gar in dem Irrgarten der Wissenschaft und kramte eine solche Gelehrsamkeit aus, daß ihn kein Mensch verstand. Er sprach von Wortwurzeln und Wortstämmen, von Suffixen und Präfixen, von Lautwandlungen und Lautverschiebungen, von Alliteration und Assimilation und was dergleichen Galimathias mehr ist. Er zog hundert Beispiele aus allen Sprachen der Welt seit der Sündflut sozusagen an den Haaren herbei, aus dem Hebräischen, Chaldäischen, Ägyptianischen, Griechischen und Lateinischen; er sprach von Turnus, der die Stadt Tours gegründet hat und endete damit, zu behaupten, daß Brenzel ein ganz verderbtes Wort sei und daß die Straße ehemals Brünzelgasse geheißen habe, gegen welche Etymologie die Damen sich aber höchlich verwahrten. Ein Greis aber stimmte ihm zu, indem er versicherte, daß es ehemals einen warmen Brunnen in dieser Straße gegeben, wovon sein Ur-Urgroßvater noch getrunken habe. Kurz, in weniger Zeit als eine Mücke braucht, um ihre Nachbarin zu notzüchtigen, kam ein solcher Sack voll Etymologien zusammen, daß eine Laus in dem schmutzigen Bart eines Kapuziners leichter zu finden gewesen wäre, als die Wahrheit in diesem bunten Haufen von Meinungen und Ansichten. War aber auch da ein wirklicher Gelehrter, der dafür bekannt war, daß er mehr Groschen für Öl ausgegeben, als für Wein, mehr dicke Folianten verschlungen, als fette Schnepfen und aus alten Klöstern und Sakristeien mehr altes Gerümpel und verstaubte Pergamente, mehr Tryptiken, Dyptiken, mehr Archivkästen und Aktentruhen, mehr Regesten und Registraturen über die Geschichte des Touranerlands zusammengetragen hatte, als ein Hamster Weizenkörner im Monat August. Dieser Kauz, ganz Haut und Knochen, mit dem Podagra in allen

Gliedern, schlürfte in der Ecke an seinem gewässerten Wein ohne zu piepsen. Doch lag um seine Lippen ein verächtliches Lächeln, das richtige verächtliche Gelehrtenlächeln, bis ihm zuletzt der Ausruf: „Dummes Volk“ entfuhr, woraus der Autor schloß, daß der Mann im geheimen mit dem Embryo einer guten und wahrhaftigen Historie schwanger gehen müsse, die ihm für seine gegenwärtige Sammlung vielleicht willkommen sein dürfte.

Kurz, er besuchte am andern Morgen das Podagramännlein, als welches ihm die folgende Rede hielt:

„Durch Euer Gedicht, mit dem Titel: „Die läßliche Sünde,“ so begann er, „habt Ihr für immer meine Hochachtung gewonnen, weil darin von A—Z alles wahr ist, was man von solchen Sachen selten genug sagen kann. Aber, wie mir scheint, ist Euch ganz und gar unbekannt, was sich mit jener Mohrin, die durch den Herrn Bruyn von Ravenstein eine Nonne bei den Karmeliterinnen wurde, weiterhin zugetragen hat. Ich kann Euch darüber aufklären. Wenn Euch also jene Straßenetymologie, wie auch das Schicksal der ägyptischen Nonne ernstlich am Herzen liegen, so will ich Euch ein sehr kurioses, uraltes Aktenbündel leihen, das aus den Altertümern des erzbischöflichen Palastes stammt, dessen Archiv und Bücherei in jenen Tagen, wo niemand am Morgen wußte, ob ihm am Abend der Kopf noch zwischen den Schultern säße, ein wenig in alle Winde zerstreut worden ist. Seid Ihr's zufrieden?“

„Sehr,“ antwortete der Autor.

Und also übergab dieser würdige Sammler von Dokumenten der Wahrheit dem Autor einige staubige Pergamente, welche dieser, ich kann es euch gestehen, nicht ohne große Mühe ins Französische, vielmehr ins Deutsche

übersetzt hat. Es waren uralte Aktenstücke eines geistlichen Gerichtsverfahrens. Der Autor war der Meinung, daß es nichts Verwunderlicheres und Kurioseres geben könne, als die Auferweckung aus Staub und Moder dieser seltsamlichen Stücke, die ein so grelles Licht werfen auf die kindische Unwissenheit der guten alten Zeit. Höret also. Ich bringe die Schriftstücke in der Ordnung, in der ich sie vorgefunden; nur habe ich sie mir auf meine Weise zurechtgemacht, denn die Originale waren, wie ihr euch denken könnt, in einem teufelsmäßig gotischen Stil abgefaßt.

I.

Was das ist, ein Succubus.

† In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.

Im Jahre nach unsres Herrn Geburt Eintausendzweihundertundeinundsiebzig. Vor mir, Hieronymus Kornill, oberstem Strafrichter in kirchlichen Angelegenheiten und Bevollmächtigtem des Kapitels von St. Moritz, der Kathedrale von Tours, sind heut' auf unsre Vorladung, nachdem wir zuvor Beratschlagung gepflegt mit unsrem gnädigen Herrn, dem Erzbischof, über die Beschwerden mehrerer Bürger der Stadt, deren Klageschrift unten angefügt ist: erschienen einige Edelleute, Bürger und Bauern der Diözese und haben die unten folgenden Aussagen gemacht über die großen Ausschweifungen und Ausschreitungen eines Dämons in Weibsgestalt, der den Seelen der Diözese ein groß und schwer Ärgernis gegeben und in diesem Augenblick festgehalten ist in dem Gefängnis des Kapitels, und haben wir darum zur Feststellung und Bekräftigung der Wahrheit am heutigen Montag den 11. Dezember, nach der Messe, dies gegenwärtige Ver-

hör eröffnet und zu Protokoll gebracht, zu dem Zweck und Ende, daß die Aussagen der Geladenen und Augenzeugen dem Dämon zur Beantwortung vorgelegt und das Urteil über ihn gefällt werde, kraft unsrer Gesetze contra daemonios.

Bei diesem Verhör war gegenwärtig und mit der Niederschrift des Protokolls beauftragt der gelehrte Herr Wilhelm Turnebusch, Rubrikator und Registrator im Archiv des Kapitels.

Ist als erster vor uns erschienen Johann genannt Schlenkerarm, ein Bürger von Tours, der mit obrigkeitlicher Genehmigung die Herberge zum Storchen auf dem Platz bei der großen Brücke hält, und hat, seine rechte Hand auf den heiligen Evangelien, beim Heil seiner Seele geschworen, daß er nichts aussagen wolle, als was er selber gesehen und gehört. Er hat dann ausgesagt und bezeugt wie folgt:

†

„Ich sage aus, daß ungefähr zwei Tage vor Sankt Johannis, wo wir die Freudenfeuer anzünden, ein Edelmann mich aufsuchte, der mir beim ersten Blick unbekannt vorkam, der aber, wie ich nachher erfuhr, zum Hofe des Königs gehörte und vor kurzem aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt war. Dieser Edelmann machte mir den Vorschlag, ihm ein mir gehöriges und von mir selber erbautes Landhaus in dem Orte Weihenstephan, der dem Kapitel zinspflichtig ist, zur Miete zu überlassen und hat besagtes Landhaus für die Dauer von neun Jahren in Pacht genommen und dafür drei gute goldene Pfennige hinterlegt, worauf er mit einem sehr schönen Weibsbild, das ihm zu gehören schien, sich dort eingerichtet. Dieses Luder hatte ganz das Aussehen einer leibhaftigen Frau,

war nach sarazenischer Mode und sehr reich gekleidet, hatte einen seltsamen Kopfputz aus bunten Federn, eine unnatürliche Hautfarbe und Augen, die so verzehrend brannten wie das höllische Feuer, was ich alles nur in einem kurzen Augenblick wahrnehmen konnte, da der edle, jetzt verstorbene Herr, mein Mieter, niemand länger als eine Viertelsminute in Gegenwart dieser schönen Zauberin verweilen ließ und jeden mit dem Tode bedrohte, der es sich einfallen ließe, sich besagtem Hause zu nähern. So habe ich, aus großer Furcht, mich fern gehalten, und habe bis zum heutigen Tage meine Vermutungen und Zweifel über die seltsame Frauensperson, die so schön war, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen, in meinem Innern verwahrt.

Gegenüber den Reden gewisser Leute, welche behaupten, der edle Herr sei überhaupt schon tot gewesen und nur durch zaubrische Tränklein und teuflische Hexereien von diesem Satan in Weibsgestalt bei einem künstlichen Leben erhalten worden, erkläre ich hiermit, daß ich den edlen Herrn immer so bleich gesehen, daß ich seine Gesichtsfarbe nur mit der Farbe einer Osterkerze vergleichen konnte. Wie alle meine Leute in der Herberge zum Storchen wissen, hat man den Ritter neun Tage nach seiner Ankunft begraben. Nach Aussage seines Knappen oder Stallmeisters ist der Verstorbene vor seinem Tode ohne Unterbrechung volle sieben Tage in der Verkuppelung mit der genannten Mohrin verharrt, und ich selber habe das Geständnis dieser Scheußlichkeit, als ihm schon der Tod auf den Lippen saß, aus seinem eignen Munde vernommen.

Die Leute sagen, daß die weiße Teufelin den edlen Herrn mit ihren langen Haaren festgebunden, daß in

diesen Haaren höllische Feuer in Gestalt von Liebesflammen brennen, die den armen Christenmenschen so lange die Seele versengen, bis diese Seele ganz ausgebrannt und schwarz ist, eine reife Frucht für die Hölle. Aber ich muß bekennen, daß ich davon nichts wahrgenommen, daß ich aber den Ritter gesehen, wie er, halbtot, ausgemergelt, nicht mehr imstande, sich zu rühren, in Gegenwart seines Beichtvaters, immer wieder in leidenschaftlicher Wut nach dem Weibsbild verlangte. Dieser Ritter wurde auf dem Totenbette als der edle Herr von Bueil erkannt, der ins Heilige Land gezogen war und der dort, so sagen die Leute, in dem Lande Damaskus oder anderswo dem Zauber eines Dämons anheimgefallen ist.

Nach dem Tode des Herrn von Bueil habe ich, gemäß den Klauseln, wie sie in unserm Mietsvertrag verzeichnet sind, der unbekannten Dame mein Haus überlassen, und da der gestrenge und gefürchtete Herr nicht mehr am Leben, habe ich es gewagt, mich in mein Haus zu begeben, um die Dame zu fragen, ob sie den Wunsch habe, ferner in meinem Hause zu wohnen. Es gelang mir auch, sie zu sehen. Ich wurde durch einen halbnackten, schwarzen Mann mit weißen Augen zu ihr geführt. Da saß sie auf einem persischen Teppich, in einem mit Gold und Edelsteinen übersäten Gewand, das seltsam flimmerte und glitzerte, und neben ihr ein fremder Edelmann, der seine Seele, das sah ich, bereits ganz und gar an sie verloren hatte. Ich wagte kaum sie anzuschauen, da ich merkte, wie mich schon ihre Augen beherten, wie ihre Stimme mir das Herz im Leibe umdrehte, das Gehirn verwirrte und die Seele verbrannte. Ich lief also auf und davon aus Furcht Gottes und der Hölle, überließ ihr mein Haus, so lange sie es haben wollte, und

hatte seitdem nie mehr den Mut, es wieder zu betreten, so sehr fürchtete ich mich davor, diese dunkeln Augen zu sehen, in denen die höllischen Flammen brannten, diesen kleinen Fuß, der viel zu klein ist, als daß er einer wahrhaftigen Frau gehören könnte, diese Stimme zu hören, die alle Eingeweide in Aufruhr brachten. Und wahrlich, ich hätte gefürchtet, mich geradewegs in den Abgrund der Hölle zu stürzen, wenn ich es gewagt haben würde, den Fuß über die Schwelle meines Hauses zu setzen. Ich habe gesprochen."

Dem genannten Hans Schlenkerarm haben wir sodann einen abessinischen, äthiopischen oder nubischen Mann vorgeführt, der schwarz vom Kopf bis zu den Füßen und ohne die Zeichen der Männlichkeit war, mit denen gute Christenmenschen sonst versehen sind. Und haben wir aus diesem schwarzen Afrikaner nach mehrfach angewandter Tortur, wobei er viel gestöhnt und gejammert, aber nichtsdestoweniger in ein hartnäckiges Stillschweigen sich versteift hat, so viel herausgebracht, daß er die Sprache unsres Lands nicht verstehe. Besagter Schlenkerarm hat ausgesagt und beglaubigt, den abessinischen Heiden in seinem Hause in Gesellschaft des dämonischen Wesens gesehen zu haben, und liegt daher die Vermutung nah, daß dieser Teufel in schwarzer Gestalt dem andern Teufel in weißer Gestalt Mithelfer und Socius war. Hat darauf besagter Schlenkerarm bei dem heiligen katholischen Glauben geschworen, außer den bereits notierten Punkten nichts weiteres zu wissen, als vom Hörensagen die verschiedenen umlaufenden Gerüchte, wie sie jedermann bekannt sind.

†

Ist sodann auf unsre Vorladung erschienen Matthias, genannt Kraftfurzer, Taglöhner auf dem Kirchengut von

Weihenstephan, welcher, nachdem er auf die heiligen Evangelien geschworen, die Wahrheit zu sagen, uns gestanden hat, daß er die Wohnung der genannten Dame immer hell erleuchtet gesehen, daß er bei Tag und bei Nacht, an den heiligen Fasttagen, den höchsten Feiertagen und besonders in der Woche vor Weihnacht tolles und teuflisches Lachen von dort vernommen, wie wenn eine große Anzahl von Menschen daselbst versammelt gewesen wären. Sodann hat er behauptet, durch die Läden des besagten Hauses frische Blumen gesehen zu haben, jeder Art von zauberhaft schönen Blumen, besonders Rosen, die zu ihrem Wachstum eine große Wärme nötig haben, und dies alles mitten im Winter, bei frostigstem Wetter. Aber darüber habe er sich nicht so sehr verwundert, da er bemerkt, daß die sonderbare fremde Person eine solche Hitze um sich verbreitet, daß von einem Tag zum andern ihre Gemüse gewachsen und daß, wie er auf seinem Spaziergang nach der Vesper wahrgnommen, jedesmal, wenn das Gewand der Dame die Bäume gestreift, der Saft aus den Zweigen gequollen und die Knospen hervorgebrochen seien. Zum Schluß hat der genannte Kraftfurzer erklärt, nichts weiter zu wissen, außer daß er vom frühen Morgen an arbeite und sich mit den Hühnern zu Bett lege.

Ist danach die Ehefrau des Genannten aufgerufen worden, auf Eid auszusagen, was zu ihrer Kenntnis gekommen sei und hat solche beteuert, nichts als Gutes von der fremden Dame sagen zu können, da seit der Ankunft dieser seltsamlich schönen Frau, die um sich her Liebe verbreite wie die Sonne Strahlen und Wärme, sogar ihr Kraftfurzer sie besser als je in ihrem Leben behandle. Das übrige ungereimte Zeug, was die Kraftfurzerin vorgebracht, haben wir nicht von Belang und der Mühe

wert gefunden hier aufgezeichnet zu werden. Dem vorher genannten Kraftkurzer und seiner Ehefrau haben wir danach den besagten unbekannten Afrikaner vorgeführt, der von ihnen beiden in den Gärten des Hauses gesehen und als dem weiblichen Dämon zugehörig erkannt worden ist.

†

Ist, als Dritter, vor uns erschienen der edle Herr Harduin V., Schloßherr von Mayen, und wurde in schuldiger Ehrfurcht von uns gebeten, seinen guten katholischen Glauben zu bekennen. Dazu hat derselbige sich bereit erklärt und uns noch obendrein sein ritterliches Ehrenwort verpfändet, nichts andres auszusagen, als was er gesehen hat.

Erklärte und bezeugte er darauf, den Dämon, um den es sich hier handelt, in dem Heer der Kreuzfahrer gesehen zu haben. In der Stadt Damaskus war er Zeuge, wie der verblichene Herr von Bueil sich in den Zweikampf begeben, zu dem Zweck, der alleinige Herr des besagten Teufels in Weibsgestalt zu sein, der um diese Zeit dem Herrn Geoffroy IV., Schloßherrn von Roche-Pozay, zugehörte, als welcher, wie man sagte, die sarazenische Teufelinne aus unsrem Touran mit ins heilige Land genommen haben soll. Darüber haben sich die Edelleute von Frankreich höchlich verwundert, ebensosehr wie über die Schönheit der Teufelin, die großes Aufsehen im Feldlager machte und Veranlassung zu Tausenden von tollen Händeln gab. Schon auf der Fahrt war die Hexe Schuld und Ursache von verschiedenen Morden gewesen, indem der edle Herr von Roche-Pozay mehrere Kreuzfahrer erschlug, die die Absicht verraten hatten, das Teufelsweib für sich gewinnen zu wollen, als welches, wie einige von ihr be-

günstigte Edelleute aussagten, den Männern eine Wollust zu kosten gab, wie kein andres Weib der Welt.

Aber zuletzt war es der Herr von Bueil, der, nachdem er seinen Nebenbuhler, den von Roche-Pozay, aus dem Wege geräumt, alleiniger Besitzer und Herr dieser mörderischen Weibsperson wurde und sie in ein Kloster oder wie man auf sarazenisch sagt, in einen Harem einschloß. Wer sie vorher bei ihren Festlichkeiten gekannt, der hat sie die verschiedensten Sprachen der Welt: Arabisch, Griechisch, Latein bis auf unser christliches Touranisch sprechen gehört, woraus zuerst der Glaube aufgetaucht ist, daß sie mit dem Teufel im Bunde sein müsse.

Der genannte Herr Harduin hat ferner ausgesagt: Wenn er selber nicht ihrem Zauber verfallen sei im Heiligen Land, so schreibe er das nur einem Splitter des Heiligen Kreuzes zu, den er immer auf seinem Herzen getragen, und außerdem der Liebe eines griechischen Weibs, das ihn solchergestalt mit Zärtlichkeit eingehüllt Tag und Nacht und ihm von seinem Herzen und sonst so viel weggenommen, daß ihm für kein andres Weib mehr etwas übrig geblieben, wodurch er denn gegen die Gefahr, der Hexe zu verfallen, gefeit war an Leib und Seele.

Und hat derselbige Herr Harduin die Dame in dem Hause des Hans Schlenkerarm als diejenige erkannt, die er in dem Lande Syrien gesehen, da er bei einem Gastmahl, das der junge Herr von Croixmare ihr gegeben, unter den Geladenen gewesen. Dieser Herr von Croixmare sei sieben Tage nach jenem Festmahl gestorben, beraubt von allem durch jene Teufelin, wie die Dame von Croixmare, seine Mutter, aussagte, von seinen Lebensgeistern und Lebenskräften nicht nur, sondern auch von seinen guten goldenen Gulden.

Hierauf, von neuem von uns befragt, in seiner Eigenschaft als Mann von Ehre, Wissenschaft und Ansehen in diesem Land, und aufgefordert, über die Meinung, die er von der genannten Dame hege, alles zu bekennen, was ihm noch auf der Seele liege, in Anbetracht dessen, daß es sich um einen ganz außerordentlich peinlichen Fall handle in Sachen der christlichen Kirche und der göttlichen Gerechtigkeit, hat uns der edle Herr Harduin erwidert:

Von allen denen Kreuzfahrern, die sich mit der Teufelinne eingelassen, sei behauptet worden, daß sie für jeden immer wieder von neuem eine Jungfrau war, daß Mohammed ihr für jeden neuen Liebhaber wieder eine neue Jungfernschaft gemacht habe und was dergleichen Geschwätz mehr ist von berauschten Männern, auf deren Aussagen ich nicht, so sagte Herr Harduin, wie aufs Evangelium schwören möchte. Aber, so viel sei wahr und sicher, daß er selber, ein Greis auf der Neige seiner Tage, der nichts mehr habe wissen wollen von den Weibern und der Liebe, sich auf jenem Gastmahl des Herrn von Croixmare wieder plötzlich als Jüngling gefühlt, daß die Stimme der Teufelin ihm gerade ins Herz gedrungen und er eine so brennende Liebe in seinem Körper gefühlt, als ob alles Leben an dem einen Punkt zusammengeströmt, von wo das Leben ausgeht, in einem solchen Grad, daß, wenn er sich nicht dem Wein von Cypern mit Leidenschaft hingegeben und davon, um die flammenden Augen der teuflischen Gastgeberin nicht mehr zu sehen, so viel getrunken hätte bis er unter den Tisch gesunken, er gewiß den Herrn von Croixmare umgebracht haben würde, um die schöne Hexe auch nur ein einziges Mal besitzen zu können. Inzwischen habe er Zeit und Gelegenheit gehabt, für diese bösen

Gedanken Buße zu tun. Auch habe er, auf höheren Rat, seinen Splitter vom Heiligen Kreuze wieder zu sich genommen und sei ruhig auf seinem Schloß verblieben; aber trotz dieser christlichen Vorsichtsmaßregeln klinge ihm noch manchmal die süße Stimme der Teufelin im Ohr, und oft des Morgens sehe er das Weib vor sich, an dem das Herz des Manns sich entzündet wie Zunder am springenden Funken.

Und deswegen, weil die schöne Hexe ein solches Feuer ausstrahle, daß sie ihm, dem schwachen Greis der schon bald ein Toter, noch einmal wie einem Jüngling das Herz versengt hatte, nicht anders als wie einer grauen Motte geschieht in flackernder Flamme, hat uns der edle Herr ersucht, ihn nicht dieser Kaiserin der Liebe gegenüberzustellen, die, wenn nicht vom Teufel, so doch sicher von Gott, mit übernatürlicher Macht über die Menschen begabt worden sei. Hierauf, nach Beschluß seiner Aussagen, hat sich der Herr Harduin von Mayen zurückgezogen, nicht ohne vorher den afrikanischen Mann als Diener und Leibwächter der Dame erkannt zu haben.

†

Als vierter Augenzeuge ist sodann vor unserm Richterstuhl erschienen und von uns versichert worden im Namen des Kapitels und unsres Herrn Erzbischofs, daß er nicht gefoltert, noch mit glühenden Eisen gezwackt, daß er weder an seiner Person oder seiner Habe in irgendeiner Weise geschädigt, noch auch nach getaner Aussage verhindert werden solle, frei von hinnen zu gehen und seinen Reisen und Handelsgeschäften unbelästigt obzuliegen: Der Jude Salomon Rastschild.

Und ist dieser genannte Jude, trotz der Ehrlosigkeit seiner Person und seines Glaubens, zu dem Zwecke verhört worden, um alles zu erfahren, was über die Aufführungen des in Frage kommenden Teufels in Weibsgestalt einige Aufklärung geben könnte. Nicht aufgefordert worden ist genannter Salomon irgendeinen Eid zu schwören, da er außerhalb unsrer Kirche steht und durch das Blut unsres Herrn und Heilands von uns getrennt ist (trucidatus Salvator inter nos).

Von uns befragt, warum er ohne die grüne Mütze auf dem Kopf und ohne das gelbe Rad auf der Brust, an der Stelle des Herzens, wie es die königlichen und geistlichen Gesetze vorschreiben, erschienen sei, hat uns der besagte Rastschild einige von unserm Herrn König und den Herren Seneschalken von Touran und Poictu gesiegelte Dispensen und Vorbriefungen vorgezeigt, womit dieser Sache Genüge getan war.

Hat uns dann der vorher genannte Jude bekannt, mit der in dem Hause des Schlenkerarm wohnhaften Dame ein großes Geschäft gemacht und ihr eine Menge Kostbarkeiten, als wie verschiedene kunstreich gearbeitete Leuchter, silberne Teller und Schüsseln, reiche, mit Smaragden und Rubinen geschmückte Trinkgefäße, goldene Kannen und Kelche, ferner aus der Levante eine Unmenge kostbarer Stoffe, persische Teppiche, leinene und seidene Gewänder, endlich so prächtige Geräte für Haus und Küche, verhandelt zu haben, daß keine Königin der Christenheit sich rühmen könne mit allem Zier und Hausrat so wohlversehen zu sein. Er hat überdies bekannt und freiwillig eingestanden, daß er allein für allerlei seltene Spielereien, wie indische Blumen, Papageien und andre fremdartige Vögel, Straußenfedern und Diamanten,

Spezereien, Gewürze und griechische Weine, an Geldwert dreihunderttausend Touraner Pfund von ihr erhalten habe.

Von uns, dem Richter, aufgefordert, zu bekennen, ob er ihr keine Ingredienzien zu zauberischen Tränklein, wie Blut von Neugebornen, keinerlei Zauberbücher oder ähnliche Dinge, wie sie Hexen brauchen, verschafft habe, hat der Jude Rastschild, nachdem wir ihm versichert, daß er weder bestraft, noch verfolgt, noch sonst beunruhigt werden solle, auf seinen hebräischen Glauben geschworen, keinerlei Handel dieser Art mit ihr getrieben zu haben. Dann hat er erklärt, daß er viel zu sehr von großen Negoziationen und Geschäften von hoher Importanz in Anspruch genommen sei, um sich mit solchen Lappalien abzugeben; er sei der Bankmann und Geldversorger verschiedener mächtiger Herren, wie des Markgrafen von Mont-Serrat, des Königs von England, des Königs von Cypern und Jerusalem, des Grafen von der Provence, des hohen Rats von Venedig und vieler deutscher Fürsten. Er sei außerdem der Besitzer einer Flotte von Handelsschiffen, die unter dem Schutze des Sultans nach Ägypten und andern Ländern des Morgenlands ginge. Besonders handle er mit Gold und sonstigen edlen Metallen, welchem Handel er seine Beziehungen zur Münze von Tours verdanke. Zum Überfluß hat er noch versichert, daß er die genannte Dame, um die es sich handelt, für sehr redlich und durchaus für ein natürliches Weib halte; allerdings mit so viel Liebreiz der Form und solcher Grazie des Wesens, wie er noch keine gekannt habe; er hat auch gestanden, daß er, angezogen von ihrem Ruf, eine Zauberin, Hexe oder teuflischer Dämon zu sein, sie eines Tags, da sie gerade ledig war, um ihre Gunst angegangen, die ihm denn auch nicht verweigert worden sei.

Aber obwohl er die Wirkungen jener Nacht noch lange Zeit in seinen Knochen und Lenden gespürt, habe er doch keineswegs die Erfahrung gemacht, wovon so viele fabelten, daß der Mann, der sich einmal mit ihr abgegeben, nicht mehr von ihr loskommen könne, sondern von ihr verzehrt werde, wie das Scheit von der Flamme.

Obwohl die verdächtigen Aussagen des genannten Salomon Rastschild mehr als zur Genüge sein Einverständnis und seine Mitschuld an dem satanischen Komplott bewiesen, und uns bis zur Evidenz dartaten, da er heil davon gekommen, wo alle gute Christen ihr Verderben gefunden, konnten wir infolge des ihm zugesagten freien Geleits ihn in seiner Person nicht behelligen oder beeinträchtigen, und hat uns derselbe darauf einen Vertrag in Sachen des oben genannten Dämons unterbreitet, dahin lautend: daß er das Anerbieten mache, dem Kapitel der Kathedrale für den genannten Dämon in Weibsgestalt, wenn solcher zum Scheiterhaufen verurteilt werden sollte, als Lösegeld eine hinlängliche Summe zu bezahlen, womit die eben in Angriff genommenen Türme der Kathedrale von St. Moritz bis zu ihrer höchsten Spitze vollendet werdet könnten.

Diesen seinen Vorschlag haben wir zu den Akten genommen, um ihn dem versammelten Kapitel, wenn es an der Zeit wäre, zur Beratung vorzulegen. Hat sich alsdann der genannte Salomon zurückgezogen, sich aber hartnäckig geweigert, uns seine Wohnung zu bezeichnen, sondern nur bemerkt, daß er von den Entschlüssen des Kapitels durch einen Juden der Touraner Judenschaft mit Namen Tobias Nathan unterrichtet werden könne. Dem genannten Juden Salomon ist vor seinem Abtritt der Afrikaner gegenübergestellt worden, den er als den

Diener jenes Dämons erkannt hat. Er hat uns erklärt, daß die Sarazenen ihre Sklaven, die zur Bewachung der Frauen bestimmt sind, auf diese Weise ihrer Männlichkeit beraubten, als welches ein uralter Brauch sei, wie aus verschiedenen Profanhistorikern, zum Beispiel der Geschichte des Narses, eines konstantinopolitanischen Feldherrn, und andern hervorgehe.

†

Am andern Tag nach der Messe ist in fünfter Linie vor uns erschienen die sehr edle und hochgeborne Dame von Croixmare. Dieselbige hat auf ihren Glauben und die heiligen Evangelien geschworen, und weinenden Auges ausgesagt, daß sie erst jüngst ihren ältesten Sohn begraben, als welcher an der seltsamen und extravaganten Liebe zu einem weiblichen Dämon gestorben war. Der junge Edelmann stand im Alter von dreiundzwanzig Jahren, so sagte die Mutter aus, war von männlich kräftiger Komplexion und starkem Bartwuchs, wie sein verstorbener Vater. Ungeachtet seiner gesunden Natur sei er in einem Zeitraum von neunzig Tagen langsam dahingesiecht, ganz zerstört durch seine Verbindung mit der schamlosen Hexe.

Ihre mütterliche Autorität habe keinerlei Einfluß mehr auf diesen Sohn ausüben können, und in seinen letzten Tagen habe er nur noch einem halbtoten Nachtfalter geglichen, den die Stubenmagd beim Reinmachen manchmal in einer Zimmerecke findet und hinauskehrt. Aber so lange noch ein Fünkchen Leben in dem Armen gefunden worden, habe er sich nicht enthalten können, mit der verfluchten Hexe zusammenzukriechen.

Sein ganzes väterliches Erbe sei ebenfalls in diesem Abgrund versunken. Nachher, so fuhr die Dame von

Croixmare fort, als er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte und sein letztes Stündlein herannahen fühlte, fluchte er, tobte er, raste er, sagte mir, seiner Mutter, seinen Geschwistern, ja dem Priester tausend Beleidigungen und harte Worte ins Gesicht, verleugnete Gott und wollte als Verdammter sterben, so daß alle entsetzt waren und seine Diener, ganz erschüttert, zur Rettung seiner Seele zwei heilige Messen in der Kathedrale von St. Moritz gestiftet haben. Um dem Armen ein Begräbnis in geweihter Erde zu sichern, habe das Haus Croixmare sich verpflichtet, dem Kapitel für seine Kirche nebst sämtlichen Kapellen auf hundert Jahre hinaus das Wachs zu den Osterkerzen zu liefern. Zum Schluß hat die edle Dame beteuert, daß sie, abgesehen von den gottlosen und erschrecklichen Reden, die ihr der Beichtvater ihres Sohns von ihm berichtet, aus seinem Munde selber kein einziges Wort vernommen, so sich auf die Teufelin, die sein Leben ausgetrunken, bezogen hätte.

Und hat sich darauf die sehr edle und hochgeborne Dame in großer Trauer zurückgezogen.

†

Ist zum sechsten sodann vor uns erschienen Jakobine, genannt Dreck-Schminke, die ehemals als Putz- und Spülmagd von Haus zu Haus ihr Brot suchte und gegenwärtig auf dem Fischmarkt von Tours Austragsdienste tut. Und hat dieselbe auf ihren heiligen Glauben geschworen, nichts andres zu sagen, als was sie gesehen und gehört. Folgendes aber hat die Genannte ausgesagt: Eines Tags, als sie in der Küche des besagten weiblichen Dämons ihre Fische ablieferte, will sie die Angeklagte gesehen haben, die ihr, als nur den Männern gefährlich,

keinerlei Furcht eingeflößt. Jene Hexe sei, ganz wie eine vornehme Dame, reich gekleidet und in Gesellschaft eines jungen Edelmanns, mit dem sie scherzte und lachte, wie eine natürliche Frau, in ihrem Garten spazieren gegangen. Die genannte Dreck-Schminke habe bei dieser Gelegenheit in dem angeklagten weiblichen Dämon das wahre Ebenbild einer Mohrin erkannt, die man zu ihrer Zeit in dem Kloster der Karmeliterinnen als Nonne eingekleidet hatte. Diese Mohrin sei vor ungefähr achtzehn Jahren von einer Truppe Ägyptianer im Dome an Stelle des Bildes Unsrer Lieben Frau zurückgelassen und durch den Herrn Seneschalk von Touran, den Grafen von Roche-Corbon, vom Scheiterhaufen bewahrt worden, indem sie anstatt lebendig gebraten zu werden, die heilige Taufe empfangen, wobei der selige Herr Seneschalk und die selige Frau Seneschalkin selber in Person zu Gevatter gestanden. Damals, als Spülmädchen im Kloster angestellt, war die Sprecherin Zeuge der Flucht, die, zwanzig Monate nach ihrer Einkleidung, von besagter Ägyptianerin so fein ins Werk gesetzt worden ist, daß man nie herausgebracht hat, auf welche Weise und durch welchen Ausgang sie so spurlos entkommen sein mochte. Von allen Einwohnern des Klosters wurde angenommen, daß sie mit Hilfe des Teufels durch die Luft geflogen sei, da keinerlei Spur mehr von ihr zu finden und im Kloster alles in unverrückter Ordnung geblieben war.

Nachdem wir der Sprecherin den Afrikaner vorgeführt, hat sie ausgesagt, ihn nicht gesehen zu haben, trotzdem sie sehr neugierig danach gewesen wäre, da dieser Afrikaner zu jener Zeit als Wache an dem Platz aufgestellt war, wo die Mohrin mit den eingefangenen Männern ihre Ludereien trieb.

†

Ist als Siebenter vor uns geführt worden der zwanzigjährige Sohn des Herrn von Bridoré, Hugo Dufou, der, als der väterlichen Gewalt unterstellt, von seinem Vater hierher geleitet worden, weil er mit Hilfe einiger schlimmer Gesellen unbekannten Namens das Gefängnis des erzbischöflichen Kapitels mit Gewalt zu erbrechen gesucht, um den Dämon, um den es sich handelt, zu befreien und der kirchlichen Justiz zu entziehen. Ungeachtet seiner bösen Absichten haben wir den eben genannten Hugo Dufou in Milde aufgefordert und ermahnt, der Wahrheit gemäß alles auszusagen, was er von dem besagten Dämon wisse, mit dem viel verkehrt zu haben er im Ruf stehe, und haben wir nicht versäumt ihm einzuschärfen, daß es sich um sein ewiges Heil und um das Leben der genannten Teufelin handle. Hat selbiger danach auf seinen Schwur hin ausgesagt:

„Ich schwöre bei meiner ewigen Seligkeit und bei den heiligen Evangelien, auf denen meine Hand liegt, daß ich die Frau, die im Verdachte steht, eine Teufelin zu sein, für einen Engel halte, für eine Frau mit allen Vollkommenheiten der Seele wie des Körpers; für eine Frau, die, aufrichtig und edel, keinen bösen Gedanken im Herzen hat, die mildtätig und hilfreich gegen die Armen und Elenden, sowie voll Sanftmut und tausend anmutiger Liebreize ist. Ich bezeuge hiermit, daß ich sie bittere Tränen vergießen sah beim Tode meines Freundes, des Herrn von Croixmare, und daß sie an diesem Tage das Gelübde zu Unsrer Lieben Frau getan hat, keine jungen Edelleute mehr zu ihrem Körper zuzulassen, die des harten Dienstes nicht gewachsen wären. Sie hat mir mit großer Beständigkeit den Genuß ihres Schoßes verweigert und hat mir bloß

den Besitz ihres Herzens gewährt, in dem ich den ersten Platz einnehmen durfte. Meiner wachsenden Liebe hartnäckigen Widerstand entgegensetzend, ist sie allein in ihrer Wohnung verblieben, in der ich den größten Teil meiner Tage zubrachte, glücklich, sie nur zu sehen und zu hören, dieselbe Luft zu atmen, die sie atmet, das Licht zu sehen, wie es sich in ihren Augen spiegelt, und mich glücklicher fühlend als die Engel im Paradies. Ich Armer, der ich mir sie erwählt habe, um für immer meine Dame zu sein, meine Geliebte, meine Freundin, mein Ein und Alles, ich armer Tor, ich habe von ihr noch nicht die geringste kleine Abschlagszahlung auf künftige Freuden bekommen, dafür aber tausend tugendhafte Ratschläge: wie ich ein tapferer Ritter werden solle, ein starker, schöner Mann, der nichts fürchtet außer Gott, der die Frauen ehrt, aber in Erinnerung ihrer, der Mohrin, nur einer dient und sie liebt; wenn ich aber gestärkt und gestählt durch das Kriegshandwerk eines Tags zurückkehren sollte, und ihr Herz dem meinigen immer noch wert und teuer sei, dann wolle sie mir gehören; sie könne auf mich warten, denn ihre Liebe zu mir sei stark genug . . ."

So sprechend weinte der junge edle Herr, und weinend fügte er hinzu: daß diese zarte und schwache Frau, deren Arme schon die leichte Last ihrer goldenen Zierraten zu drücken schienen, in eisernen Ketten und im Düster des Gefängnisses unschuldig schmachte, diesen Gedanken habe er nicht zu ertragen vermocht und darum den Versuch gemacht, sie zu befreien. Hier, angesichts des kirchlichen Gerichts, erkläre er frei heraus: So eng verbunden hänge sein Leben mit dem seiner geliebten Herrin und Freundin zusammen, daß er an dem Tage, wo ihr ein Leid geschehen würde, sich unfehlbar das Leben nehmen wolle.

Hat auch des weiteren besagter junger Edelmann in tausend Schwüren die Unschuld des genannten Dämons beteuert, was augenfällig aufs neue beweist, wie schrecklich, teuflisch, trügerisch, wie unerhört der höllische Zauber sein muß, dem er zum Opfer gefallen ist. In dieser Sache wird unser gnädiger Herr, der Erzbischof, das Urteil fällen; er wird auch dem armen Verführten zu dem Zwecke, diese junge Seele aus den Klauen der Hölle zu befreien, die geeigneten Bußen und Exorcismen auferlegen.

Hierauf haben wir den jungen Mann, nachdem von ihm der Afrikaner als Diener der Angeklagten erkannt worden ist, dem edlen Herrn von Bridoré, seinem Vater, wieder überantwortet.

†

Zum achten haben die Diener unsres gnädigen Herrn, des Erzbischofs, in großer Ehrfurcht vor uns geführt die hochgeborne und hochwürdige Dame Jacqueline von Champchevrier, Äbtissin des Klosters Unsrer Lieben Frau, vom Berge Carmel, deren Händen durch den verstorbenen Herrn Seneschalk von Touran, Grafen von Roche-Corbon, die genannte Ägyptianerin, die in der Taufe den Namen Blancheflor Bruyn erhalten, als Novize übergeben worden.

Der hochwürdigen Dame haben wir erklärt, daß es sich in dem gegenwärtigen Fall um die heilige christliche Kirche, um den Ruhm Gottes, um das ewige Heil unzähliger Menschen unser Diözese, die von einem Teufel in Weibsgestalt beunruhigt wird, und um das Leben eines Geschöpfs handle, dessen Unschuld möglicherweise bewiesen werden kann. Hierauf, nachdem wir den Fall also vorgetragen, haben wir die hochgeborne und hochwürdige Frau Äbtissin ersucht, uns mitzuteilen, was zu

ihrer Kenntnis gelangt sei über das wunderbare und unerklärliche Verschwinden ihrer Tochter in Gott, Blancheflor Bruyn, als Braut ihres Heilands Schwester Klara genannt.

Hierauf hat die sehr edle, hochgeborne und hochwürdige Dame ausgesagt wie folgt:

„Die Schwester Klara, von unbekannter Herkunft und also wahrscheinlich von ketzerischen Eltern und Feinden unsrer christlichen Religion abstammend, ist in dem Kloster eingekleidet worden, dessen Regierung und Verwaltung mir, obwohl ich dessen unwürdig bin, nach den Vorschriften des kanonischen Rechts übertragen worden ist. Sie hat ihr Noviziat tapfer bestanden und dann nach der heiligen Regel des Ordens ihre Gelübde abgelegt. Bald darauf aber ist sie in große Traurigkeit verfallen und ist hingewelkt vor unsern Augen. Von mir, der Äbtissin, über ihre Krankheit und Melancholie befragt, hat sie unter Tränen geantwortet, daß sie selber nicht wisse, warum, daß sie aber manchmal meine, in ihren Tränen ersticken zu müssen, wenn sie ihre schönen Haare nicht mehr auf dem Kopfe fühle; daß sie außerdem eine unbezwingliche Sehnsucht nach der freien Luft und den unwiderstehlichen Drang in sich spüre, zu springen, auf Bäume zu klettern, sich zu schaukeln und im Tanz ihre Glieder zu üben, wie sie es von ihrem Leben unter freiem Himmel gewohnt war; daß sie ganze Nächte mit Weinen verbringe und von den Wäldern träume, in denen sie einst im Laub übernachtet, daß sie in solchen Erinnerungen die eingeschlossene klösterliche Luft entsetzlich finde, daß sie oft meine, nicht mehr atmen zu können und ersticken zu müssen; daß sie oft in der Kirche und im Gebet auf die tollsten Gedanken verfalle und manchmal ganz und gar

den Kopf verliere. Ich habe dann die Arme auf die heiligen Lehren der Kirche hingewiesen, habe sie an die unaussprechliche Seligkeit erinnert, deren die gottgeweihten, reinen Jungfrauen im Paradies teilhaftig werden und wie vergänglich das irdische Leben, wie unerschöpflich und ohne Grenzen aber die Güte Gottes sei, der uns für die flüchtigen Entbehrungen im Diesseits ewige Freuden bereitet hat in seiner unendlichen Liebe. Ungeachtet dieser mütterlichen Zusprüche verharrte die Unglückliche in ihrer boshaften Verstocktheit. Immer sah sie während der Messe und dem Gebet nach dem Laub der Bäume und den Blumen der Wiese. Aus reiner Bosheit wurde sie immer blasser, wie Linnen auf der Bleiche, um zuletzt die Erlaubnis zu erhalten, in ihrem Bette bleiben zu dürfen. Dann wieder lief sie durch die Säle und Kreuzgänge des Klosters wie eine Ziege, die sich von ihrem Pflock losgerissen hat. Zuletzt ist sie ganz abgemagert, hat ihre Schönheit, die von allen bestaunt wurde, verloren, und ist umhergeschlichen wie der Schatten an der Wand. In diesem Zustand haben wir, als die Äbtissin und Mutter, weil wir fürchteten, daß sie uns unter den Händen wegsterbe, verordnet, daß sie in den Saal der Kranken gebracht werde. Und dann, eines Morgens im Winter, war sie spurlos verschwunden, ohne daß eine Türe erbrochen, ein Riegel abgerissen, ein Fenster geöffnet worden, oder sonstige Spuren sich gezeigt, die auf ihre Flucht hätten hindeuten können. Es war ein unheimlich grausig Ding um diese Flucht, und wir konnten nicht anders glauben, als daß der Dämon, der sie so lange behelligt und gequält hat, ihr dabei behilflich war. Unterdessen wurde von den höchsten Autoritäten unsrer Metropolitankirche der schreckliche Fall also erklärt, daß dieses

Kind der Hölle die Sendung erhalten habe, unsre Nonnen von ihrem heiligen Weg abspenstig zu machen und dann, geblendet von unserm Leben in der Reinheit, durch die Luft wieder zurückgekehrt sei zu den unreinen Geistern und Zauberern, die sie, um unsre katholische Religion zu verhöhnen, seinerzeit in der Kathedrale an Stelle der heiligen Jungfrau zurückgelassen hatten."

Nachdem die edle Frau Äbtissin so gesprochen, ist sie gemäß der Weisung unsres gnädigen Herrn, des Erzbischofs, mit großen Ehren zu ihrem Kloster, als welches das Unsrer Lieben Frau vom Berge Carmel genannt wird, zurückgeleitet worden.

†

Ist als Neunter auf Vorladung vor uns erschienen: Joseph genannt der Ruderer, Wechsler seines Zeichens und wohnhaft oberhalb der Brücke in dem Hause „zum goldenen Pfennig", der, nachdem er auf seinen katholischen Glauben geschworen, in Sachen des Prozesses, der vor unserm geistlichen Gericht zur Verhandlung steht, nichts andres auszusagen als die Wahrheit, gesprochen hat wie folgt:

„Ich bin ein armer, von Gott geschlagener Mann. Ich hatte als höchstes Gut einen Sohn, der schön war wie nur ein Edelmann und gelehrt wie ein studierter Herr, da er weit in der Welt umhergekommen und viel von den fremden Ländern erzählen konnte. Als ein guter katholischer Christ, der er war, hielt er sich fern von den Fallstricken des Lasters und dachte daran, sich bald zu verheiraten. Oh, was ein geschlagener Mann ich bin! Er war die Stütze meiner alten Tage, die Freude meiner Augen, das Glück meines Herzens, der Geist

meines Geschäfts. Es war ein Sohn, auf den der König von Frankreich hätte stolz sein können, ein Sohn mit einem goldenen Herzen, voll Mut und Tugend, mit einem Wort ein unschätzbarer Reichtum, in Anbetracht dessen, daß ich allein bin auf dieser Welt, da ich meine Gefährtin verloren habe und zu alt bin, mir eine andre zu suchen. Und, mein Gott, dieser Schatz ohnegleichen ist mir durch einen Teufel verführt worden und muß nun in der Hölle braten. Oh, mein Herr Richter, von dem Augenblick an, wo mein armes Kind auf diese Teufelinne gestoßen ist, auf diese Scheide für tausend Klingen, diese Werkstatt des Satans, diesen Ausbund von Verderbnis, diesen Abgrund der Wollust, den nichts auszufüllen vermag, diese mörderische Schlinge, diese giftige Schlange, an der alles Verführung, alles Versuchung ist, stürzte der Unglückliche mit seinem ganzen Hunger nach Liebe hinein in diese Sanggrube, in diesen weiblichen Zwinger, und lebte seitdem einzig in diesem Tempel der Venus, und lebte nicht lange darin, denn an diesem Ort brennt eine solch höllische Glut, daß man in diesen grundlosen Abgrund die Quellen der ganzen Welt hineinfließen lassen könnte und dennoch das Feuer nicht löschen würde. Ach! mein armer Sohn, all sein Ehrgeiz, all sein Vermögen, sein ewiges, zukünftiges Heil, alles verlor sich in diesem Abgrund, wie ein Körnlein im Rachen eines Stiers.

So bin ich verwaist worden in meinen alten Tagen, und nun hab' ich keinen andern Wunsch mehr, als diese Blutsaugerin, die mehr Christenmenschen ausgesaugt hat, mehr Ehen zerstört, mehr Brautfackeln ausgelöscht, als es Aussätzige gibt in allen Hospitälern der Welt, diesen Teufel sage ich, der sich nur von Blut und Gold nährt,



. . . habe er nur noch einem halbtoten Nachtfalter geglichen, den die Stubenmagd manchmal in einer Zimmerecke findet und hinauskehrt.

lebendig braten zu sehen. Martert diese Hexe, rädert sie, röstet sie lebendigen Leibs, diesen blutdürstigen Tiger, diese giftgeschwollene Schlange. Ich will euch das Holz zum Scheiterhaufen liefern, ich will ihn selber anzünden ... Bindet sie mit Ketten, die Teufelinne, sie hat die Kraft des Samson in ihren Haaren, sie hat das Feuer der Hölle in ihrem Atem, sie scheint euch himmlische Musik in ihrer Stimme zu haben, sie tötet mit ihrem Hexenzauber Körper und Seele. Ihr Lächeln schon ist Verderben und ihre Küsse wollen euch verschlingen. Sie würde einen Heiligen verführen und ihn zum Gottesleugner machen.

Mein Sohn! Mein Sohn! Wo bist du, Blume meines Lebens, nun vergiftet vom Biß einer Schlange, der deinen Saft vertrocknete und deine Kraft ausdorrte mit dem Pesthauch seines Odems. O Herr, warum habt Ihr mich gerufen? Könnt Ihr mir meinen Sohn wiedergeben, dessen Seele von einem Leibe verschlungen worden, der allen das Leben nimmt und keinem das Leben gibt? Unfruchtbar aber ist allein der Teufel. Dies ist mein Zeugnis, ihr Herren, und ich bitte Meister Turnebusch, kein Jota davon auszulassen in seiner Niederschrift. Auch bitte ich ihn, mir eine Abschrift davon zu geben, um sie täglich in meinen Gebeten Gott vorzutragen, damit das vergossene Blut der Unschuld zum Himmel schreie und ich von seiner unendlichen Barmherzigkeit die Verzeihung erflehe für meinen Sohn."

†

Folgen danach siebenundzwanzig andre Aussagen, die hier wiederzugeben zu sehr in die Länge ziehen würde und den Faden unsres prozessualen Verfahrens nur verwirren und vom geraden Ziel ablenken könnte.

Sei also in wenigen Worten nur die Quintessenz dieser verschiedenen Zeugenaussagen niedergelegt.

Durch eine große Anzahl guter Christen, Bürger und Bürgerinnen, Bewohner der edlen Stadt Tours, wurde eidlich ausgesagt:

Dieser Dämon habe tagtäglich tolle Hochzeiten und wahrhaft königliche Feste gehalten; niemals habe man ihn in einer Kirche gesehen; er habe Gott verflucht; er habe über die Priester gespottet; er habe sich niemals mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnet; er habe in allen Zungen der Erde geredet, welche Gnade doch allein den Aposteln von Gott verliehen worden; er sei oft im Freien gesehen worden, reitend auf einem seltsamlich fremden Tier, das vor den Wolken herzog; er habe nie gealtert, sondern sei immer gleich jung geblieben in seinem Aussehen. Dieses Weib, das eigentlich der Teufel war, habe sich den Gürtel lösen lassen von Vater und Sohn an demselben Tage; sichtbar sei ein bösartiger und zwingender Zauber von ihr ausgegangen, dergestalt, daß ein Schneider, an dessen Bude sie vorübergegangen, so durch ihren Anblick von der Brunst übermannt worden, daß er sich auf seine Frau gestürzt und am andern Morgen tot aufgefunden worden, das Weib immer noch umschlingend im Starrkrampf der Liebe. Alte Männer der Stadt hätten den schwachen Rest ihrer Tage und ihrer Taler ihr zugetragen, um noch einmal in den Sünden ihrer Jugend zu schwelgen und seien darüber hingestorben wie die Mücken im November, wobei einige schwarz geworden gleich den Mohren; niemals habe dieser weibiche Dämon jemand bei seinen Mahlzeiten zugelassen, sondern habe stets einsam und allein gespeist, weil er sich von menschlichem Gehirn genährt; er sei öfter bei Nacht auf Kirchhöfen gesehen

worden, wo er junge männliche Leichname ausgegraben, da der Teufel, der wie ein eingeschlossener Gewittersturm in den Eingeweiden dieses Weibs hauste, sich an den Lebendigen nicht genug tun konnte. Durch diesen Teufel in ihrem Leib sei die Hexe zu einer wahren Furie und Windsbraut geworden in ihren Umarmungen, aus denen die Männer zurückkamen mit blauen Mälern und zerschlagenen Gliedern, zerrissen, zerkratzt, zerquetscht, also daß seit der Zeit, da unser Heiland den Oberteufel in eine Sauherde verbannt, kein so bösartiges, giftiges, unheilvolles Tier auf dieser Erde gesehen worden.

Hierauf folgen noch eine Menge von Aussagen, Zeugnissen, Beweisen, aus denen die infernalische Abstammung dieser Muhme, Schwester oder Großmutter des Teufels klar erhellet, abgesehen von den schon an und für sich genügenden Proben ihrer bösartigen Handlungen und des vielerlei Unglücks, das sie über zahlreiche Familien der Stadt gebracht. Und wenn es möglich wäre, alle diese Missetaten hier nebeneinander in ihren Wirkungen aufzustellen, so wie sie in der Anklageschrift eins nach dem andern von Herrn Wilhelm Turnebusch aufgeführt sind und mehrere Hefte füllen, würden diese Gräueltaten so laut ihre Stimme erheben, daß wir daraus einen Vorgeschmack bekommen müßten von den Schreien der Verdammten am jüngsten Gericht.

Wurden dann die Zeugenverhöre abgeschlossen, da wir genügendes Material von Beweisen, authentischen Zeugnissen, Einzelheiten, Behauptungen, Gegenbehauptungen, Anklagen, öffentlichen und geheimen Beichten, Schwüren, Vergleichen und Kontroversen gesammelt hatten, auf die der Dämon nun zu erwidern aufgerufen wird.

So viel schriftliches Beweismaterial ist nun in unsern Händen, daß die Bürger von Tours den Ausspruch getan, auch wenn diese Frau eine wirkliche Teufelin und mit inwendigen Krallen und Hörnern versehen sein sollte, würde es ihr doch schwer werden, sich durch dieses Maschenwerk von geschriebenen Anklagen hindurchzuwinden, um heil und sicher die Hölle wieder zu erreichen.

II.

Wie dem Teufel in Weibsgestalt nun der Prozeß gemacht wurde.

† In nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.

Im Jahre nach unsres Herrn Geburt Eintausendzweihundertundeinundsiebzig sind vor uns, Hieronymus Kornill, Strafrichter in Sachen der kirchlichen Gerichtsbarkeit, erschienen:

Der edle Herr Philippe von Ydré, Amtmann der Stadt Tours und Kreishauptmann der Provinz Touran, wohnhaft in seinem Hause an der Garküchengasse zu Neuenbürg; Meister Hans Rûbau, Schöffe und Gildemeister der Tuchmacherbruderschaft, aus dem Hause mit dem Bilde der Befreiung Petri am Brittendamm; Meister Anton Jahan, Obmann und Zunftrichter der Wechslerinnung, wohnhaft vor der Brücke, in dem Hause mit dem „Bild des hl. Markus, wie er Touraner Gulden aufzählt“; Meister Martin Klammhaken, Hauptmann der städtischen Bogenschützen, mit seinem Quartier im Schloß; Hans Rabelais, Schiffbaumeister und Stabhalter der Schifferbruderschaft, mit einem eignen Hause am Hafen der Jakobi-Insel; Markus Hieronymus, genannt Mascheffer,

Schuster im Hause zum hl. Sebastian und Vorstand der Zunftmeister; und endlich Jakob, genannt Omerstädter, Wirt und Herbergsvater „zum goldenen Tannenzapfen“ in der breiten Straße:

Diesem genannten edlen Herrn von Ydré, wie den genannten Bürgern von Tours haben wir die folgende Beschwerdeschrift vorgelesen, die von ihnen aufgesetzt und unterzeichnet worden, um dem geistlichen Gerichtshof vorgelegt zu werden.

Klageschrift.

„Wir, Endesunterzeichnete, Bürger von Tours, haben uns im Hause unsres gnädigen Herrn von Ydré, Kreishauptmanns von Touran, in Abwesenheit unsres Herrn Bürgermeisters versammelt, um ihm unsre Klagen vorzutragen über die folgenden Tatsachen, die wir dem geistlichen und erzbischöflichen Gericht zu unterbreiten gewillt sind.

„Seit einer geraumen Zeit lebt in unsrer Stadt, auf dem Gute Weihenstephan, in dem Hause des Hans Schlenkerarm, zur Domäne des erzbischöflichen Kapitels gehörig und unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs stehend, ein Teufel in Weibsgestalt. Diese Braut des Satans treibt das Handwerk einer öffentlichen Hure, das sie solchergestalt übertreibt und mißbraucht, daß diejenigen, so hingehen, sie zu besuchen, mit verlorner Seele zurückkehren und in gräßlicher Weise die heilige Kirche und ihre Hilfe verspotten, woraus dem gemeineu Wesen, der Kirche von Tours und unsrer heiligen katholischen Religion große Gefahr erwächst.

„In Anbetracht nun, daß eine Anzahl derjenigen, die sich mit ihr verbunden, gestorben sind, und daß diese Teufelin, die nackt und bloß in unsre Stadt gekommen,

nach dem Sagen der Leute, unermeßliche Reichtümer besitzt, königliche Schätze, die sie im Verdacht steht, mit teuflischen Mitteln, durch übernatürliche, zauberische Anziehungskraft, wenn nicht durch Diebstahl erworben zu haben;

„In Anbetracht, daß es sich um die Ehre und Sicherheit unsrer Familien handelt, da man niemals in dieser Stadt eine Frau oder öffentliches Weib gekannt hat, das so offenkundig und schmählich, die Sitten, die Religion, die Keuschheit, das Vermögen und die Gesundheit der Bewohner gefährdet hat;

„In Anbetracht, daß es dringend geboten ist, sich der Person und Habe dieses Weibsbilds zu bemächtigen, um den Umstand aufzuklären, ob man ihre Aufführung in Sachen der Liebe, alsgestalt es den Anschein hat, ihrer teuflischen Natur zuschreiben muß, wie es ja auch in den Evangelien geschrieben steht, daß unser Heiland auf einen Berg geführt worden, von wo ihm Luzifer oder Astaroth die fruchtbaren Gegenden von Judäa gezeigt und wie es auch sonst an andern Orten Hexen und Teufel gegeben, die in weiblicher Gestalt umgegangen und ihren höllischen Hunger mit christlichen Seelen gestillt haben;

„In Anbetracht, daß dem besagten Weibe tausend Teufeleien nachgewiesen werden können, von denen jedermann spricht und daß es für die Ruhe der Stadt notwendig ist, der Fülle ihrer Missetaten ein Ziel zu setzen:

„In Anbetracht alles dessen bitten wir untertänigst, daß es Euer Hochehrwürden gefalle, diese unsre Klage unserm gnädigen Herrn und geistlichen Vater, dem sehr edlen und hochwürdigen Herrn Erzbischof, Johann von Monsoreau, vorzutragen, indem Ihr hiermit die Pflichten Eures Amts erfüllt, ebenso wie wir als Diener der

Sicherheit dieser Stadt mit dem Gegenwärtigen die unsrigen erfüllen, jeder im Umkreis seiner amtlichen Befugnisse.

„Und haben wir Gegenwärtiges unterzeichnet im Jahre nach Unsres Herrn Geburt Eintausendzweihundertundeinundsiebzig, am Tage Aller Heiligen nach der Messe."

Nachdem nun von Meister Turnebusch die Verlesung beendet worden, wurde von uns, Hieronymus Kornill, also zu den Klägern gesprochen:

„Besteht ihr, liebe Herren, auch heute noch auf euren Aussagen, habt ihr noch andre Beweise als die uns zur Kenntnis gekommenen und verpflichtet ihr euch die Wahrheit zu bekennen vor Gott, vor den Menschen und vor der Angeklagten?"

Alle, außer Meister Hans Rabelais, sind auf ihren Aussagen bestanden, der genannte Rabelais, aber hat sich zurückgezogen, indem er sagte, daß er jene Mohrin für eine natürliche Frau halte, die keinen andern Fehler habe als daß die Temperatur ihrer Liebe ein wenig allzu heiß sei.

Also haben wir, der beauftragte Richter, nach reiflicher Überlegung beschlossen, der Anklage der genannten Bürger Folge zu geben und anzuordnen, daß der Frau, die im Gefängnis des Kapitels in Gewahrsam gehalten wird, nach den kanonischen Vorschriften und der lex contra daemonios der Prozeß gemacht wird. Sollen die genannten Vorschriften und Verordnungen in Form einer Vorladung veröffentlicht und vom Ausrufer der Stadt unter Trompetenstößen auf allen Märkten und Plätzen öffentlich ausgerufen werden, daß männiglich davon Kenntnis nehme und ein jeglicher Zeuge mit seinem Gewissen zu Rat gehe, bevor

er dem genannten Dämon Aug' in Aug' gegenübergestellt wird. Soll auch der genannten Angeklagten nach Brauch und Herkommen ein Verteidiger zugesprochen werden und darauf der Prozeß unsern Satzungen und Ordnungen gemäß seinen Verlauf nehmen.

Gezeichnet: „Hieronymus Kornill."
„Turnebusch."

† **In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.**

Im Jahre nach unsres Herrn Geburt Eintausendzweihundertundeinundsiebzig, am zehnten des Februar, nach der Messe, ist uns, Hieronysmus Kornill, geistlichem Straf-Ober-Richter, auf unsern Befehl aus dem Gefängnis des Kapitels vorgeführt worden die Frau, welche, als wohnhaft in dem Hause des Gastwirts Hans Schlenkerarm, das auf der Domäne des Kapitels der Kathedrale von Sankt Moritz gelegen ist und unter die herrschaftliche und weltliche Jurisdiktion unsres gnädigen Herrn Erzbischofs gehört, wie sie auch, der Natur der ihr vorgeworfenen Verbrechen nach, der geistlichen Gerichtsbarkeit unterliegt, was wir ihr zu wissen und kund getan haben.

Nachdem wir ihr zuvörderst die Anklageschrift der Stadt und hierauf alle Aussagen und Zeugnisse, Anschuldigungen und Verhöre, wie sie in zweiundzwanzig Heften von Meister Turnebusch niedergeschrieben sind, in allen Teilen ernst und deutlich vorgelesen und die Angeklagte versichert hat, alles verstanden zu haben, haben wir unter Anrufung Gottes und des Beistands seiner Kirche das inquisitorische Verfahren, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, eingeleitet und haben zunächst der Angeklagten folgende Fragen vorgelegt.

In erster Linie haben wir an die Angeklagte die Aufforderung gerichtet, uns zu sagen, in welcher Stadt und in welchem Land sie geboren sei?

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„In Mauritanien."

Haben wir sodann die Angeklagte aufgefordert, uns zu sagen, ob sie Vater, Mutter oder sonstige Anverwandte besitze und wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Ich habe sie nie gekannt."

Dann haben wir sie gefragt, welches ihr Name sei?

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Zulma in arabischer Sprache."

Haben wir weiterhin dann die Frage an sie gerichtet, warum sie die Sprache unsres Lands spreche, und wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Weil ich in dieses Land gekommen bin."

Dann haben wir, der Richter, sie gefragt, zu welcher Zeit dies war?

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Vor ungefähr zwölf Jahren."

Haben wir sie weiterhin gefragt, wie alt sie damals war? und wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Ungefähr fünfzehn Jahre."

Dann haben wir erwidert:

„Also gebt Ihr zu, siebenundzwanzig Jahre alt zu sein?"

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Ja."

Haben wir weiterhin die Frage gestellt:

„So seid Ihr also die Mohrin, die in der Nische Unsrer Lieben Frau gefunden, die durch den Herrn Erzbischof getauft und über das Taufbecken gehalten worden

durch den verstorbenen Herrn Grafen von Roche-Corbon und das Fräulein von Alzay, seiner zukünftigen Gemahlin; die Mohrin, die hierauf in dem Kloster vom Berge Karmel eingekleidet worden und unter Namensanrufung und Beistand der heiligen Klara die Gelübde der Keuschheit, Armut und des Gehorsams in Gott abgelegt hat?"

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Die bin ich."

Weiter haben wir gefragt, ob die Angeklagte die Aussagen der hochwürdigen Frau Äbtissin vom Kloster zum Berge Karmel, und ebenso die Aussagen der Jakobine, genannt Dreck-Schminke, ehemaliger Küchenmagd daselbst, für wahr anerkenne?

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Sie sind zum größten Teil wahr."

Haben wir alsdann gefragt:

„Also seid Ihr Christin?"

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

„Ja, mein Vater."

Hier wurde die Angeklagte von uns aufgefordert, das Zeichen des Kreuzes zu machen und aus einem Becken, das ihr Herr Wilhelm Turnebusch gereicht, Weihwasser zu nehmen. Solches tat sie und haben wir dies mit eignen Augen gesehen, worauf von uns festgestellt wurde: daß die hier gegenwärtige Zulma, Mauritanierin von Geburt, die hierzulande unter dem Namen Blanchefior Bruyn getauft, später in dem Kloster der Karmeliterinnen als Schwester Klara eingekleidet worden und die der Ketzerei und Zauberei beschuldigt vor uns steht, die Kompetenz unsres geistlichen Gerichts über sich anerkennt.

Wir sind dann in unsrem Verhör fortgefahren.

„Meine Tochter, durch die übernatürliche Weise, wie Ihr aus dem Kloster entkommen seid, habt Ihr den Verdacht auf Euch gezogen, mit dem Teufel im Bündnis zu stehen.“

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

Sie sei auf ganz natürliche Weise entkommen, indem sie nach der Vesper, verborgen unter der Soutane des klösterlichen Visitators, des Herrn Johann von Marsilis, das Freie gewonnen habe. Dieser Herr Johann von Marsilis habe sie dann in einem kleinen, ihm gehörigen Häuschen in der Amorgasse nahe beim Stadttor versteckt gehalten und habe sie da sehr gründlich und mit viel Eifer in die süßen Mysterien der Liebe eingeweiht, die ihr, der Angeklagten, bis dahin ganz und gar unbekannt geblieben waren, ihr jedoch nun, trotz aller Dunkelheit, sehr schnell eingeleuchtet hätten.

Da habe sie eines Tags durch den Fensterladen der Herr von Amboise bemerkt und sei von einer großen Liebe zu ihr ergriffen worden. Und da ihr der edle Herr besser gefallen als der Mönch, der sie zu seinem Vergnügen gefangen gehalten, sei sie in großer Eile nach Amboise, dem Schloß des genannten Edelmanns, geflohen, wo man ihr tausend vergnügliche Zeitvertreibe geboten, wie die Jagd, den Tanz, und wo sie sich habe schmücken dürfen wie eine Königin. Eines Tags war, wie die Angeklagte weiter erzählte, der Herr von Roche-Pozay von dem Herrn von Amboise zu Gaste geladen, und als diese beiden vergnüglich beim Becher und Würfelspiel saßen, sei ihrem Herrn und Gebieter der Gedanke gekommen, sie, die Sprecherin, seinem Gaste zu zeigen, wie sie, nackt, aus dem Bade gestiegen; da habe den von Roche-Pozay bei ihrem Anblick eine so heftige Liebe zu ihr erfaßt, daß er

am andern Tage im Zweikampf seinen Freund erschlagen und sie trotz ihres heftigen Sträubens mit Gewalt an sich gerissen und mit sich ins heilige Land genommen habe, wo sie das Leben derjenigen Frauen geführt, die dort ihrer Schönheit halber mit großer Liebe und Rücksicht behandelt werden. Nach vielen Abenteuern und seltsamen Erlebnissen sei sie wieder in unser Land zurückgekommen, weil es der Wunsch ihres derzeitigen Gebieters, des Herrn von Bueil, gewesen, der sich krank sehnte nach seinem Vaterlande und dem Schloß seiner Väter. Und da sie ihrem Herrn in Liebe und Vertrauen ergeben war und dieser ihr versprochen habe, sie zu beschützen, sei sie ihm hierher gefolgt, trotz ihrer schlimmen Ahnungen, die ihr nichts Gutes vorhergesagt. Aber, kaum in seinem Vaterlande angekommen, sei der Herr von Bueil vom Fieber ergriffen worden und eines elenden Tods gestorben, da er, trotz ihrer flehenden Bitten, keinerlei heilsame Tränklein zu sich genommen, auch von keinem Doktor und Physikus etwas habe wissen wollen.

Haben wir hierauf die Angeklagte gefragt, ob sie die Aussagen des Herrn Harduin und des Gastwirts Schlenkerarm als der Wahrheit entsprechend anerkenne, und hat die Angeklagte geantwortet, daß sie dieselben zum Teil für wahr und richtig, zum andern Teil aber für verleumderisch, boshaft und dumm erachten müsse.

Haben wir ferner die Angeklagte aufgefordert, zu erklären, ob sie all den Edelleuten, Bürgern und andern, die in den Zeugenaussagen und Klagen der Einwohner mit Namen angeführt werden, in fleischlicher Liebe angehört habe?

Und wurde von ihr, der Angeklagten, mit frechem Ton geantwortet:

„In Liebe, ja."

Haben wir sodann der Angeklagten vorgehalten, daß durch sie und ihre Schuld die genannten Edelleute, Bürger et caetera das Leben verloren hätten.

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet:

Die besagten Edelleute und Bürger seien nicht von ihr und nicht durch ihre Schuld getötet worden; vielmehr habe sie, die Sprecherin, sich ihnen immer verweigert. Aber je heftiger sie sich gesträubt, um so dringender seien die andern geworden und hätten sie in ungestümer Leidenschaft bedroht und zuletzt sich ihrer, der Angeklagten, Person mit Gewalt bemächtigt. Einmal so weit, habe sie sich allerdings selber mit größter Leidenschaft hingegeben. Wenn sie aber hier ihre heimlichsten Gefühle vor dem Richter entblöße, so tue sie das nur, weil ihr von uns anempfohlen worden, in allem die Wahrheit zu sagen, und weil sie große Angst vor den Foltern und Torturen habe, mit denen man ihr gedroht.

Haben wir die Angeklagte, unter Androhung der Tortur, gefragt, was sie darüber zu sagen wisse, daß so viele junge Edelleute an den Folgen des Verkehrs mit ihr gestorben, und wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet: sie sei darüber selber in die größte Trauer verfallen, sie sei sich vorgekommen wie eine bösartige Kreatur, die eine ansteckende Krankheit verbreitet, weil die edlen und tugendhaften Jünglinge, die sie geliebt, alle nach kurzer Zeit hingesiecht, worüber sie in großem Schmerz zu Gott, der Jungfrau Maria und den Heiligen gebetet, sie auch zu sich ins Paradies zu nehmen.

Ist die Angeklagte von uns gefragt worden, wo sie denn ihr Gebet verrichte?

Wurde von ihr, der Angeklagten, geantwortet, daß sie in ihrem Kämmerlein, auf den Knien, zu Gott bete, der, nach den heiligen Evangelien, alles sieht und hört und überall allgegenwärtig ist.

Sodann wurde die Angeklagte von uns befragt, warum man sie nie in einer Kirche gesehen, weder an niedern noch an hohen Festtagen, worauf die Angeklagte geantwortet, daß diejenigen, die sie um der Liebe willen besuchten, am liebsten an Sonn- und Feiertagen zu ihr kamen und daß sie, die Sprecherin, in allem deren Willen getan.

Hierauf haben wir der Angeklagten christlich ins Gewissen geredet, daß sie also dem Gebote der Menschen mehr gefolgt, als den Geboten Gottes.

Wurde von ihr, der Angeklagten, erwidert, daß sie für diejenigen, die sie geliebt, sich hätte in Stücke hauen lassen, und daß sie sich um keine Schätze der Welt einem Manne, auch wenn es der König gewesen wäre, ohne Liebe hingegeben hätte. Aber wer sie einmal in seinen Armen gehalten, wer ihr einmal nur ein wenig die Lippen geküßt, dem habe sie angehört für sein ganzes Leben.

Sodann haben wir gefragt, woher all die Schätze, wie goldene und silberne Schüsseln, kostbare Steine, prächtige Teppiche u. s. w., im Werte von zweihunderttausend Dublonen, stammen, die wir in ihrer Wohnung gefunden und dem Schatzmeister des Kapitels zur Aufbewahrung anvertraut haben; worauf die Sprecherin geantwortet: daß sie nebst Gott in uns all ihre Hoffnung setze, daß sie aber dieser Frage nicht Rede stehen könne, da es sich um die süßesten Erinnerungszeichen der Liebe handle, die ihr teurer seien, als das Leben selber. Hierauf, von uns zum zweiten Male aufgefordert, zu sprechen, hat die Angeklagte folgendermaßen geantwortet:

„Wenn Ihr, Herr Richter, wüßtet, wie sehr ich denen ergeben bin, die ich liebe, wie ich ihnen in guten und bösen Tagen angehöre, wie ich an ihrem Munde, ihren Augen hänge, um jeden ihrer leisesten Wünsche zu erraten, so würdet selbst Ihr, hochehrwürdiger Herr, so alt Ihr seid, anerkennen müssen, daß kein Gold und keine Schätze eine solche Liebe erkaufen können. Von keinem Manne, den ich geliebt, habe ich je ein Geschenk erbeten, es war mir genug, daß sein Herz mir gehörte, und ich fand in diesem Besitz so köstliche, so unvergängliche Freuden, daß ich an nichts andres dachte, als ihm diese Freuden tausendfältig wiederzuschenken. Aber trotz meiner Weigerungen bestanden die Liebenden darauf, mich zu beschenken. Einmal kam der eine mit einem Perlenhalsband und sagte: Laß sehen, mein Liebchen, ob deine Haut nicht glänzender ist, als das Perlengeschmeide, und indem er mir den Zierrat um den Nacken legte, küßte er mich und war so glücklich, mich so geschmückt zu sehen, daß ich ihm seine Freude nicht hätte trüben mögen, indem ich sein Geschenk verweigerte. Ein jeder von ihnen hatte einen andern phantastischen Gedanken. Der eine hatte die Laune, die kostbaren Gewänder, mit denen ich mich für ihn geschmückt, zu zerreißen und mich von Kopf bis zu den Füßen, am Hals, an Armen und Beinen und in den Haaren mit Edelsteinen und Perlen zu bedecken. Ein andrer wieder breitete die kostbarsten Teppiche vor mir aus und verweilte ganze Tage lang in Anbetung meiner Schönheit zu meinen Füßen. Und, so fuhr die Sprecherin fort, da wir nichts so sehr lieben, wie unser Vergnügen, und da es uns wohltut, wenn nach außen und nach innen alles in Schönheit und Harmonie zusammenstimmt, da alle, die mich liebten, mein Gewand mit den schönsten

Dingen geschmückt sehen wollten, da alle sich vereinigten, mich mit Gold, Juwelen, Blumen, kostbaren Stoffen, Wohlgerüchen zu überschütten, und da ich sah, daß diese Dinge nichts verdarben, so hatte ich keine Kraft mehr, einem Edelmanne oder auch einem Bürger sein Geschenk zurückzuweisen; daher stammt der große Reichtum, der von den Personen des Gerichts bei mir gefunden worden ist."

Hiermit schließt das erste Verhör der genannten Schwester Klara, die der Hexerei angeklagt ist, und da wir, der Richter und Herr Wilhelm Turnebusch, von großer Müdigkeit überwältigt, auch durch beständiges Anhören der Stimme der Angeklagten in unsern Gedanken verwirrt wurden, so ist von uns, dem Richter, bestimmt worden, das zweite Verhör auf heute in drei Tagen anzusetzen, um weitere Beweise zu finden, ob die genannte Angeklagte von einem Teufel besessen ist.

Besagte Angeklagte wurde sodann auf Befehl des Herrn Richters unter der Führung des Herrn Wilhelm Turnebusch in ihr Gewahrsam zurückgeleitet.

† In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen.

Am dreizehnten Tage des genannten Monats Februar ist uns, Hieronymus Kornill et caetera, die vorhergenannte Schwester Klara zum andermal vorgeführt worden, zu dem Zweck, über die ihr zur Last gelegten und nachgewiesenen Missetaten verhört zu werden.

Und wurde durch uns, den Richter der Angeklagten, erklärt, daß es nicht in der Macht eines natürlichen Weibs liege, welches auch ihre Fähigkeiten und ihr Beruf seien, solch vollkommene Bezauberungen und

Behexungen zu bewirken, die sie selber durch ihre eignen Antworten auf unsre Fragen zugegeben und so viel Menschen in den Tod zu treiben außer unter dem Beistand eines Dämons oder Teufels, der in ihrem Körper Wohnung genommen und dem sie durch Vertrag ihre Seele verkauft hat; also, daß es vollkommen erwiesen sei, daß unter ihrer, der Angeklagten, Maske und Gestalt ein Teufel sein Wesen treibe, der all das Übel angestiftet. Werde demnach die Angeklagte hiermit aufgefordert zu offenbaren, in welchem Alter sie die Verbindung mit besagtem Dämon eingegangen; welche die Bedingungen gewesen, unter denen sie ihm ihre Seele verkauft, wie auch über ihre gemeinsamen Missetaten die genaue Wahrheit auszusagen.

Die Angeklagte hat hierauf erwidert, daß sie uns, dem Richter, antworten wolle, wie wenn sie vor Gott stünde, der unser aller Richter ist. Hat sodann die Sprecherin behauptet, niemals besagten Teufel gesehen oder gehört, noch auch ihn zu sehen oder mit ihm zu sprechen je gewünscht zu haben. Auch das Handwerk einer öffentlichen Hure ausgeübt zu haben, bestreitet die Angeklagte, da sie sich den genannten Freuden der Liebe nur dann überlassen, wenn sie ihr Vergnügen gemacht und auch in diesem Falle vielmehr aus dem Wunsch, gut und sanft gegen ihren geliebten Herrn zu sein als aus einem sie beständig drängenden Bedürfnis. Auch bitte sie uns zu bedenken, daß sie, eine arme Afrikanerin, dergestalt von Gott mit heißem Blut und leichtem Auffassungsvermögen in Sachen der Liebe begabt worden sei, daß oft schon beim Anblick eines Manns ihr Herz in hellen Aufruhr geraten. Sowie aber ein Verliebter sie an irgend einer Stelle des Körpers berührt, sie streichelnd mit seiner Hand, sei sie ganz schwach geworden und ohne Kraft des Widerstands ihm verfallen.

Allein schon durch eine solche Berührung seien in ihr alle Seligkeiten der Liebe zum Leben erweckt worden und hätten ein solches Feuer in ihren Adern entzündet, daß sie sich vom Kopf bis zu den Füßen wie eine einzige große Flamme gefühlt. Und seit dem Tage, an dem Dom Marsilis sie die Freuden der Liebe gelehrt, habe sie nie einen Tag oder eine Stunde in Traurigkeit verbracht, also, daß ihr zum klaren Bewußtsein gekommen, wie ihr Wesen recht eigentlich zur Liebe geschaffen sei und wie sie damit Gott besser gefalle und mehr diene, als wenn sie in jenem Kloster, in das die Menschen sie eingesperrt, hätte elend dahinwelken und sterben müssen.

Hierauf wurde von uns, Hieronymus Kornill, erwidert, daß diese Rede eine offenkundige Blasphemie und Gotteslästerung sei, da wir alle zu Gottes Ruhme geschaffen sind, um ihn zu ehren und zu preisen, um seine heiligen Vorschriften vor Augen zu haben und ein heiliges Leben zu führen, eingedenk unsres zukünftigen Heils; nicht aber dazu, das ganze Leben hindurch immerfort nur das zu tun, was selbst die Tiere nur zu einer gewissen Zeit des Jahres bedürfen. Worauf besagte Schwester Klara geantwortet hat, daß sie, die Sprecherin, Gott alle Ehre erwiesen habe, daß sie in allen Ländern die Armen und Kranken gepflegt, sie mit Kleidern und Almosen beschenkt, daß sie geweint habe beim Anblick ihres Elends und daß sie hoffe, es werden am Tage des jüngsten Gerichts ihre barmherzigen Werke auch da sein und Gott um Gnade für sie anflehen. Mit unerhörter Kühnheit erklärte die Angeklagte, daß sie von Herzen gern, wenn sie nicht gefürchtet, den geistlichen Herren vom Kapitel zu mißfallen, sich von all ihren Reichtümern entblößt haben würde, um eine Stiftung zum Heil ihrer Seele zu machen,

womit die Türme des Doms von St. Moritz vollendet werden könnten. Wenn ihr dieser Lieblingswunsch hätte erfüllt werden können, so würde sie an ihren Liebesnächten doppelte Freude gefunden haben, da jede von ihnen einen Stein bedeutet hätte zur Errichtung des heiligen Baus. All ihre Liebhaber würden zu diesem Zweck und zum ewigen Heil ihrer Seele freudigen Herzens ihr ganzes Vermögen geopfert haben.

Hierauf wurde von uns, dem Richter, besagter Hexe zur Antwort gegeben, daß sie sich dadurch nicht von dem Verdachte, mit dem Satan im Bunde zu stehen, reinigen könne, da ungeachtet ihrer vielen Liebesnächte nie ein Kind aus ihrem Leibe hervorgegangen, was allein schon beweise, daß dieser Leib von einem Teufel bewohnt sein müsse. Zum Überfluß wisse jedermann, daß es außer den heiligen Aposteln nur dem Teufel Astaroth gegeben sei, in allen Sprachen der Welt zu reden; sie, die Angeklagte, aber, wisse in der Zunge jeden Lands zu sprechen, was wiederum beweise, daß sie von einem Dämon besessen sein müsse. Hierauf hat die Angeklagte erwidert, daß sie vom Griechischen nicht mehr wisse als „Kyrie eleison", wovon sie oft im Gebet Gebrauch mache, und vom Lateinischen nicht mehr als „Amen", als welches sie hiermit an Gott richte, in der festen Hoffnung auf ihre Lossprechung und Befreiung. Hat darauf die Angeklagte hinzugefügt: Daß sie kein Kind empfangen könne, sei ihr größter Schmerz, den sie aber in Ergebung in Gottes Willen ertrage, weil sie ja auch gewiß mehr Lust bei der Sache habe, als die guten Hausmütter, denen Gott dafür Kinder schenkt. Und gewiß liege darin eine von Gott gewollte Ausgleichung, weil die Welt verderben müßte, wenn es allzuviel Glück in ihr gäbe.

Indem wir dies alles angehört und daraus geschlossen haben, daß der Körper der Schwester Klara wirklich von einem Teufel besessen sein muß, da es die Eigenschaft Luzifers ist, Gründe der Verteidigung zu finden, die der Wahrheit auf ein Haar ähnlich sehen, haben wir angeordnet, daß die Angeklagte in unsrer Gegenwart der Tortur unterzogen werde, um den ihr innewohnenden Dämon durch Schmerzen zu bezwingen und unter die Macht der Kirche zu beugen.

Zu diesem Zweck haben wir den Meister medicus des Kapitels, Herrn Franz Hangst zugezogen, und ihn durch eine weiter unten abgeschriebene Vollmacht beauftragt, die natürliche weibliche Beschaffenheit der Angeklagten zu begutachten, um unsre heilige Religion darüber aufzuklären, mit welchen Kunstgriffen sich der Teufel die Schlinge zubereitet, in welche sich so viele Seelen verfangen haben.

Hat die Angeklagte sehr geweint und gestöhnt und mit verzweifelten Bitten und Schreien den Widerruf unsres Befehls zur Folterung zu erreichen gesucht. Sie hat sich trotz ihrer Ketten uns zu Füßen geworfen und uns angefleht, ihr diese Tortur zu ersparen, da ihre Glieder so zart und schwach seien, daß sie dabei zerbrechen würden wie Glas; sie wolle sich mit all ihrem Gut vom Kapitel loskaufen und für immer das Land verlassen.

Wurde dieselbe des weitern von uns aufgefordert, freiwillig zu bekennen, daß sie immer ein Dämon gewesen von der Natur der succubi, welche als weibliche Teufel dazu ausersehen sind, die Christenmenschen durch die Verblendungen und Bezauberungen der Liebe zu verderben, worauf die Angeklagte entgegnet hat, daß dieses zu be-

kennen eine ganz abscheuliche Lüge sein würde, da sie sich immer als ein natürliches Weib gefühlt habe.

Hierauf, nachdem ihr durch den Folterknecht die Ketten abgenommen worden, hat die Angeklagte sich ihrer Kleider entledigt und hat durch die brennende Pracht ihres Körpers, der in Wahrheit eine supernatürliche coertionem auf den Mann ausübt, in teuflischer Bosheit und bewußter Absicht uns den Geist verdunkelt und ganz und gar den Verstand verwirrt. Meister Wilhelm Turnebusch hat seine Feder niedergelegt und hat sich mit der Begründung zurückgezogen, daß es ihm unmöglich sei, dieser Sache ferner beizuwohnen, da er fühle, wie der Teufel über ihn Gewalt bekomme und ihm mit unerhörten Versuchungen das Gehirn verwirre.

† † †

Hier schließt das zweite Verhör und da durch den Boten und Lader des Gerichts überbracht worden ist, daß Meister Franz Hangst über Land geritten, wurde die Folterung vertagt und auf den andern Morgen für die Stunde nach der Elfuhrmesse anberaumt.

Diese letzten Zeilen sind von uns, Hieronymus, in Abwesenheit von Meister Wilhelm Turnebusch niedergeschrieben worden und also haben wir unterzeichnet:

Hieronymus Kornill,
geistlicher Strafoberrichter.

Beschluß.

Heute, am vierzehnten des Monats Februar, sind vor mir, Hieronymus Kornill, an Stelle des abwesenden Bürgermeisters der Stadt Tours erschienen: die Meister Johann Rûbau, Anton Jahan, Martin Klammhaken, Hieronymus

Mascheffer, Jakob Omerstätter und der edle Herr Philipp von Roré. Diesen Klägern und Beschwerdeführern, deren Beschwerden und Klagen wir früher zu Protokoll gebracht, wie die Akten auf dem Stadthaus zur Genüge ausweisen, haben wir, auf Antrag der Blancheflor Bruyn, zuletzt Nonne bei den Karmeliterinnen unter dem Namen Schwester Klara, kund gemacht und zu wissen getan: daß die auf höllische Zauberei angeklagte Nonne Berufung eingelegt und sich anerboten hat, in einem Gottesgericht durch die doppelte Probe des Feuers und des Wassers, in Gegenwart des Kapitels und der ganzen Stadt Tours, ihre natürliche Weiblichkeit und Unschuld zu beweisen und darzutun.

Diesem Ansuchen der genannten Nonne sind die genannten Kläger beigetreten, als welche unter der Voraussetzung, daß die Stadt Tours Gewähr und Bürgschaft übernehme, sich anheischig gemacht haben, unter Zustimmung der Paten angeklagter Nonne einen geeigneten Platz auszusuchen und den Holzstoß vorzubereiten.

Ist alsdann durch uns, den Richter, als Frist und Ziel der Gottesprobe festgesetzt worden der erste Tag nach dem Frühlingsvollmond, welcher nämlich für dieses Jahr der Tag des heiligen Osterfestes ist, und haben wir als Zeitpunkt bestimmt die Stunde nach der Elfuhrmesse, womit die Kläger als einer hinreichenden Frist sich einverstanden erklärt und ihre Zustimmung ausgesprochen haben.

Soll darum gegenwärtiger Beschluß jedermann kund getan und in allen Städten, Märkten und Burgen von Touran, wie auch des ganzen Königreichs, auf Wunsch, Kosten und Betreiben der Kläger, von dem Gerichtsboten unter dem Schall der Trompete öffentlich ausgerufen werden.

Hieronymus Kornill.

III.

Wie es der Succubus angefangen hat, sich der Seele des alten Richters zu bemächtigen und welches die Folgen waren dieses neuen Hexenzaubers.

Das Folgende ist die Beichte in extremis, feierlich und öffentlich abgelegt am ersten des März im Jahre Eintausendzweihundertundeinsiebenzig nach unsres Herrn Geburt durch den Priester Hieronymus Kornill, Chorherrn im Kapitel der Kathedrale von St. Moritz, geistlichem Oberstrafrichter, als welcher sich dieser Ämter und Ehren unwürdig erklärte und, wie sein letztes Stündlein herannahte, sich also von seinen Sünden, Übeltaten und Verfehlungen in seinem Gewissen beängstigt fühlte, dass er zur Verherrlichung der Wahrheit, zur grössern Ehre Gottes, zur Rechtfertigung seines Gerichtshofs, wie auch zur Erleichterung seiner Strafen in der andern Welt, mit einem öffentlichen und allgemeinen Sündenbekenntnis Genugtuung zu leisten wünschte. Der genannte Hieronymus Kornill lag auf den Tod darnieder in seinem Bett, und waren, um seine Erklärungen entgegenzunehmen, herbeigerufen worden: Johann van dem Haag (de Haga), Vikar vom Münster zu St. Moritz, Peter Guyard, Schatzmeister des Kapitels, beauftragt von unserm gnädigen Herrn, dem Erzbischof, die Worte des Beichtenden niederzuschreiben; ausserdem Dom Luis Pot, ein Mönch von Marienmünster, vom Sterbenden zu seinem geistlichen Vater und Beichtiger erwählt; wohnte überdies dem Akt bei der hochgeborne und hochgelehrte Doktor Guilelmo de Censoris, römischer Archidiakonus, als Abgesandter (legatus) unsres heiligen Vaters, des

Papstes, gegenwärtig in unsrer Diözese anwesend. Vor den genannten geistlichen Herren und in Gegenwart einer grossen Anzahl christlicher Mitbürger, die zum Tode des genannten Hieronymus Kornill herbeigeeilt waren, hat dieser genannte Hieronymus Kornill feierlich den Wunsch ausgesprochen, öffentlich Busse zu tun, weil die Fasten zu Ende gingen und seine Worte allen Christen, die auf dem Weg des Verderbens wandelten, die Augen öffnen könnten.

Und hat vor ihm, dem genannten Hieronymus, als welcher vor grosser Schwäche nicht reden konnte, Dom Luis Pot unter grosser Bewegung der genannten Versammlung die folgende Beichte vorgelesen:

„Meine Brüder, bis zum neunundsiebzigsten Jahre meines Lebens, in dem ich noch stehe, glaube ich, ausgenommen einige läßliche Sünden, deren sich wohl jeder Christ, so heilig er sein mag, gelegentlich schuldig macht und deren Verzeihung wir durch aufrichtige Reue von Gott erhoffen dürfen, ein christliches Leben geführt und das Los und die Ehrenstellung verdient zu haben, wie sie mir in unsrer Diözese zugefallen sind, wo mir das hohe Amt eines obersten Strafrichters in geistlichen Angelegenheiten übertragen worden ist, dessen ich mich zuletzt so unwürdig gezeigt habe. In diesem Bewußtsein und in Anbetracht der unendlichen Herrlichkeit Gottes, wie in Angst vor dem ewigen Strafgericht, das den Sünder und Übeltäter im Jenseits erwartet, habe ich gedacht durch einen höchsten Akt der Buße, dessen ich in meiner letzten Stunde fähig bin, die Ungeheuerlichkeit meiner Missetaten abzuschwächen. Zu dem Ende habe ich von Unserer Heiligen Kirche, deren Rechte und juridische Gewalt ich verkannt und verraten habe, die Gnade erbeten und erlangt, mich öffentlich an-

klagen und Buße tun zu dürfen, wie die Christen der ersten Zeit gepflegt haben. Um noch vollkommener meine Bußhaftigkeit an den Tag legen zu können, möchte ich wünschen, noch so viel Leben und Kraft in mir zu haben, um vor dem Portal der Kathedrale, ausgesetzt dem Schimpf und der Verhöhnung aller meiner Brüder, und mit bloßen Füßen, eine Kerze in der Hand und einen Strick um den Hals, einen ganzen Tag lang auf den Knien zu verharren, zur Sühne meiner ungeheuren Schuld. Aber in diesem großen Schiffbruch meiner zerbrechlichen Tugend, der euch zur Lehre dienen möge, das Laster und die Fallstricke des Satans zu fliehen und euch in den Schutz der Kirche zu flüchten, wo allein Heil und Sicherheit wohnt, bin ich durch teuflischen Zauber so geknickt und vernichtet worden, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus durch euer aller Fürbitten, um die ich flehe, Mitleid haben wird mit mir armen und verführten Christen, dessen Augen schmelzen in Tränen der Reue, und der sich ein neues Leben wünschen möchte, um es ganz hinzubringen in Kasteiung und bußfertiger Zerknirschung. Hört also meine Schuld und zittert! Erwählt und auserſehen vom versammelten Kapitel zur Einleitung, Sichtung, Instruktion und Durchführung des Prozesses in Sachen eines Dämons, der Weibsgestalt angenommen hat, in der Person einer flüchtigen, lasterhaften und gottesleugnerischen Nonne, die im Land der Heiden, woher sie gekommen, mit Namen Zulma geheißen, in unsrer Diözese aber als Schwester Klara vom Kloster der Karmeliterrinnen gekannt war, in welcher Gestalt der genannte Dämon viel Wehgeschrei und Klagen über die Stadt brachte, und die Seelen einer großen Anzahl Männer den Fürsten der Hölle, als da sind Mammon,

Astaroth und Satan, in den Rachen geliefert hat, indem er sie im Stand der Todsünde von dieser Welt in die andre expedierte und sie den Tod trinken ließ am Quell des Lebens selber: bin ich, erwählter Richter, auf der Neige meiner Tage selber in seine Schlingen gefallen und habe so ganz und gar den Verstand verloren, daß ich zum Verräter wurde an den Funktionen meines Amts und meines Auftrags, als welche mir in Anbetracht und mit Rücksicht auf mein hohes Alter von dem hochwürdigsten Kapitel in vollem Vertrauen übertragen worden sind. Vernehmet, wie fein die Fallstricke des Teufels sind und lernt daraus, euch davor zu bewahren. Indem ich zum ersten Male den oben genannten Succubus zum Verhör vorführen ließ, sah ich mit Entsetzen, daß die schweren eisernen Ketten, die er an Händen und Füßen trug, dort nicht die leiseste Spur hinterlassen hatten und diese geheime Kraft und Gewalt bei so augenscheinlicher Schwäche setzte mich in ein Erstaunen, von dem ich mich nicht erholen konnte. Mein Verstand verwirrte sich bei dem Anblick so hoher Vollkommenheiten der Natur, unter denen sich der Teufel verkleidet hatte, die Musik seiner Stimme entzündete ein unbekanntes Feuer in meinem Blut und ich hätte jung sein mögen, um, wie die andern Unglücklichen, mich ihm ganz zu übergeben; denn mich dünkte die ganze ewige Seligkeit ein Spauz gegen das Glück und die Seligkeit, die einer finden mußte in den schneeigen Armen dieses verhexten und verzauberten Weibs. Alle Festigkeit und Strenge, die ein Richter haben muß, schmolzen bei ihrem Anblick dahin wie Märzenschnee in der Mittagssonne. Von mir befragt und in Verhör genommen, antwortete mir der Dämon in Weibsgestalt derart mit Worten und Reden, daß ich mich schon bei

dem zweiten Verhör für überzeugt hielt, ein Verbrechen zu begehen, wenn ich die arme kleine Kreatur, als welche weinte wie ein unschuldiges Kind, den Schrecken der Folter und Tortur überantworten ließ. Da wurde ich durch eine Stimme von oben ermahnt, meine Pflicht zu tun und zu bedenken: daß die goldenen Worte und die scheinbar himmlische Musik nichts seien als eine Mummerei des Teufels; und daß dieser weiße und engelssüße Körper sich eines Tags in ein entsetzliches haariges Tier mit scharfen Krallen, seine sanften Augen in Kohlen aus dem höllischen Feuer, ihr wollustvoller Rücken und Bug sich in einen schuppigen Schwanz, ihre rosigen Lippen und ihr kleiner lieblicher Mund in einen Krokodilsrachen verwandeln müsse. Und also faßte ich den festen Entschluß, den genannten Succubus foltern zu lassen bis er eingestände, was wir von ihm wissen wollten, wie es Brauch und Herkommen ist überall in der Christenheit. Als aber dieser Dämon nackt vor mir stand, um auf die Folterbank gestreckt zu werden, fühlte ich mich plötzlich von neuem von der Gewalt seines Zaubers überwältigt. Mein Kopf wurde mir heiß, mein Herz schwoll an von Strömen Blutes, ich fühlte mich jung wie mit einem Schlag. Mein langes christliches Leben, das hinter mir lag, war plötzlich vergessen und ich kam mir vor wie ein Knabe, der der Schule entlaufen ist und süße Trauben maust in den Weinbergen. Ich hatte nicht einmal mehr die Kraft, das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen, und Kirche, Gott und Heiland waren wie weggelöscht aus meinem Gedächtnis. Wie ein Träumender wandelte ich durch die Straßen, immer die süße Stimme dieser Verdammten im Ohr, immer den satanisch lieblichen Körper dieses Dämons vor Augen, der mir unausgesetzt häßliche und schlechte Gedanken ins Ohr flüsterte. Und

endlich konnte ich dem Antrieb des Teufels nicht mehr widerstehen. Wie angestachelt von seiner glühenden Gabel trieb es mich hin zum Kerker der Unglücklichen, und es nützte nichts, daß mein heiliger Schutzengel mich von Zeit zu Zeit am Ärmel zupfte und warnte vor den Versuchungen der Hölle. Ungeachtet seiner Mahnungen und seines Beistands fühlte ich mich fortgezogen wie von scharfen Krallen, die sich in mein Herz einbohrten. So kam ich in den besagten Kerker. Die Türe wurde mir aufgetan, aber was ich da sah, glich keinem Gefängnis; denn der Succubus hatte mit Hilfe höllischer Genien oder sonstiger Zauberwesen ein Zelt von Purpur und Seide um sich her erbaut, wo es duftete wie auf einer Wiese im Frühling, und wo das schöne Weib sich erlustigte, angetan mit köstlichen Kleidern und ohne die Spur einer Fessel an den Händen, am Hals oder an den Füßen. Ich ließ mir meine geistlichen Gewänder abnehmen und mich in ein duftendes Bad führen. Dann bekleidete mich der Dämon mit einem morgenländischen Gewand, ließ mir ein Festmahl anrichten, seltene Gerichte in kostbaren Gefäßen und morgenländischen Wein in goldenen Kannen; dazu ertönte eine bezaubernde Musik, und mit Gesang und mit süßen Schmeichelreden kitzelte sie meine Seele. Immer hielt sich der genannte Succubus an meiner Seite, und ihre satanischen Berührungen entzündeten neue Feuer mir im Herzen und Hirn. Mein heiliger Schutzengel verließ mich. Ich lebte ganz von der Kraft des Lichts, das aus den schrecklich schönen Augen der Mohrin leuchtete, und von der Zaubergewalt, die mit der Wärme ihres Körpers in meinen Körper strömte. Ich wollte immerfort ihre roten Lippen fühlen und ich hatte keine Angst vor den Bissen ihrer Zähne, die in den Schlund der Hölle zerren. Ich

war glücklich, ihre weichen zarten Hände zu fühlen und dachte nicht daran, daß es in Wahrheit scheußliche Krallen waren; kurz, ich zitterte wie ein Bräutigam, der sich anschickt, zu seiner Braut zu gehen, und vergaß ganz und gar, daß diese Braut der ewige Tod war. Ich vergaß Gott und die Welt und hatte nur die Liebe dieses Weibs im Kopf, die mich wie mit einer Flamme umgab. Und nach nichts brannte ich heißer, als mich in die ewige Höllenpforte zu stürzen, die sie mir auftat. Drei Tage und drei Nächte dauerte das, ohne daß, ich weiß selbst nicht wie, der Strom versiegte in meinen Lenden, in die sich die Hände des Succubus wie teuflische Klauen einkrallten. Zuerst war es eine sanfte Wollust, die mir wie süße Milch durch die Adern floß; doch immer heftiger und heftiger wurde sie und wurde wie ein brennender, schneidender Schmerz von scharfen Messern. Ich fühlte ihn in den Knochen, in Mark und Gehirn. Es war zuletzt die wahrhaftige Qual der Hölle. Wie mit glühenden Zangen fühlte ich mich gezwackt. Es war eine unglaubliche, unerträgliche, eine tödliche Wollust. Ihr üppiges Haar floß über meinen Körper, und es war mir, als ob Feuerströme sich über meine Haut ergössen. Ihre Strähnen brannten mich wie die Eisenstangen eines glühenden Rostes. Sie aber lachte und sagte mir tausend aufreizende Worte: wie, daß ich ihr Ritter wäre, ihr Herr und Gebieter, ihr heller Tag, ihre laute Freude, ihr Blitz und Donner, ihr Leben mit einem Wort. Unter dem Sporn dieser Reden, die mir die Seele aus dem Leibe saugten, tauchte ich immer tiefer unter in dem Abgrund der Hölle, in einen grundlosen, bodenlosen Abgrund, bis ich keinen Tropfen Blut mehr in den Adern fühlte, meine Seele weggelöscht war aus meinem Körper, und nichts von

mir übrig blieb als ein schwacher Leichnam. Sie aber war immer frisch und blühend, leuchtend von Jugend und Lust.

„Armer Narr," sagte sie zu mir, „mich für einen Dämon zu halten. Aber sage doch, wenn ich dich aufforderte, mir deine Seele zu verkaufen für einen Kuß, würdest du mir sie nicht mit Freuden geben?"

„Mit tausend Freuden," antwortete ich.

„Und wenn das Blut Neugeborner dir die Kraft geben könnte, immer am Werk zu sein über meinem weißen Leib und dein Blut auszuströmen in meinen Schoß, würdest du nicht von Herzen die Unschuldigen töten und ihr Blut trinken?"

„Von ganzem Herzen," antwortete ich.

„Und um den Preis, immer mein Ritter zu sein und als ein Mann in der Blüte des Lebens mit vollen Zügen am Becher der Lust zu trinken, würdest du um diesen Preis nicht Gott verleugnen und deinem Jesus ins Angesicht speien?"

„Ich würde es," antwortete ich.

„Wenn dir noch zwanzig Jahre eines klösterlichen Lebens gegeben wären, würdest du sie nicht hingeben für zwei Stunden dieser Liebe?"

„Ohne mich einen Augenblick zu besinnen," antwortete ich.

Da hatte ich ein Gefühl, wie wenn tausend Krallen sich in meine Lenden schlügen und tausend Raubvogelschnäbel sich in meine Brust hackten. Und reitend auf dem genannten Succubus, der seine weißen Flügel ausbreitete, fühlte ich mich hingetragen durch die Lüfte.

„Reite, reite, mein Reiter," rief sie mir zu, „halte dich fest auf dem Bug deiner Stute, greife in ihre Mähne, umklammere ihren Hals, reite, mein Reiter, reite."

Wie einen Nebel sah ich die Städte der Erde unter mir, und durch eine besondere Gabe des Hellsehens sah ich Millionen Menschen zusammengekuppelt mit weiblichen Dämonen in wilder, wüster Hurerei; ihre Schreie der Lust, ihr Liebesgestöhn erschütterte die Luft. Und immerfort dahinfahrend, an Bergen von Wolken vorüber, lächelte mein Monstrum mit dem lieblichen Angesicht eines Weibs und zeigte mir, wie der Erdball mit der Sonne sich kuppelte und eine Milchstraße von Sternen sie umstiebte in ihrer Vereinigung. Und diese Millionen Sterne und Weltkörper kuppelten sich wieder, jeder männliche mit seinem weiblichen, und ihr Liebesgestöhn waren brausende Stürme von einem Weltufer zum andern, und Blitz und Donner waren ihre Schreie der Lust. Und mein Succubus setzte mich in das Zentrum des taumelnden Wirbels, wo ich mir vorkam wie ein verlorenes Sandkorn in der Unendlichkeit des brausenden Ozeans, und immer wiederholte mein weißes Pferd seinen Refrain: „Reite, mein Reiter, reite." Da fühlte ich, wie wenig ein armes Priesterlein ist in diesem Strom der Welten, in diesem Samenstrom der Schöpfung, ich sah das All in einem ewigen Taumel von Liebe und Begattung, die Steine und die Metalle, Wasser und Luft, Blitz und Donner, die Sonnen und die Planeten, die Tiere, die Menschen und die Geister aller Welten, und mit einem wilden Schwur verleugnete ich meinen Glauben. Und immer weiter ging der Ritt, und mein Succubus zeigte mir Millionen Milchstraßen und sagte mir, jede Milchstraße sei ein Samentropfen aus dem großen Strom der zeugenden Weltkräfte. Und immer weiter ging der Ritt bei dem Schein von Millionen und Millionen Sternen und reitend, immer weiter reitend hätte ich schauen und erkennen mögen die Natur dieser Millionen

und Millionen Welten. Aber wie vernichtet in jeder Faser meines Wesens von dieser übermenschlichen Anstrengung, tat ich einen furchtbaren Fall und hörte das entsetzliche Lachen der Hölle. In meinem Bett fand ich mich wieder. Um mich her waren meine Diener, die unterdessen tapfer mit dem Dämon gekämpft hatten. Unter eifrigem Beten hatten sie einen ganzen Kübel voll Weihwasser über das Bett gegossen, in dem ich lag. Aber trotz ihres Beistands hatte ich noch einen furchtbaren Kampf zu bestehen mit dem genannten Succubus, dessen Klauen sich noch immer in mein Herz krallten, daß ich unsagbare Schmerzen auszustehen hatte. Ermuntert von meinen Dienern, meinen Verwandten und meinen Freunden strengte ich mich an, das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen, aber da sah ich den Succubus auf meinem Bett, ich sah ihn zu meinen Häupten und zu meinen Füßen, ich sah ihn rings um mich, wie er lachte und Grimassen schnitt, wie er mir tausend Bilder der Unzucht vor die Augen stellte und mir tausend böse Begierden im Herzen weckte. Als aber hierauf unser gnädiger Herr, der Erzbischof, in seiner Barmherzigkeit mir die Reliquien des heiligen Gatian schickte, da hatte kaum der heilige Schrein mein Bett berührt, als plötzlich der genannte Succubus die Flucht ergriff, indem er einen Gestank von Schwefel und andern höllischen Düften hinter sich zurückließ, daß meine Dienerschaft, meine Freunde und alle, die anwesend waren, den ganzen Tag nicht aus dem Niesen herauskamen. Da fiel wieder ein Strahl himmlischen Lichts in meine Seele und ich sahe, daß ich infolge meiner Sünden und der schweren Kämpfe mit dem höllischen Geist dem Tode nahe war; ich flehte aber zu Gott um die besondere Gnade, mir um der Verdienste Jesu Christi willen noch eine kurze Spanne

Zeit das Leben zu schenken, um zu seiner Ehre und zum Ruhm der Kirche Genugtuung leisten zu können für meine schrecklichen Verbrechen. Durch dieses Gebet erhielt ich die Gunst, noch einmal so weit zu Kräften zu kommen, mich meiner Sünden anzuklagen, und den Beistand aller Mitglieder unsres Münsters zu St. Moritz anzuflehen, daß sie mir mit ihren Bitten und guten Werken zu Hilfe kommen in der Not des Segfeuers, wo entsetzliche Qualen meiner warten. Zum letzten Ende habe ich noch die Erklärung abzugeben, daß mein richterlicher Beschluß, wonach auf dessen Berufung der genannte Succubus durch ein Gottesurteil id est durch die doppelte Probe des Feuers und des Wassers seine Unschuld darzutun, ermächtigt und aufgefordert wird, für null und nichtig gelten soll, da diese Berufung auf einer höllischen List des Dämons beruhte, der auf diese Weise der Strafgewalt des geistlichen Gerichts und unsres hochwürdigen Kapitels zu entrinnen und, wie er mir heimlich gestanden hat, an seiner Statt einen andern Dämon in die Probe zu schicken gedachte, als welcher seit langer Zeit in diesen Übungen abgehärtet ist. Um nun zum Schluß zu kommen, gebe und vermache ich dem Kapitel unsres Münsters zu St. Moritz all meine Habe und Besitztümer jeglicher Art zu dem Zweck, um in dem genannten Münster eine Kapelle zu bauen und unter die Anrufung des heiligen Hieronymus und des heiligen Gatian zu stellen, deren einer mein Patron, wie der andre der Retter meiner Seele ist.“

Nachdem dies von den Anwesenden gehört worden, hat Herr Jan von dem Haag (Johannes de Haga) die also niedergeschriebene Beichte dem erzbischöflichen Gericht unterbreitet.

†

Erwählt von der Versammlung des Kapitels zu St. Moritz, nach Brauch und Herkommen dieser Kirche, zum obersten Strafrichter in geistlichen Angelegenheiten und betraut mit der Wiederaufnahme und Fortführung des Prozesses gegen einen bösen Dämon von der Art der succubi, gegenwärtig in den Gefängnissen des Kapitels, haben wir, Jan van dem Haag (Johannes de Haga), befohlen und angeordnet:

Daß eine neue Untersuchung in dieser Sache eingeleitet und alle Mitglieder der Diözese, als welche davon Kenntnis erhalten, von neuem vorgeladen und vernommen werden sollen. Und erklären wir für null und nichtig alle andern Prozeduren, Verhöre und Beschlüsse und verdammen sie, aus Auftrag und Machtvollkommenheit des versammelten Kapitels unsrer Kirche. Nicht stattgegeben werden soll vor allem der heuchlerischen Berufung des Dämons auf ein Gottesgericht, womit der Hinterlist und Tücke des Teufels ein freies Spiel gegeben wäre. Und soll dieses Verdikt unter dem Schall der Trompete öffentlich ausgerufen werden überall und an allen Orten der Diözese, wo vorher die falschen Edikte unsres Vorgängers ausgerufen worden sind, die einzig und allein durch Verführung und Einflüsterung des Dämons zustande gebracht wurden, wie es der verstorbene Hieronymus Kornill selber eingestanden hat.

Die Gnade Gottes und die Barmherzigkeit unsrer heiligen Kirche sei mit euch und allen guten Christen. Amen.

Jan van dem Haag.

IV.

Von der waghalsigen Flucht der Mohrin und wie sie nur mit großer Mühe verbrannt und lebendigen Leibs gebraten wurde.

(Das Folgende wurde im Mai des Jahres dreizehnhundertsechzig in Form eines Testamentes niedergeschrieben.)

Mein teurer und vielgeliebter Sohn! Wenn du dereinst dieses lesen wirst, so werde ich, dein Vater, nicht mehr unter den Lebenden weilen. Bete alsdann für meine Seele, und bedenke, daß ich dieses mein Testament niedergeschrieben habe zu einer Zeit, wo mein Gemüt und mein Geist noch unter dem frischen Eindruck der menschlichen Ungerechtigkeit stand; mögest du hieraus dir eine Lehre und ein Beispiel nehmen, wie du in Ruhe und Sicherheit weise mit den Deinigen leben kannst. Höre also folgendes: In meinen Jünglingsjahren hatte ich den Ehrgeiz, mich dem geistlichen Stand widmen zu wollen, um mich darin zu den höchsten Würden aufzuschwingen, denn kein andrer Beruf dünkte mich so ehrenvoll wie dieser. Zu diesem Zweck und Ende lernte ich lesen und schreiben und gelangte darauf mit viel Mühe und Fleiß dahin, mich in die Zunft der Kleriker oder Schreiber aufnehmen zu lassen. Aber da ich keine hohen Beschützer hatte, auch sonst mir keinen Rat wußte, wie ich zu meinem Ziel gelangen könnte, faßte ich den Entschluß, mich dem geistlichen Kapitel von St. Martin als Rubrikator und Registrator anzubieten. Da nämlich dieses Kapitel die angesehensten und reichsten Persönlichkeiten der Christenheit zu Mitgliedern zählt und sogar der König von Frankreich ihm als einfacher Chorherr angehört, hoffte ich mit der Zeit in einem dieser hohen Herren einen Protektor zu finden, durch dessen Macht und

Einfluß es mir gelingen könnte, in den geistlichen Stand einzutreten, mit der Mitra gekrönt zu werden und in irgend einem Erzbistum Unterschlupf zu finden. Aber ich hatte mir mein Ziel ein wenig zu hoch gesteckt, und meine ehrgeizigen Pläne wurden mir bald genug in ihrer Eitelkeit offenbar. An meiner Statt wurde Herr Johann Omerstetter, der inzwischen Kardinal geworden ist, erwählt und ich wurde zurückgesetzt. Als Pflaster auf die Wunde bekam ich durch die Güte des guten alten Hieronymus Kornill, geistlichen Oberstrafrichters von St. Moritz, die Stelle eines Protokollisten des erzbischöflichen Kapitels von Tours, welchem Amt ich mit Ehren vorstund, denn ich wußte die Feder mit großem Geschick zu führen. In demselben Jahre, in dem sich dieses ereignet, begann der große Hexenprozeß, von dem heute noch die alten Leute ihren Kindern und Enkeln erzählen, so wie damals in ganz Frankreich von nichts anderm gesprochen wurde. Der hochwürdige Herr Hieronymus Kornill forderte mich auf, alles, was mit dieser schlimmen Sache in Beziehung stund, niederzuschreiben und machte mir Hoffnung, daß ich für diese Unterstützung, die ich dem Kapitel durch meine Schreiberdienste leistete, auf irgend eine höhere Würde für meine Person rechnen und meinen Ehrgeiz hierdurch befriedigen könne. Er selber, der damals sich den Achtzigern näherte und ein Mann von großem Verstand, Gerechtigkeitssinn und Wohlwollen war, witterte von Anfang an in dieser Sache viel Böswilligkeit und Verleumdung. Trotzdem er keinerlei Vorliebe für die Weiber hegte, die ihren Leib zur Lust hingeben, und in seinem Leben nur mit heiligen und hochehrbaren Frauen verkehrt hatte (welcher großen Keuschheit er seine Wahl zum obersten geistlichen Richter verdankte), hatte er im Laufe der Zeugen-

aussagen und des Verhörs allmählich die sichere Überzeugung gewonnen, daß dieses arme Wesen zwar die Grenzen ihres Handwerks manchmal überschritten habe, aber von dem Verdachte der Hexerei ganz freizusprechen sei; daß ihr großer Reichtum ihren Feinden und andern Leuten, die ich dir hier vorsichtshalber nicht näher bezeichnen will, in die Nase gestochen (man sprach davon, daß sie damit die ganze Grafschaft von Touran hätte kaufen können) und daß der Neid ihrer Mitschwestern, der ehrbaren Frauen von Tours, über das arme Ding tausend Lügen und Verleumdungen ausgesprengt, die wie ein Lauffeuer sich verbreiteten und auf die geschworen wurde wie auf das Evangelium. Indem er also nicht zweifelte, daß dieses Mädchen von keinem andern Teufel als dem Liebesteufel besessen war, hatte er sie im geheimen aufgefordert, sich gegen ihre Kläger auf das Gottesurteil zu berufen, da er mit Sicherheit voraussetzte, daß mehrere tapfere und angesehene Edelleute Gut und Blut daran wagen würden, sie zu erretten. Hiernach sollte sie sich für den Rest ihrer Tage in ein Kloster zurückziehen, nachdem sie vorher, um den bösen Zungen das Maul zu stopfen, all ihr Gut dem Kapitel von St. Martin vermacht habe. Auf diese Weise sollte die süßeste Menschenblume, die je auf dieser Erde erblüht war und die allein aus allzu großer Schwäche, aus Mitleid gegen die Liebesschmerzen ihrer Verehrer, gesündigt hatte, vom Holzstoß bewahrt bleiben. Aber der leibhaftige Teufel in Mönchsgestalt mischte sich jetzt in diese Angelegenheit. Dieser mit Namen Jan van dem Haag (Johannes de Haga) hatte erfahren, daß das arme Weib in seinem Gefängnis mit der Ehrfurcht einer Königin behandelt wurde, und da er längst darauf ausging, die

Tugend, Keuschheit und Ehrenhaftigkeit des Herrn Hieronymus Kornill aus böser Feindschaft zu verdächtigen, erhob er gegen den geistlichen Richter den öffentlichen Vorwurf, die Angeklagte zu begünstigen, weil er selber in ihre Netze und Fallstricke geraten sei. Auf diese boshafte Verleumdung hin starb der edle Greis aus Kummer in Zeit von vierundzwanzig Stunden, nicht ohne das Bewußtsein, daß Johann van dem Haag seinen Untergang geschworen hatte, um seines Amts und seiner Würden teilhaftig zu werden. In der Tat besuchte unser gnädiger Herr Erzbischof die Mohrin in ihrem Gefängnis und fand dieselbe ohne Ketten in einem anständigen Raum mit gutem Lager. Denn es war ihr gelungen, mit Hilfe eines Diamanten, den sie an einem Orte aufbewahrt hatte, wo ihn niemand vermutet und männiglich sich gewundert, wie er da habe festhalten können, die Gunst des Gefangenwärters zu erkaufen und sich Erleichterungen in ihrem Gefängnis zu verschaffen. Nach dem Reden der Leute soll dieser Kerkermeister sogar, entweder aus Liebe zu seiner Gefangenen oder aus Furcht vor den edlen Herren, deren Liebhabern, im geheimen ihre Flucht vorbereitet haben. Der gute Herr Hieronymus Kornill, der im Sterben lag, wurde nun von den Herren vom Kapitel und dem päpstlichen Legaten, auf Betreiben des Jan van dem Haag, der damals bloß ein simpler Vikar der Kathedrale gewesen, so lange gemartert und gequält, bis er eine öffentliche Beichte ablegte, der die angesehensten Leute der Stadt beiwohnten und die eine unbeschreibliche Bestürzung und Aufregung in der Stadt hervorrief. Infolge seiner scheinbaren Bekenntnisse wurde das ganze Prozeßverfahren und Urteil null und nichtig gemacht. In allen Kirchen der Diözese wurden öffentliche Gebete und Bußandachten

abgehalten. Ein jeder glaubte schon den Teufel bei sich am Herde sitzen oder durch den Kamin davonreiten zu sehen. Aber das Wahre an der Sache ist, daß mein guter Herr in wilden Fieberphantasien lag und auf diese Weise das falsche Geständnis von ihm erpreßt wurde. Nachdem der Fieberanfall vorüber war und der arme Mann von mir den üblen Handel erfuhr, vergoß er bittere Tränen. Er starb in meinen Armen, in Gegenwart seines Arztes, ganz in Verzweiflung über diesen teuflischen Mummenschanz und seine letzten Worte waren, daß er sich vor dem Throne des Ewigen niederwerfen und Gott anflehen wolle, eine solche unerhörte Ungerechtigkeit nicht geschehen zu lassen. Die arme Mohrin hatte sein Herz durch ihre Tränen und durch ihre Reue sehr gerührt; in ihrer Beichte, die sie ihm vor ihrer Berufung auf ein Gottesurteil abgelegt, hatte sie ihre himmlisch reine Seele, die ihren Körper bewohnte, ganz vor ihm entblößt, und er sprach von dieser Seele als einem Diamanten, der würdig sei, nach beendigter zeitlicher Buße im Jenseits die Krone Gottes zu schmücken. Als ich nun, eingeweiht in das verruchte Treiben, sah wie die Sachen standen, schützte ich auf Anraten des Franz Hangst, des oft genannten Meister medicus unsers Kapitels, eine Krankheit vor und verließ den Dienst an der Kathedrale von St. Moritz, um nicht meine Hand in unschuldiges Blut tauchen zu müssen, das zum Himmel schreien wird bis an den jüngsten Tag. Damals wurde der genannte Kerkermeister abgesetzt und der zweite Sohn des Folterknechts kam an seine Stelle. Dieser warf die Mohrin in einen finstern Kerker und beschwerte ihr in unmenschlicher Weise Hände und Füße mit fünfzig Pfund schweren Ketten, außer einem hölzernen Gürtel um die Hüften. Das Gefängnis wurde

von den Armbrustschützen der Stadt Tours und den Landsknechten des Erzbischofs bewacht. Die Arme wurde gefoltert, und mit zerbrochenen Gliedmaßen, vom Schmerz überwältigt, sagte sie alles aus, was Herr Jan van dem Haag von ihr zu hören wünschte. Sie wurde verurteilt, unter dem Portal der Kirche, mit einem Hemd von Schwefeltuch bekleidet, drei Tage öffentlich am Pranger zu stehen, und hierauf am Hügel von Weihenstephan auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden.

Ihre ganze Habe sollte dem Kapitel anheimfallen et caetera.

Dieser Urteilsspruch verursachte großen Aufruhr und Kriegslärm in der Stadt. Einige junge Ritter von Touran schwuren, im Dienste des armen Weibs zu sterben und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihre Befreiung zu erlangen. Sie kamen in die Stadt, begleitet von einer großen Schar von Kriegsleuten und alten Soldaten, Kranken und Leidenden, die die besagte Mohrin vom Tode, vom Hunger errettet, die sie gepflegt, gekleidet, getröstet, denen sie in jeder Art Mißgeschick beigestanden. Immer größer wurde deren Anzahl, aus allen Winkeln der Stadt kamen sie hervor, denen die Mohrin sich einst hilfreich erwiesen, und unter der Führung der genannten Edelleute versammelten sie sich eines Morgens und zogen, vermehrt durch eine große Menge Lumpengesindels, das auf zwanzig Meilen im Umkreis herbeigekommen war, auf die Ludwigshöhe, von wo sie sich gegen das erzbischöfliche Gefängnis in Bewegung setzten. Stürmisch verlangten sie die Auslieferung der Mohrin, scheinbar um sie zu töten, in Wahrheit aber, um sie zu befreien und sie auf einem bereitgehaltenen Renner das Weite gewinnen zu lassen; denn sie wußten, daß die



In diesem furchtbaren Aufstand wälzten sich mehr als zehntausend Menschen brüllend und johlend gegen die Wälle und Gräben des erzbischöflichen Palastes.

besagte Mohrin reite wie ein Stallmeister. In diesem furchtbaren Aufstand wälzten sich mehr als zehntausend Menschen brüllend und johlend, von der Brücke her, gegen die Wälle und Gräben des erzbischöflichen Palastes, außer denen, die weithin auf Dächer und Zinnen geklettert waren, um den Spektakel mit anzusehen. Bis hinüber ans andre Ufer der Loire, bei St. Symphorion, konnte man das schreckliche Geschrei der Menge hören, von denen die einen in gutem Glauben den Tod der Hexe verlangten, die andern das Gefängnis stürmen wollten, um die Arme entkommen zu lassen. Das Gedränge war so fürchterlich in diesem wütenden, vom vergossenen Blut der armen Mohrin bis zur Raserei aufgepeitschten Volkshaufen (die, wenn sie das Glück gehabt hätten, das wundersame Weib zu sehen, alle zu ihren Füßen gesunken wären), daß sieben Kinder, elf Frauen und acht Bürger zerdrückt, unter die Füße getreten und wie zu Brei zerstampft wurden. Ganz entsetzlich waren die Schreie dieses Ungeheuers, dieses Leviathans, den man Volk nennt: „Heraus mit der Hexe!“ schrie es, „liefert sie uns aus! — Reißt sie in Stücke! — Hierher! — Ich will ein Viertel von ihr! — Ich will ihr Haar! — Mir einen Fuß von ihr! — Mir den Kopf! — Mir ihr Ding! Ist es rot? — Darf man es sehen? Wird es gebraten werden? — Zum Tod mit ihr! — Zum Tod!“ — Jeder sagte sein Sprüchlein. Aber der Ruf: „Gerechtigkeit Gottes! In den Tod mit dem Succubus!“ wurde so einstimmig und in so wilder Raserei von der tobenden Menge herausgeschrien, daß einem das Herz hätte bluten können vor Erbarmen und daß vereinzelte Rufe um Gnade völlig erstickt wurden. Um diesen furchtbaren Sturm, der alles niederzufegen drohte, zu besänftigen, hatte der Erz-

bischof den Einfall, in großer und feierlicher Prozession das Allerheiligste durch die Straße zu tragen. Damit rettete er das Kapitel vor seinem Untergang. Denn das Gesindel, wie auch die Bürger und die Junker hatten geschworen alles zu zerstören, das Kloster niederzubrennen und die Chorherren zu erwürgen. Vor dem Venerabile aber wich die Menge zurück, die Anstauung der Masse löste sich auf, die meisten trieb der Hunger nach Hause. In der Nacht darauf aber hielten die Klöster, Bürger und adligen Geschlechter, die eine wilde Plünderung für den andern Tag befürchteten, eine Versammlung ab und erklärten ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Kapitels. Zugleich wurde mit Stadtsoldaten, Bogenschützen, Rittern und Bürgern eine improvisierte Stadtmiliz zusammengebracht und alles niedergestochen und niedergeschlagen, was sich an Straßenräubern, Buschkleppern, Landstreichern und Vagabunden in der Stadt zusammengezogen und die Masse der Mißvergnügten vermehrt hatte. Der edle Herr Harduin von Mayen, ein ehrwürdiger Greis, nahm sich die losen Junker ad coram, die die Mohrin unter ihren Schutz genommen, und stellte ihnen mit ruhigen Worten vor, ob sie denn um der schönen Augen einer Frau willen ganz Touran mit Feuer und Schwert verheeren wollten? Und ob sie sich denn getrauten, wenn sie wirklich zu ihrem Ziele gelangten, des räudigen Gesindels wieder Herr zu werden, das sie herbeigerufen hätten, und nicht vielmehr befürchteten, daß der unbotmäßige wilde Haufen, nachdem er die Schlösser ihrer Feinde zerstört, sich an die ihrer Rädelsführer machen würde? Überdies gab er ihnen zu bedenken, daß sie wenig Hoffnung hätten, sich der Kirche von Tours zu bemächtigen, da nun der erste Ansturm niedergeschlagen, die Stadt gesäubert und genügend Zeit gewonnen sei, die

Hilfe des Königs anzurufen. Auf solche und ähnliche Reden der Weisheit antworteten die Junker, daß es dem Kapitel ja ein leichtes wäre, das schöne Weib bei Nacht heimlich entkommen zu lassen, womit dem Aufruhr aller Grund und Vorwand genommen sei. Der päpstliche Legat aber, jener obengenannte De Censoris, erklärte, daß die Kirche in Sachen der Religion nicht um ein Haar breit nachgeben dürfe, und also mußte das arme Frauenzimmer für alle bezahlen; denn es wurde beschlossen, daß keine Untersuchung wegen des Aufruhrs eingeleitet werden sollte.

Nun hatte das erzbischöfliche Kapitel freie Hand und konnte die Hinrichtung des armen Weibs zum Vollzug bringen. Auf zwölf Meilen im Umkreis erschienen die Menschen zu dieser Zeremonie, und an dem Tage, wo die Hexe, nachdem der göttlichen Gerechtigkeit genug getan, der Gewalt des weltlichen Richters überliefert wurde, um auf einem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt zu werden, hätte niemand mehr eine Wohnung in der Stadt Tours gefunden, und wenn er auch einen ganzen Goldgulden dafür geboten hätte, wenn er sogar ein mächtiger Abt gewesen wäre. Schon die Nacht vorher schlief eine große Menge auf freiem Feld, unter Zeltdächern und Strohhütten. Die Lebensmittel reichten bei weitem nicht hin, und viele, die mit vollem Magen gekommen waren, kehrten mit leerem zurück und hatten doch nichts gesehen als den Schein des Feuers aus der Ferne. Den meisten Gewinn aber von der ganzen Sache hatten wieder die Wegelagerer und Schnapphähne längs der Heerstraße.

Das arme Weib war quasi tot. Seine Haare waren gebleicht, sie war nur noch Haut und Knochen, und ihre Ketten wogen schwerer als sie selber. Wenn sie über-

reichlich die Lust der Welt genossen hatte in ihrem Leben, an diesem Tag mußte sie sie teuer bezahlen. Diejenigen, die sie sahen, als sie vorübergeführt wurde, erzählten, wie so herzzerreißend sie weinte und jammerte, daß sie ihren erbittertsten Feinden hätte Mitleid einflößen müssen. In der Kirche mußte man ihr einen Knebel in den Mund stecken, den sie zerbiß wie einen Strohhalm. Dann band sie der Henker an einen Pfahl, da sie sich nicht aufrecht halten konnte und alle Augenblick aus übergroßer Schwäche zur Erde fiel. Plötzlich aber erhielt ihr Peiniger einen Faustschlag ins Gesicht. Das arme schwache Weib hatte, so erzählte man sich, die Stricke, mit denen sie gebunden war, wie morschen Zunder zerrissen und von sich abgeschüttelt. Ehe man sich's versah, war sie entschlüpft. In Erinnerung an ihr früheres Handwerk war sie mit unglaublicher Geschicklichkeit an Säulen und Steinbildern der Kathedrale bis zu den obersten Galerien emporgeklettert, an den zackigen Kapitälen und Friesen wie ein Vogel hingehuscht. Schon war sie auf dm Dache angelangt, von wo sie leicht sich hätte retten können, als ein Soldat ihr einen Pfeil nachsandte, der ihr den Fußknöchel zertrümmerte. Trotz unsäglicher Schmerzen lief das arme Weib wie besessen, mit blutenden Wunden und zerschmettertem Fuß, das Dach entlang, so entsetzlich war ihre Angst vor den Flammen des Holzstoßes. Sie wurde schließlich ergriffen, gebunden, auf einen Karren geworfen und zum Richtplatz geführt, ohne daß noch ein Laut aus ihrem Munde gekommen wäre. Ihre unbegreifliche und fast wunderbare Flucht aus der Kirche trug nur noch mehr zu dem Teufelsglauben des Volks bei, und viele sagten, sie sei in Wahrheit durch die Lüfte davon geflogen und habe nur einen elenden Leichnam an ihrer Stelle zurückgelassen. Als der städtische

Henker sein Opfer in die Flammen warf, machte sie noch zwei oder drei verzweifelte Sprünge, dann brach sie über dem Holzstoß zusammen, der noch Tag und Nacht weiter brannte. Am nächsten Abend ging ich hin, um zu sehen, ob von dem schönen, süßen Weibe noch etwas übrig geblieben war, aber ich fand nichts als ein paar Knochen von ihr und ihr Schambein, das sich trotz des Feuers noch feucht anfühlte und zu zittern schien. Ich kann dir nicht sagen, mein Sohn, denn es ist in Worten nicht auszudrücken, was für eine finstre und dumpfe Traurigkeit während ungefähr zehn Jahren auf meiner Seele lastete. Immer stand vor meinen Augen dieser Engel, den die verruchten Menschen also geschunden und zugerichtet hatten, immer sah ich voll Schmerz und Liebe ihre schönen Augen auf mich gerichtet: kurz, die übernatürliche Schönheit dieses liebreizenden Wesens umgaukelte mich als eine holdselige Erscheinung bei Tag und bei Nacht, und oft lag ich stundenlang in der Kirche, wo sie gemartert worden ist, und betete für ihre Seele. Nie konnte ich ohne Zittern und Beben den Großmeister und Oberstrafrichter Jan van dem Haag ansehen, der später bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen wurde. Der Aussatz hat diesen Richter gerichtet. Außerdem verzehrte eine Feuersbrunst sein Haus; seine eigne Frau und alle, die Hand an den Holzstoß der Mohrin gelegt, starben in den Flammen.

Dieses, mein vielgeliebter Sohn, hat mich nachdenklich gemacht, und ich habe meine Gedanken niedergeschrieben, damit sie für alle Zeiten in unsrer Familie als Regel und Richtschnur des Lebens dienten.

Ich verließ den Dienst der Kirche und heiratete deine nachmalige Mutter, die mich unaussprechlich glücklich machte, und mit der ich alles teilte, mein Leben, mein

Gut, meinen Leib und meine Seele. Sie stimmte auch vollkommen mit mir überein in den folgenden Lehren und Regeln der Weisheit. Diese aber sind: Um glücklich zu leben, ist es vor allem nötig, daß man nichts zu schaffen habe mit den Mitgliedern der Geistlichkeit. Erweise ihnen alle schuldige Ehrfurcht, aber laß sie nie dein Haus betreten, so wenig wie alle diejenigen, die aus irgend einem Grund, gerechtem oder ungerechtem, deine Vorgesetzten oder an Stand höher sind als du. Als zweites merke dir und mache dir zur unverbrüchlichen Regel, einen bescheidenen Stand zu wählen, darin zu verharren und allen Schein des Reichtums und der Wohlhabenheit zu vermeiden, um keines Menschen Neid herauszufordern. Hüte dich, irgend einem Menschen zu nahe zu treten; denn man muß eine Eiche sein an Kraft und Stärke, die alle geringeren Pflanzen zu ihren Füßen tötet, um nicht das Opfer des Neids zu werden, den man erregt, und dann noch müßte man unterliegen, denn menschliche Eichen sind ein gar seltenes Gewächs, und kein Turnebusch soll sich jemals schmeicheln, eine Eiche zu sein, schon aus dem einfachen Grund, weil er ein Turnebusch, id est ein Schlinggewächs ist. Zum dritten merke dir, niemals mehr als ein Drittel deines Einkommens auszugeben, den Stand deines Vermögens sorgfältig zu verschweigen, deine Pläne und Absichten nicht an die große Glocke zu hängen und niemals nach Amt und Würden zu streben; in die Kirche zu gehen wie die andern und deine Gedanken für dich zu behalten, da sie ansonst nicht mehr dir, sondern den andern gehören, die Verleumdungen daraus spinnen und sich einen Mantel daraus machen, den sie nach dem Winde drehen. Viertens, laß dir gesagt sein, im Gewerbe der Turnebusche zu verharren, als welche Tuchmacher sind und

Tuchmacher bleiben sollen, jetzt und immerdar. Verheirate deine Töchter an ehrliche Tuchmacher und schicke deine Söhne in die Tuchmachereien der andern Städte des Königreichs. Gib ihnen diese weisen Vorschriften auf den Weg, daß sie sich redlich nähren in der Tuchmacherei und jeden ehrgeizigen Gedanken weit von sich weisen. „Tuchmacher wie ein Turnebusch“ muß ihre Losung und ihr Ruhm sein, ihr Wappen und ihre Ehre, ihre Devise und ihr Leben. Indem sie also immer Tuchmacher sein und bleiben werden, kann es den Turnebuschen nicht fehlen, vergnüglich im Verborgenen sich hinzuschlingen, und im Schatten ein Leben zu führen gleich den kleinen, fleißigen Insekten, die, wenn sie sich in einem Balken eingenistet haben, ihre Löcher bohren und mit aller Sicherheit sich weiterfressen, daß eher der Balken, der ihre Welt ist, untergeht, als daß sie selber verderben. Vielmehr werden sie ihren Faden weiterspinnen bis ans Ende der Tage. Fünftens sollst du nie eine andre Sprache reden als die der Tuchmacherei und niemals Reden führen über Religion und Regierung. Laß die Regierung des Staats und der Provinz, laß Gott und die Religion sich im Kreise drehen, oder nach links und rechts abbiegen, und halte dich in deiner Eigenschaft als Turnebusch still hinter deinen Ballen Tuch. Also werden die Turnebüsche, von niemand in der Stadt weiter bemerkt, in Frieden leben mit ihren jungen Turnebüschchen, werden ihren Zehnten und ihre Abgaben bezahlen, wie alles, was sie Gott und dem König zu bezahlen mit Gewalt gezwungen werden, und werden auch in Frieden leben mit der Gemeinde und ihrem Pfarrer, mit denen man niemals Streit und Händel anfangen soll. Darum ist es nötig, das Vermögen der Familie zusammenzuhalten, weil man sich damit die Sicherheit seiner Existenz

gewährleistet, niemand etwas schuldig wird, immer Korn auf seinen Speichern hat und hinter geschlossenen Türen und Läden seines Lebens froh werden mag.

Dann wird weder der Staat, noch die Kirche, noch die hohen Herren den Turnebüschen etwas anhaben können. Wenn Ihr gar nicht anders könnt, mögt Ihr diesen Herrschaften gelegentlich einige Taler leihen, doch ohne die Hoffnung zu nähren, sie, ich meine die Taler, je wiederzusehen; dergestalt werden die Turnebüsche sich beliebt machen zu allen Zeiten und bei aller Welt, und spotten werden über die Turnebüsche nur die Taugenichtse und Habenichtse. Sie werden Euch die krummbeinigen Turnebüsche, die struppigen Turnebüsche, die widerborstigen Turnebüsche und was weiß ich noch alles, nennen. Laßt sie reden, die Dummköpfe. Die Turnebüsche werden nicht verbrannt und gehängt werden, zum Vorteil des Königs, der Kirche und der andern; die klugen Turnebüsche werden heimlich ihre Säcke voll Geld und ihre Wohnungen voll Glück haben, ohne daß es die andern auch nur ahnen.

Und also, mein teurer und vielgeliebter Sohn, befolge meine Ermahnungen zu einem unauffälligen und bescheidenen Leben. Bewahre diese Schrift in deiner Familie und halte sie heilig wie eine Carta magna. Als das heilige Evangelium der Turnebüsche möge sie jeder auf seinem Totenbette seinem Nachfolger vermachen, bis es Gott dem Allmächtigen gefallen mag, das Geschlecht und den Namen der Turnebüsche auszulöschen auf dieser Erde . . .

* * *

Dieser Brief wurde aufgefunden in der Verlassenschaft des Franz Turnebusch, Schlossherrn von Verretz, Kanzlers des königlichen Herrn Thronfolgers, der bei

der Auflehnung dieses Prinzen gegen seinen Ober-Herrn und König durch Beschluss des Pariser Parlaments zum Tode und zur Konfiskation aller seiner Güter verurteilt worden ist. Später wurde der genannte Brief als historische Kuriosität dem Gouverneur von Touran übergeben und von mir, Pierre Gaultier, dem Gerichtsschöffen und Vorsitzenden der Zunftmeister, den Prozessakten des erzbischöflichen Archivs einverleibt.

* * *

Nachdem der Autor die Hieroglyphen dieser Pergamente aus ihrer fremden Sprache in, wie er glaubt, einigermaßen klares Deutsch übersetzt und dem Eigentümer zurückgegeben hatte, hat ihm dieser gesagt, daß die „Brenzelgasse" von Tours also genannt werde, weil dort die Sonne mehr brenne und senge als irgendwo sonst. Der Autor aber machte sich hierüber seine eignen Gedanken, und der Leser wird ihm vielleicht beistimmen, daß der genannte Straßenname gewiß irgendwie mit der brenzligen Geschichte zusammenhängt, die wir hier erzählt haben.

Diese Historie lehrt uns, mit unserm Körper keinen Mißbrauch zu treiben, sondern ihn allein anzuwenden zu unsrem zeitlichen und ewigen Heil.

Die abgeschnittene Wange.

Zur Zeit als König Karl der Achte es sich in den Kopf setzte, das Schloß von Amboise in seiner späteren Gestalt auszubauen, brachte er von Italien eine große Anzahl Werkleute mit, Maler, Steinmetzen und Maurer oder Architekten, die aus der Galerie des Schlosses ein schönes und berühmtes Kunstwerk machten, das aber aus Achtlosigkeit längst wieder verdorben wurde.

Weilte also zu dieser Zeit der Hof an diesem lustigen Ort, und liebte es der König, wie jedermann weiß, den Künstlern bei der Ausführung ihrer Erfindungen zuzuschauen. Nun war unter den fremden Meistern ein Florentiner mit Namen Angelo Cappara, ein verdienstvoller junger Mensch, Bildhauer seines Zeichens, der allgemein bewundert wurde, da er so geschickt und gelehrt war, obwohl ihm kaum der erste Flaum auf der Lippe sproßte. Die Damen besonders waren alle in ihn verschossen; denn er war schön wie ein Traum und melancholisch wie eine Taube, die allein im Neste zurückgeblieben ist, weil man ihr den Gefährten weggefangen hat. Und das hatte seine guten Gründe. Der gute Bildhauer krankte an der Armut, als welches eine Krankheit ist, die das Leben verengt und verdüstert. Er lebte hart, aß wenig und warf sich mit einer wahren Verzweiflung auf die Arbeit, um durch seine Kunst und mit übermenschlicher Anstrengung sich die Mittel zu einem müßigen Leben zu

erwerben, das allen denen so köstlich scheint, die den Kopf voll Phantasien haben. Weil er sich seiner Armut schämte, kleidete er sich besser als die andern, wenn er zu Hofe ging. Auch wagte er nicht, seinen Sold zu verlangen vom König, der ihn wohlversorgt glaubte, da er ihn so reich gekleidet sah. Herren und Damen bewunderten seine Werke und nicht weniger den Autor, aber das war auch die einzige Bezahlung, die er erhielt. Besonders die Damen hielten ihn für reich genug in der Fülle und Pracht seiner Jugend, mit dem leuchtenden Haar und den funkelnden Augen, und konnten sich nicht denken, daß ein Adonis unglücklich sein könne, weil es ihm an Groschen fehlte. Sie hatten auch vollkommen recht, da schon so mancher höfische Geck mit solchen körperlichen Vorzügen Rittergüter und Dukaten in Haufen gewonnen hat.

Ungeachtet seines knabenhaften Aussehens hatte Meister Angelo die Zwanzig bereits hinter sich. Er war auch kein Dummkopf, ein hoher Ehrgeiz schwellte ihm das Herz, und sein Kopf war erfüllt von poetischen Gedanken und schönen Bildern; aber die Bescheidenheit machte ihn zagbaft und es ging ihm wie allen Armen, der Erfolg der Dummen schüchterte ihn noch mehr ein. Er dachte dann schlecht von sich selber und wurde immer kleinmütiger und verschlossener. Er würgte alle Gedanken in sich hinein, oder vielmehr er vertraute sie heimlich der Nacht und dem Schatten, den Sternen und dem Mond, vertraute sie Gott und dem Teufel. Er bedauerte sich selber, ein so heißes Herz in der Brust zu haben, daß ohne Zweifel die Damen sich davor hüteten, wie vor einem glühenden Eisen. Dann sagte er sich oft vor, wie heftig er seine Geliebte lieben würde, wie er sie halten würde

gleich einer Königin, wie er ihr in Treue anhängen und mit welchem Eifer er ihr dienen wollte, wie er ihr den leisesten Wunsch an den Augen ablesen und wie er sie aufheitern würde, wenn sie traurig wäre. Mit der Lebhaftigkeit seiner bildhaften Phantasie stellte er sich vor und malte sich aus, wie er sich vor ihr niederwarf, wie er ihr den Fuß küßte, ihr die Hand streichelte, sie mit den Augen verschlang und liebkoste; wahrlich, er glich dem Gefangenen, der durch ein Mauerloch einen Fleck Wiese sieht und sich alsbald hinausversetzt und lustwandelt über blühende Fluren. Immer mehr ging die Phantasie mit ihm durch, er führte ganze Reden mit der Geliebten, er schloß sie gewaltsam in seine Arme, trotz des hohen Respekts — und biß zuletzt seine Zähne in das Kissen, aus Wut, daß ja alles gar nichts war. Je kühner er träumte, um so schüchterner und befangener war er am andern Tag, wenn er einer wirklichen Dame, einer Dame von Fleisch und Blut gegenüberstand. Auch bei der Arbeit hing er seinen verliebten Phantastereien nach, und alles gedieh ihm dann zehnmal so gut; Arme und Beine und weibliche Brüste formten sich wie ein Wunder unter seinem Meißel, und siehe, so manche Dame glaubte sich zu erkennen in den marmornen Schönheiten Meister Angelos und verliebte sich in den knabenhaften Wundertäter, der verstohlen nach den Gestrengen hinschielte und bei sich schwur, daß er die erste beste, die ihm auch nur einen Finger zum Küssen reichen sollte, haben wollte ganz und gar, mit Haut und Haar.

Eine dieser Damen der Hofgesellschaft wandte sich eines Tags an den hübschen Florentiner und neckte ihn, wie lange er denn noch so den Einsiedler spielen wolle. Sie sagte, es sei eine Wette unter den Damen, wem es

wohl gelingen möchte, den Wildling einzufangen. Darüber lachte er, und die Schöne lud ihn ein, auf den Abend zu ihr zu kommen.

Und Meister Angelo sich zu parfümieren, sich einen samtenen Mantel mit seidenen Fransen zu kaufen, sich bei einem Freund ein Wams mit langen Ärmeln und ein Paar durchbrochene, mit Seide gefütterte Pluderhosen zu leihen und also ausgerüstet die Treppe hinaufzusteigen zu seiner Schönen, die Seele geschwellt von Hoffnung und nicht wissend, wohin mit seinem Herzen, das hüpfte wie ein Zicklein am Ostermorgen.

Die Dame war nämlich wirklich schön und Meister Cappara wußte es besser als irgend einer; denn als Meister seines Handwerks hatte er sich eine vollkommene Kennerschaft erworben in Sachen des menschlichen Körpers und wußte Bescheid über seine Linien und Proportionen in Armen und Beinen, Hals und Brust und Rücken, und sonstigen kallipygischen Mysterien. Diese Dame aber erfüllte nicht nur alle noch so strengen Forderungen seines Künstlerauges, sie war nicht nur weiß wie ein Schwan und von zierlichen Formen, sie hatte außerdem eine Stimme, die tief zu Herzen drang und die stillste Seele in Aufruhr bringen konnte; kurz, sie war derart, daß sie in der Phantasie vom ersten Augenblick an die wollüstigen Bilder von Dingen aufregte, an die sie doch, worin eben die Macht dieser verdammten Weibsen liegt, selber gar nicht zu denken schien.

Der Bildhauer fand sie in einem hohen Sessel am Herdfeuer sitzend und alsbald fing sie an, ihn mit ihrem süßen Geplauder ganz einzuspinnen, während Meister Angelo in seiner Schüchternheit nichts zu kennen schien von ihrer Sprache als „Ja“ und „Nein“, und außer den

beiden armselig kahlen Vokabeln kein Wort in seiner Kehle, und in seinem Gehirn keinen noch so kleinen Gedanken fand, so daß er sich wie der ärmste Tropf der Welt vorgekommen wäre, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, sie anzuschauen und ihr zuzuhören, deren Geplauder ihm im Ohr klang wie das Liebesgesumse einer Mücke, die in einem Strahl der Frühlingssonne tanzt.

Seine stumme Bewunderung hinderte aber nicht, daß beide bis gegen Mitternacht zusammenblieben, daß sie ihn immer fester an sich fesselte mit den Rosenketten der Liebe, und daß er mit noch kühneren Hoffnungen von ihr Urlaub nahm, als die waren, mit denen er gekommen. Wenn eine so vornehme Dame, sagte er bei sich, Einen vier Stunden in der Nacht an ihre Röcke heftet, so kann es nicht fehlen, daß sie ihn das nächste Mal bis zum Morgen bei sich behält. Unter solchen Erwägungen wurde er immer entschlossener und nahm sich vor, nicht jede Nacht mit Präludien vorlieb zu nehmen. In seiner erhitzten Phantasie tötete er schon den Ehemann, der dazwischen trat, dann wieder die Frau in seiner Wut, dann sich selber aus Verzweiflung. Die Liebe war ihm schon so über den Kopf gewachsen, daß ihm ein Tag mit der Geliebten mehr dünkte als tausend Menschenleben.

Den ganzen Tag, während er auf seinen Stein einhieb, dachte er nur an den Abend, hieb oft daneben und verdarb manche Nase, während er ganz andre Dinge vor Augen hatte. Und also warf er Meißel und Feile von sich, schmückte sich und eilte zu seiner Schönen, in der festen Hoffnung, ihre süßen Schmeichelreden sanft und unvermerkt, oder auch mit Gewalt, wenn es sein mußte, in noch süßere Hoffnungen hinüberzuleiten. Aber in der Gegenwart seiner Herrin, und getroffen vom Strahl

weiblicher Majestät, fühlte sich der Gewalttätige in das frömmste Lämmlein verwandelt.

Nach und nach jedoch wurde er etwas kühner, und nicht allzulang dauerte es, so hatte er sich bereits mit List und Gewalt einen Kuß geraubt. Das war mehr, als wenn sie ihn freiwillig gegeben hätte. Denn wenn eine Dame einen Kuß gibt, kann sie ihn das nächste Mal verweigern, wenn sie sich ihn aber rauben läßt, ist sie nicht imstande, zu verhindern, daß ihr der Geliebte zu dem einen tausend dazu nimmt. Aus diesem Grund sind die Damen längst übereingekommen, keine Küsse zu geben, sondern sie sich lieber nehmen zu lassen.

Auch der Florentiner war unterdessen längst nicht mehr beim ersten und die Berauschtheit machte ihn so kühn, daß er von dem letzten Ziel seiner Wünsche nur noch um ein weniges entfernt war, als die Dame plötzlich ausrief:

„Mein Mann!"

Erschien in der Tat der Hausherr auf der Schwelle, und der Bildhauer konnte abkratzen, nicht ohne von seiner Angebeteten einen Blick voll Liebe und Bedauern mit auf den Weg zu nehmen.

Dieses Spiel wiederholte sich einen vollen Monat lang. Immer in dem Augenblick, wo er im Begriffe stand, die Schwelle seines Glücks zu überschreiten, erschien der Herr Gemahl auf der Schwelle des Gemachs, erschien wie verabredet immer zwischen einer Weigerung und den zärtlichen Besänftigungen, womit die Damen ihre Körbchen, die sie geben, gleichsam wie mit Rosen bekränzen und dem Verliebten Mut machen, sich immer neuen Niederlagen auszusetzen und neue Körbe zu holen. Der Bildhauer aber wurde mit der Zeit ungeduldig und begann von

da ab den Kampf immer sofort bei seiner Ankunft. Auf diese Weise hoffte er, früher zum Sieg zu gelangen, als der Herr Gemahl nach Hause kam, um ihm die Frucht der Liebe, die in seinem Feuer gerade reif geworden, vor der Nase wegzuschnappen. Die schöne Dame aber, die ihm seine Absicht an den Augen ablas, vereitelte durch ihr verändertes Betragen alle seine Hoffnungen. Sie verstand es aufs vortrefflichste, jeden Abend einen andern Zank vom Zaun zu brechen, jeden Abend eine andre Komödie zu spielen und ihn nach ihrem Belieben hinzuhalten. Bald machte sie die Eifersüchtige, daß er sich in langen Liebesschwüren ergehen und schon glücklich sein mußte, wenn sie sich ihm nur einigermaßen wieder gnädig zeigte, in welchem Moment ihn dann ein flüchtiger Kuß das Höchste däuchte. Bald versuchte sie es mit hinhaltenden Worten, öffnete alle Schleusen ihrer femininen Beredsamkeit, gab ihm eine Lektion nach der andern in der höheren Philosophie der galanten Liebe, setzte ihm lang und breit auseinander, wie er vernünftig zu sein, wie er sich zu kuschen habe, wie der Wille der Herrin ihm höchstes Gesetz sein müsse, wenn er erwarte, daß sie ihm ihre Seele und ihr Leben gebe und daß nicht viel dazu gehöre und es wenig heißen wolle, der Geliebten seine Wünsche entgegenzubringen, die ihrerseits mehr Mut nötig habe, mehr Liebe und mehr Wagnis, die tausendmal mehr opfere, tausendmal mehr aufs Spiel setze .... Solche weise Reden unterbrach sie dann gelegentlich mit einem: „Laßt das", ausgesprochen mit dem Ton und der Miene einer erzürnten Königin, und wenn sich Cappara über ihre Härte beschwerte:

„Wenn Ihr nicht so sein wollt, wie ich Euch mir wünsche," sagte sie schmollend, „wenn Ihr Euch meinem

Gesetz nicht unterwerfen wollt, werde ich Euch nicht mehr lieben."

Kurz, der arme Italiener merkte endlich, daß er es nicht mit einem edlen und großen Herzen zu tun habe, einem Herzen, das nicht mit der Liebe schachert wie ein Krämer mit seiner Ware, vielmehr, daß die Schöne sich ein Vergnügen daraus mache, ihn zappeln zu lassen an ihren Fäden und ihn mit faden Süßigkeiten hinzuhalten, während sein Herz nach Liebe schrie wie der Hirsch nach der Wasserquelle.

Cappara wurde wütend bei dieser Erkenntnis und beschloß sich zu rächen. Er verabredete mit seinen Freunden, daß sie den Gemahl, wenn er abends aus der Gesellschaft des Königs zurückkehrte, ergreifen und an einem sicheren Orte festhalten sollten. Er selber begab sich zu der gewohnten Stunde zu der Dame, wo alsbald das alte Spiel begann, mit geraubten Küssen, mit zerwirrten Kleidern und Haaren, mit verliebten Bissen in den Arm, ins Ohr, in den Nacken, kurz das ganze bekannte Geplänkel mit alleinigem Ausschluß dessen, was die anständigen Autoren mit Recht abscheulich finden.

„Mein süßer Schatz," fragte der Florentiner nach einem etwas längeren Kuß, „liebst du mich auch über alles in der Welt?"

„Ich liebe dich über alles in der Welt," antwortete sie. Denn mit Worten war sie ja immer freigebig.

„Wenn du mich also liebst," entgegnete er, „so gehöre mir auch ganz."

„Wenn ich sicher wäre vor meinem Gemahl."

„Ist es nichts als das?"

„Nichts als die Furcht."

„Ich habe mit meinen Freunden verabredet, daß sie ihn ergreifen heute abend und so lange festhalten, bis ich

einen Leuchter an das Fenster stelle. Wenn er sich beim König beklagen sollte, werden sie sagen, sie hätten ihn für einen der Unsrigen gehalten."

„Oh, mein Freund," antwortetete sie, „so laß mich einen Augenblick, daß ich nachsehe, ob meine Leute zu Bett gegangen und alles im Hause ruhig ist." Mit diesen Worten erhob sie sich und stellte das Licht ans Fenster. Als der Florentiner das sah, löschte er die Kerze, ergriff seinen Degen und richtete sich stolz auf vor dem Weibe, dessen verächtliche kleine Seele er nun erkannte.

„Ich werde Euch nicht töten, schöne Frau," sprach er. „Nur zeichnen will ich Euch im Gesicht, daß es Euch nicht wieder einfallen soll, mit der Liebe und dem Leben eines armen Verliebten Euer elendes Spiel zu treiben. Ihr seid schamlos mit mir umgegangen, Ihr seid keine ehrsame Frau. Ihr wißt wohl, was Ihr mir hundertmal mit Euren Küssen versprochen habt und Ihr dachtet nicht daran, Euer Versprechen zu halten. Ihr habt mir meine Jugend vergiftet, Ihr habt mir mein Leben vernichtet, das ich von mir werfe wie ein schlechtes Kleid. Ihr seid schuld an meinem Tod, Ihr sollt ewig dran denken. Nie mehr wieder sollt Ihr in Euren Spiegel schauen, ohne neben Eurem Gesicht das meinige zu erblicken."

Er erhob seine Waffe, um sein Vorhaben auszuführen.

„Ihr handelt unritterlich," warf ihm die Dame hin.

„Schweigt," rief er. „Ihr habt gesagt, mich über alles zu lieben. Jetzt sagt Ihr andere Dinge. Ihr habt mich jede Nacht hierhergelockt, Ihr habt mich jeden Abend ein wenig höher zum Himmel erhoben, aber nur, um mich jedesmal um so tiefer in die Hölle zu stürzen, und nun glaubt Ihr, daß Euer Weiberrock Euch schützen könne vor der Wut eines gefoppten Geliebten?"

„Oh, mein Angelo," rief sie, voll Verwunderung über die Kraft seiner Liebe, die sie in Rache verwandelt sah, „nimm mich, mein Angelo, ich will dir gehören mit Leib und Leben."

Er aber wich einen Schritt zurück:

„Aha," zischte er, „elende Kurtisane, du liebst dein Gesicht mehr als deinen Geliebten, komm nur."

Sie erblaßte und hielt ihm demütig das Gesicht hin; denn sie begriff, daß ihre augenblickliche Liebe ihre lange Falschheit nicht gut machen konnte.

Angelo aber schnitt ihr eine Wange aus dem Gesicht, noch feucht von seinem Kuß, warf sie ihr vor die Füße und verließ das Haus.

Ihr Gemahl war nicht behelligt worden, da die Italiener das Licht am Fenster gesehen; er fand seine Frau ohne die linke Wange, versuchte aber vergeblich, ein Wort aus ihr herauszulocken. Seit ihrer Verwundung liebte sie Cappara mehr als ihr Leben. Da aber niemand ins Haus zu kommen pflegte, als der Florentiner, beschwerte sich der Eheherr beim König, der den Tod des Bildhauers befahl und eine reitende Stafette hinter ihm herjagen ließ. In Bloys wurde der Flüchtling eingeholt. An dem Tage aber, da er gehängt werden sollte, kam einer vornehmen Dame aus der Hofgesellschaft die Laune an, den mutigen Mann zu retten, der ihr wie keiner das Zeug zu einem Geliebten zu haben schien. Sie erbat sich also den Verurteilten vom König zum Geschenk, der ihr gern den Gefallen tat. Aber Cappara erklärte, daß er die geschundene Dame noch immer über alles liebe und die Erinnerung an sie niemals aus seinem Herzen verbannen könne. Er trat in einen religiösen Orden und wurde ein großer Gelehrter, später ein mäch-

tiger Kardinal. Als solcher pflegte er in seinen alten Tagen gern zu sagen, daß er sein Leben lang nur gelebt habe von der Erinnerung jener armen qualvollen Stunden, in denen ihn seine Dame so unglücklich und doch so glücklich gemacht. Einige Autoren behaupten, er sei später weiter gekommen bei dieser Dame, als bis zu den Unterröcken. Aber ich glaube es nicht, denn dieser Italiener war ein Mann mit starkem Herzen und einem hohen poetischen Sinn; er hatte einen andern Begriff, als die gemeinen Seelen, von den heiligen und wahrhaft göttlichen Entzückungen der wahren Liebe.

Diese Anekdote enthält weiter keine Lehre, als daß man im Leben schlimme Begegnungen haben kann; dafür ist sie aber auch wahr und wahrhaftig in allen Punkten. Möge es um ihretwillen dem Autor verziehen werden, wenn er an andern Orten die Dame Wahrheit manchmal etwas allzu wagehalsig und allzu mutwillig auf den Kopf gestellt hat; den Respekt vor ihr hat er deswegen niemals verloren.

Epilog des zweiten Zehent.

Obwohl dieses zweite Zehent an seiner Fassade die Aufschrift trug, welche besagte, daß es bei Schnee und Kälte seiner Vollendung entgegengeführt worden, erscheint es nun doch erst im schönen Monat Juni, im Rosenmond; denn die arme Muse, deren Diener und Untertan der Autor ist, hat mehr Grillen und Launen als die Liebe einer phantastischen Königin, und niemand wird sich je rühmen können, ihrer Unbeständigkeit Herr zu werden. Oft, wenn ein ernstes Problem den Geist des Autors beschäftigt und schwere Gedanken wie Geier an seinem Gehirn fressen, ist das Luder da, flüstert ihm lachend und kichernd ihre Tollheiten ins Ohr, kitzelt ihn mit der Feder unter der Nase, tanzt eine Sarabande vor seinen Augen, kurz, tut als ob sie das Haus zum Fenster hinauswerfen wollte. Wenn dann der arme Schreibersmann seine strenge Wissenschaft verläßt und sagt: Warte mein Liebchen, gleich bin ich bereit, und wenn er sich schon erhebt, um mit der Dirne, der lustigsten von allen Dirnen der Welt, sich einen vergnügten Tag zu machen, husch ist sie weg und hockt irgendwo in einem versteckten Winkel und schmollt. Es nützt gar nichts, die Rute, den Stock und die Peitsche gegen sie aufzuheben, es nützt auch nichts, sie wegen ihrer Unart noch so sehr auszuzanken, da kauert

sie und schmollt. Ob man ihr das Haar zerrauft und die Kleider zerreißt, sie schmollt; ob man sie liebkost und ihr gute Wörtlein gibt, sie schmollt. Ihr könnt sie in den Arm nehmen und auf den Mund küssen, ihr könnt sie euer Vielliebchen heißen, sie schmollt. Sie klagt und wimmert, sie friert, sie will sterben vor Elend. Zum Teufel dann die Liebe, zum Teufel das Lachen und die Lust, zum Teufel alle guten Schwänke und Geschichten. Aber legt ihr dann Trauer an um ihren Tod und fangt an, um sie zu weinen, heisa, hebt sie das Köpfchen, bricht in ein tolles Lachen aus, entfaltet ihre weißen Flügel, erhebt sich in die Lüfte, schlägt tausend Purzelbäume, zeigt bald den greulichen Schwanz eines Teufels, bald die weißen Brüste eines schönen Weibs; zeigt bald ihre üppigen lasciven Hüften, bald das Gesicht eines Engels oder eines Kinds, schüttelt ihr reiches duftiges Haar, wälzt sich auf den Strahlen der Sonne, leuchtet ganz von Schönheit, schillert in farbigem Glanz wie der Hals einer Taube, lacht dann wieder, daß ihr die Tränen in die Augen treten. Und ihre Tränen fallen nieder ins Meer, wo die Fischer sie als Perlen wiederfinden, um die Stirnen schöner Königinnen damit zu schmücken. Kurz, sie vollführt Kapriolen und Sprünge wie ein junges losgelassenes Füllen und zeigt hundertmal ihren weißen jungfräulichen Bug und noch köstlichere Dinge, bei deren Anblick ein Papst sich in die Verdammnis stürzte.

Währenddessen kommen die Dummköpfe und Philister und fragen den armen Dichter: „Wo ist dein Pegasus? Wo ist dein neues Zehent? Ihr seid ein schlechter Worthalter. Nun ja, man kennt Euch. Dreiviertel Eurer Zeit verpraßt Ihr und in den Zwischenpausen liegt Ihr auf der faulen Haut. Wo ist nun Euer Werk?“

Obwohl ich von Natur sanften Gemüts bin, möchte ich einmal einen dieser Herren am Spieß stecken sehen; ich würde ihm sagen: „Tanze, mein Freundchen, tanze.“

Hier endet das zweite Zehent. Möge der Teufel es auf seinen Hörnern dahin tragen, so kann ich sicher sein, daß es von der lustigen Christenheit gut aufgenommen wird.

Drittes Zehent.

Prolog.

Einige haben den Autor darüber zur Rede gestellt, warum er gar so viel Tollheiten in dieses Zehent gebracht, und ob er denn kein Jahr vergehen lassen könne, ohne einen Sack voll Bosheiten auszuschütten, kurz, was es überhaupt für einen Zweck habe, weißes Papier voller Beistriche und Punkte zu malen, mit nichtsnutzigen Wörtern untermischt, bei denen die Damen in der Öffentlichkeit erröten müssen, und was dergleichen dummes Geträtsch mehr ist. Der Autor erklärt hiermit, daß solche heuchlerische Reden, die ihm wie Steine auf seinen Weg geworfen werden, ihn in tiefster Seele gerührt haben. Er kennt seine Pflicht und will gern in diesem Prolog dieser absonderlichen Art von Lesern, obwohl er es wiederholt getan, von neuem seine Gründe auseinandersetzen, da man sich nie die Mühe verdrießen lassen darf, den Kindern so lange Vernunft zu predigen und ihnen eine einfache und selbstverständliche Sache so oft zu wiederholen, bis sie größer geworden sind und euch in Ruhe lassen, weil sie endlich begreifen. Und wahrlich, es sind eine Menge dummer Buben unter den Leuten, die da ihr Geschrei erheben und die so tun, als ob sie nicht begriffen, worum es sich in diesen Geschichten handelt. Zunächst sage ich euch das: Wenn einige tugendhafte Damen, ich sage tugendhafte, weil die lüderlichen und nichtsnutzigen viel eher in der Praxis solche Geschichten machen, als daß sie die meinigen

lesen, während im Gegenteil die tugendhaften, frommen und zurückhaltenden Damen, als welche, daran ist kein Zweifel, vor den hier behandelten Dingen einen großen Ekel haben, sie fleißig und aufmerksam lesen, um dem Geist der Neugierde in sich genug zu tun und dann im Leben um so strenger zu sein. Versteht ihr mich, ihr Hahnrein, die ihr nach Rache schreit? Besser ist es durch ein Buch Hahnrei werden als durch einen Junker. Ihr habt dessen Vorteil in jeder Beziehung. Und also können diese Geschichten nicht anders als dazu beitragen, die Freude, die Ehre und die Gesundheit des Landes zu erhöhen. Ich sage die Freude, weil jeder daran seine Freude haben muß; ich sage die Ehre, weil dies Buch ein Talisman ist gegen die Klauen jenes Dämons, dessen Name auf gut altdeutsch „Hahnreitum" lautet. Ich sage die Gesundheit, weil diese Geschichten großen Anreiz geben zu jenem Tränklein oder Filter, das von der infalliblen medizinalen Kirche von Salerno unter Androhung der Plethora cerebralis allen Gläubigen vorgeschrieben ist. Und nun sagt, ob ihr je in andern typographisch geschwärzten Heften solche Vorteile gefunden habt? Es ist zum Lachen. Wo sind denn die Bücher, durch die Kinder gemacht werden? Ihr werdet umsonst danach suchen. Um so mehr werdet ihr Kinder finden, die langweilige Bücher machen. Ich nehme meine unterbrochene Rede wieder auf. Wenn also wirklich einige Damen mit tugendhaftem Herzen und ausschweifendem Geist öffentlich über mein Buch Beschwerde geführt haben, wie ihr ausschreit, so wisset, daß eine ganze Anzahl derselben, weit davon entfernt, den Autor mit Vorwürfen zu überhäufen, ihm allzeit ihre Liebe und Verehrung an den Tag gelegt, ihn für einen tapfern und furchtlosen Mann, ja für würdig

erklärt haben, ein Mönch im Kloster Thelesma zu werden. Und mit so viel Gründen, als es Sterne am Himmel gibt, haben sie ihn bestärkt und ermuntert, seine lustigen Geschichten weiter zu erzählen, seine Tadler zu verachten und mutig auf sein Ziel loszugehen, da die Welt ein Weibsen ist, die sich sträubt, wenn man, ihr wißt schon was, von ihr will, ein Geschrei macht, mit allen vieren um sich schlägt, mit Redensarten um sich wirft wie: „Nein nein, nie. Was fällt Euch ein, mein Herr! Geht doch, Ihr werdet unverschämt —", aber, wenn das Zehent fix und fertig ist, sich plötzlich voller Liebenswürdigkeit zeigt und sagt: „Wie schön, mein Herr und Meister, habt Ihr noch andre von der Sorte?" Vor allem aber seid überzeugt, daß der Autor, als ein Hans Gutgesell und Bruder Leichtfuß, der Dame, die ihr Mode, Weltgunst oder Frau Fama nennt, ein Schnippchen schlägt und sich den Kuckuck schert um ihr Geschrei, Geheul und Gestrampel, denn er weiß, daß dieses Frauenzimmer im Grund eine große Hure ist, die sich mit Vergnügen notzüchtigen läßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Autor hat noch lange nicht alles gesagt. Wisset also, die ihr diese Geschichten mit Händen und Augen lest und euch daran freut, wisset, daß der Autor eines Tags seine Axt, id est seine Erbschaft, verloren hatte, und da er sie nicht wiederfinden konnte, sich in großer Not und Bedrängnis sah. Er tat also wie jener Holzhacker in dem Prolog seines verehrten Meisters Rabelais und sandte seine flehenden Schreie zum Himmel, um von dem dort oben, der der Herr über alle Dinge ist, gehört zu werden und eine neue Axt zu erhalten. Hatte aber

der Allerhöchste gerade alle Hände voll zu tun mit den Kongressen und Konzilien der Zeit und ließ darum in der Eile dem Autor von dem Herrn Merkur ein doppeltes Tintenfaß herunterschmeißen, auf dem nach Art der Devisen folgende drei Buchstaben eingegraben waren: A V E. Da war der arme Kerl erst recht übel daran; denn er konnte sich nicht denken, zu was Rat und Hilfe das Ding gut sein könnte. Drehte er also das seltsame Zwillingsfäßlein um und um, um hinter seinen geheimen Sinn zu gelangen und in den geheimnisvollen Buchstaben eine Seele zu finden. Er erkannte aus dem Geschenk so viel, daß Gott ein höflicher Mann ist, wie die großen Herren zu sein pflegen, um wieviel mehr er, der der Fürst der Welt ist, der König aller Könige. Aber, indem der Autor nun seine Jugend überdachte, konnte er nicht finden, dem lieben Gott je einen besonderen Gefallen getan zu haben, also daß er nicht ohne Grund den Verdacht hegte, es möchte auch hinter der göttlichen Höflichkeit nicht viel versteckt sein. Wenigstens strengte er sich vergeblich an, in dem himmlischen Werkzeug irgend eine Nützlichkeit zu entdecken. Aber wie er das genannte doppelte Tintenfaß immer wieder um und um drehte, betrachtete und betastete von allen Seiten, mit dem Fingerknöchel dran pochte, ob es ihm Antwort geben möchte, es füllte und wieder ausleerte, es bald auf die eine, bald auf die andre Seite legte, bald auf den Fuß, bald auf den Kopf stellte, las er einmal zufällig die drei Buchstaben in umgekehrter Folge. Er las Eva. Was will aber Eva anders heißen als alle Frauen vorgestellt in einer einzigen Frau, alle Weiber in einem einzigen Weibe. Es war demnach durch die göttliche Stimme dem Autor gesagt worden: „Denk an das Weib; das Weib wird deine Wunde heilen und deine

leeren Taschen füllen, das Weib ist dein Gut, dein Vermögen. Habe nur eine Frau, hätschle und tätschle sie, ziehe sie schön an, um sie noch schöner auszuziehen, treibe einen Kultus mit dieser Frau. Das Weib ist alles, sie ist ein Abgrund, schöpfe aus diesem Abgrund. Das Weib liebt die Liebe, gib ihm Liebe aus deinem Tintenfaß, schmeichle seinen Phantasien, und male ihm die tausend Gestalten der Liebe in ebenso vielen reizenden Bildern. Die Frauen sind großmütig, sie stehen eine für alle und alle für eine, sie werden dir deine Gemälde lohnen und dafür sorgen, daß dein Pinsel nicht kahl wird. Und also verstehe, was geschrieben steht: Ave, das heißt Heil; Eva, das heißt das Weib; also: dein Heil im Weibe. Was liebt aber das Weib? Was will das Weib? Alle Dinge, die mit der Liebe zusammenhängen, und so ist es recht. Das Weib ist das Symbol der Natur. Fruchtbarkeit ist ihr Beruf. Lieben, zeugen, hervorbringen ist ihre dreieinige Aufgabe." Und darum machte sich der Autor ans Werk und begann aus seinem Zwillingstintenfaß zu schöpfen, was daraus zu schöpfen sein möchte. Mit der schwarzen Tinte der einen Hälfte schrieb er ernste Dinge; lustige Narrheiten quollen aus der andern Hälfte in roter Tinte. Manchmal aber hat der Autor aus Achtlosigkeit die beiden Tinten vermengt, daß es ganz buntscheckig wurde auf den Seiten seines Hefts. Oft, wenn er ein schweres Werk des Tags vollendet, in einem Stil, den zu hobeln und zu glätten, zu bügeln und zu polieren ihm unendliche Mühe gemacht, hatte er Lust nach vergnüglicherem Tun, und ungeachtet des geringen Vorrats der lustigen Tinte auf der linken Seite, tunkte er herzhaft ein, daß es wie Rosen seiner Feder entquoll, und schrieb diese sehr lustigen und sehr drolligen Geschichten, deren Autorität und Würde

niemand anzweifeln wird, da sie aus göttlicher Quelle flossen, wie es die Erzählung des Autors unumstößlich beweist.

Freilich, einige Lumpenkerle werden wegen dieser Parabel ein neues Geschrei erheben. Und darüber braucht man sich nicht zu wundern, da bekanntlich auf diesem Kotspritzer des Kosmos, den man die Erde nennt, nicht ein einziger Mensch, nicht ein Stumpen von Mensch zu finden, der auch nur mit dem Werke Gottes vollkommen zufrieden wäre. So ist der Autor in keiner schlimmeren Lage als Gott selber. Er schafft auch einzig und allein in Nachahmung Gottes und beweist dies durch at qui. Denn nicht wahr, durch die Gelehrten ist bewiesen und in voller Klarheit dargetan, daß Gott der Herr nicht nur die großen Welten, sozusagen die großen Maschinen erschaffen hat, mit gewaltigem Ketten- und Räderwerk, mit ungeheuren Gewichten und furchtbarem Getöse, also daß das Spiel ihrer Kräfte fast furchtbar anzusehen ist; sondern daß ihn manchmal auch die Laune ankam, kleinere und unbedeutendere Sachen zu machen, närrische und groteske Gebilde, worüber man wohl lachen und seine Lust daran haben darf. Oder ist es nicht so? Und ebenso verhält es sich auch mit jedem irdischen Schöpfungswerk, das in sich eine ganze Welt darstellt, besonders aber mit dem gewaltigen Bau, den der Autor aufzuführen unternommen hat. Diese fast übermenschliche Aufgabe, dieses Werk, das seine Kräfte zu übersteigen droht, konnte er nur zu Ende führen, indem er nach dem Beispiel des großen Weltenschöpfers sich von Zeit zu Zeit an leichteren Sachen erlustigte, an der Bildung zierlicher Insekten und lächerlicher kleiner Ungetüme, wobei er sich ganz seiner Laune und jedem närrischen Einfall, wie ihn der Augenblick gab,

überlassen durfte. Solches Geziefer hat er mit bunten Farben geschmückt und mit goldenen Panzern bekleidet, obwohl er meistens Mangel an Gold hatte, und so mag es denn herumkribbeln und krabbeln am Fuß der ragenden Felsen, hohen Schneeberge und andrer griesgrämiger Philosophien, dieser ernsten und dickleibigen Werke, dieser marmornen Kolonnaden und wahrhaft großartigen in Porphyr ausgehauenen Gedankendenkmälern der Menschheit. Heda, ihr aasgierigen Geier, werdet ihr es nicht endlich satt haben, meine drollig lustige Muse zu beschmutzen und zu beschmeißen, deren phantastische Fugenmusik und tolle Sarabanden euch ein Dorn im Auge sind; wollt ihr euch nicht die Krallen ein wenig stumpf nagen, um ihre weiße Haut mit dem blauen Geäder, ihren wollüstigen Rücken, ihre üppigen Hüften, ihre Füße, die das Bett dem Boden vorziehen, ihr sanftes Gesichtchen, ihr Herz ohne Galle nicht mehr so unbarmherzig zu zerfleischen, wie ihr so lange getan. Was sagt Ihr dazu, ihr Querköpfe, wenn ihr erfahrt, daß dieses gute Geschöpf, das aus dem Herzen unsres Volks hervorgegangen, von den Engeln des Himmels durch die Person des Boten Merkurius mit einem Ave begrüßt worden? Was sagt ihr dazu, wenn ihr hört, daß es sich hier um die Quintessenz der Kunst handelt, da alles in dieser Schöpfung ist, Notwendigkeit, Tugend, Phantasie, weiblicher Geschmack und Geschmack des Pantagruelismus im Quadrat. Mit einem Wort, alles. Schweigt also, ihr Maulesel und feiert und lobpreist den Autor, der im besten Zug ist, aus seinem zweimäuligen Tintenfaß seine hundert glorreichen, drolligen Geschichten zu schöpfen und damit die **Fröhliche Wissenschaft** zu bereichern wie einer.

Also zurück, ihr Hunde! Einen Tusch, ihr Herren Musikanten! Maul halten, ihr Heuchler! Hinaus mit euch, ihr Dunkelmänner! Macht Platz meinen lustigen Gesellen und Kameraden! Und ihr, meine kleinen lieben Pagen, gebt den Damen eure zierliche Hand und sagt ihnen: „Lest, um zu lachen.“ Danach flüstert ihnen noch ein andres Wort ins Ohr, denn wenn die Frauen lachen, sind sie gut aufgelegt, und daß eine schöne Frau gut aufgelegt sei, daran, das brauche ich euch nicht erst auszulegen, ist alles gelegen.

Ausdauernde Liebe.

In den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts nach der Geburt unsres Herrn und Heilands ereignete sich in der Stadt Paris und zwar durch einen Mann aus Tours eine Liebesgeschichte, durch welche die ganze Stadt und auch der königliche Hof in das höchste Erstaunen versetzt wurde. Was die Geistlichkeit anlangt, so wird aus dem, was hier erzählt werden soll, klar, welchen Teil sie an der Geschichte hat, deren Akten und Urkunden durch diese selbe Geistlichkeit auf uns gekommen sind. Der genannte Mann, von dem gemeinen Volk nur der Touraner genannt, eben weil er aus der lustigen Stadt Tours gebürtig war, hieß mit seinem wahren Namen Anshelm. Er kehrte auch in seinen alten Tagen in seine Geburtsstadt zurück und wurde Bürgermeister der Gemeinde von Sankt Martin, wie es in den Chroniken der Stadt und der Abtei bezeugt ist; aber zu Paris war er ein edler Goldschmied. Schon in früher Jugend wurde er durch seine Rechtschaffenheit und seinen Fleiß Bürger der Stadt Paris und Untertan des Königs, dessen Schutz er sich unterstellte nach der Sitte der Zeit. Er besaß, in der Nähe der Kirche von Sankt Leuen, an der Straße zum heiligen Dionys ein Haus frei von aller Zinsbarkeit, wo sich auch seine Werkstatt befand, die von allen Liebhabern schöner Kleinodien viel besucht wurde. Obwohl der Mann ein Touraner war, was etwas heißen will, und Jugend

und Gesundheit nur so zum verkaufen hatte, hatte er dennoch ein Leben geführt wie ein Heiliger, allen Verführungen dieser Stadt zum Trotz, und hatte all die Tage seiner blühenden Jugend dahingehen lassen, ohne auch nur ein einziges Mal in die bekannte verbotene Frucht zu beißen. Viele werden sagen, daß das schwerer zu glauben und zu begreifen als die wundersamsten Mysterien unsrer heiligen Religion, an die zu glauben uns ohnehin ausdrücklich von Gott befohlen ist. Darum wird es nötig sein, die verborgenen Ursachen dieses keuschen Lebens etwas näher zu beleuchten.

Zuerst müßt ihr bedenken, daß der Mann zu Fuß nach Paris kam, ärmer als Hiob, wie seine alten Freunde zu sagen pflegten, und daß er, im Gegensatz zu seinen Landsleuten, die mehr feurig als ausdauernd sind, einen wahrhaft eisernen Charakter besaß, und einen Weg, den er einmal eingeschlagen hatte, mit einer Hartnäckigkeit verfolgte, wie nur ein Korse seine Rache. Er war Gesell und arbeitete Tag und Nacht; er wurde Meister und arbeitete mehr als je: immer auf der Suche nach neuen Rezepten, nach den verborgensten Geheimnissen seiner Kunst, immer von einer Erfindung zu einer andern Erfindung fortschreitend. Die guten Leute, die nach Feierabend noch einen Gang zu tun hatten, oder Diebe und sonstiges Nachtgevögel, sahen hinter dem Fenster des Goldschmieds immer die Lampe brennen und sahen in deren Schein den Goldschmied, der in Gesellschaft irgend eines Lehrbuben eifriger Beschäftigung oblag. Sie sahen ihn hämmern und meißeln, feilen und ziselieren, löten und schmelzen, alles hinter verschlossenen Türen wie einen Falschmünzer. Seine Armut hatte ihn fleißig gemacht, sein Fleiß machte ihn weise, seine Weisheit machte ihn reich. Bedenket das wohl, ihr Kinder Adams,

die ihr an nichts denkt, als wie ihr euch die unsaubern Gedärme füllen mögt. Wenn in dem guten Goldschmied sich wohl auch einmal gewisse phantastische Wünsche regten, wie sie von Zeit zu Zeit den armen Menschen zu zwicken und zu zwacken pflegen, nicht anders als der Teufel die armen Seelen mit feurigen Zangen, da hämmerte der Touraner nur um so wütender auf sein Metall los, und hämmerte damit nicht nur die bösen Geister zum Haus hinaus, nämlich aus seinem Körper, der Wohnung seiner Seele: es entstanden zugleich unter seinen Händen die wundervollsten Figuren in Gold und Silber, wie auch schmuckreiche Gefäße in so schönen Formen, daß er die schönen Formen der Frau Venus ganz und gar darüber vergaß. Außerdem war dieser Touraner ein einfacher Mann, der vor allem Gott, noch mehr aber die Diebe fürchtete, ja vielleicht noch mehr als diese die großen Herren, über alles aber jede Art Tumult und Unordnung.

Obwohl er zwei Hände hatte, beschäftigte er sich stets nur mit einer Sache. Seine Rede war sanft wie die einer Ehefrau vor der Hochzeit. Obwohl Pfaffen und Kriegsleute seine Gelehrsamkeit nicht gelten lassen wollten, verstand er sehr gut das Latein seiner Mutter und sprach es fehlerlos, ohne sich darum bitten zu lassen. Die Pariser hatten ihn außerdem gelehrt, gerade zu gehen, kein Wasser für andre Leute zu schöpfen, seine Ausgaben mit der Elle seiner Einnahmen zu messen, niemand zu erlauben, sich aus seinem Leder Riemen zu schneiden, überall seine Augen offen zu haben, niemals dem Inhalt einer verschlossenen Kiste zu trauen, nicht leicht zu sagen was er tat, oder zu tun was er sagte, nichts von sich zu lassen als sein Wasser, ein besseres Gedächtnis zu haben als die Spatzen, seinen Kummer für sich zu behalten und auch sein Halleluja,

auf der Straße nicht nach den Wolken zu sehen, und seine Juwelen teurer zu verkaufen als sie ihn selber gekostet hatten: lauter Dinge, deren kluge Befolgung ihm genug Weisheit eintrug, um bequem und zufrieden leben zu können.

Also tat er und war auch darauf bedacht, daß er niemand lästig falle. Die Leute aber, die sahen, wie weise er sich das Leben eingerichtet, beneideten ihn und manch einer sagte: Bei Gott, ich möchte dieser Goldschmied sein und sollte ich auch dafür die Verpflichtung haben, zehn Jahre lang bis über die Knie im Kot von Paris zu waten. Aber ebensogut hätte sich einer wünschen können, König von Frankreich zu sein; denn der Goldschmied hatte ein Paar Arme wie nicht leicht einer, feste, nervige, haarige Arme und von so erstaunlicher Härte, daß, wenn er die Faust ballte, sein stärkster Gesell sie ihm auch mit einer Beißzange nicht zu öffnen vermocht hätte. Ihr könnt euch denken, daß er nicht leicht fahren ließ, was er einmal festhielt. Zähne hatte er, um Eisen zu kauen, einen Magen, um es zu verdauen, Gedärme, um es aufzusaugen usw., überdies ein Paar Schultern, um sich gegen die ganze Welt zu stemmen gleich jenem alten Heiden, der ehemals dieses Amt hatte, bis die Ankunft unsres Herrn und Heilands ihn davon befreite. Es war, um die Wahrheit zu sagen, ein Mann, so recht aus dem Groben gehauen. Das ist immer die beste Art Mensch und ist mehr wert als die, an denen die Natur allzuviel gebosselt hat und die aus allzu feinen Stücken zusammengesetzt sind. Kurz, Meister Anshelm war in der Wolle gefärbt, er hatte ein Gesicht wie ein Löwe, und in seinen Augen brannte ein Feuer, worin er sein Gold hätte schmelzen können, wenn ihm die Glut auf der Esse, was

jedoch nie vorkam, einmal ausgegangen wäre. Aber ein Etwas in diesen Augen, von der gütigen Mutter Natur hineingelegt, milderte dieses Feuer, ansonst sie alles verbrannt hätten. Und nun sagt, ob das nicht ein Mordskerl war von einem Menschen.

Doch nach Aufzählung all seiner Tugenden möchten einige vielleicht fragen, warum der gute Goldschmied wie eine Auster lebte, nämlich als Zölibatär und Junggesell, und also die reichen Gaben der Natur in so vielem Betracht ungenutzt ließ. Aber wissen diese hartnäckigen Frager, was es heißen will, zu lieben. Hollala, sie wissen es keineswegs.

Das Amt eines Verliebten ist, zu kommen und zu gehen, zu horchen und aufzupassen, zu reden und zu schweigen, sich niederzuducken und sich hoch aufzurichten, vor allem sich klein zu machen, sich zu einem Nichts zu machen. Sein Amt ist, angenehm zu sein und Geduld zu üben, zu musizieren und verliebte Verse zu machen, Blumen unter dem Schnee zu suchen, den Mond anzuschwärmen, den Hund und die Katze des Hauses zu streicheln, der Tante über ihren Schnupfen und über ihre Gicht angenehme Sachen zu sagen, der ganzen Verwandtschaft zu schmeicheln, niemand auf die Hühneraugen zu treten, Grillen einzufangen, Mohren weiß zu waschen, Nichtigkeiten zu plappern, der Dame den Spiegel vorzuhalten und über ihren Putz in Ekstase geraten, alles das in tausenderlei Wiederholungen. Sein Amt ist, geschniegelt und gebügelt zu sein wie ein Höfling, klug und launig zu sein in seiner Rede, lachend alle Teufeleien hinzunehmen, all seinen Zorn hinunterzuschlucken, seinem Temperament die Zügel anzulegen, den Finger Gottes und den Schwanz des Teufels zugleich in der Hand zu halten.

Sein Amt ist, die Mutter, die Base, die Zofe in guter Laune zu erhalten, unter allen Umständen, auch wenn es ihm nicht ums Herz ist, die liebenswürdigste Miene aufzustecken und trotzdem darauf gefaßt zu sein, daß das Weibsen ihm entschlüpft und ihn stehen läßt, ohne ihm einen einzigen christlichen Grund dafür anzugeben. Hat aber ein Verliebter auch gesprochen wie ein Buch, Sprünge gemacht wie ein Floh, sich gedreht wie ein Kreisel, musiziert wie der König David, tausend Höllenqualen ausgestanden, und auch angenommen, das Mädchen sei der sanftesten eine, die Gott in einer guten Laune erschaffen hat: wenn er es nun in etwas versieht, wofür die Dame eine besondere Vorliebe hat, ohne daß es jemand weiß — sie weiß es oft selber nicht, verlangt aber, daß der Verliebte es wisse .. — ihr könnt darauf schwören, daß die Schneegans ihn verlassen wird wie einen räudigen Hund. Und sie ist in ihrem Recht, da ist kein Wort zu sagen. Mancher wird dann zornig, wütig, ja ganz närrisch, und viele haben sich bei solchen Gelegenheiten das Leben genommen. Darin unterscheidet sich der Mensch vom Tier; denn noch kein Tier hat den Verstand verloren aus Liebeskummer, was hinlänglich beweist, daß die Tiere keine Seele haben. Das Amt eines Verliebten ist also das Amt eines Soldaten und Galeerensträflings, eines Marktschreiers und eines Hanswursten, eines Fürsten und eines Lumpen, eines Königs und eines Bettlers, eines Nichtstuers und eines Überbeschäftigten, eines Betrogenen und eines Betrügers, eines Großmauls, eines Lügners, eines Spions, eines Hohlkopfs, eines Windmachers, eines Schurken; es ist eine Sache, deren sich der Herr Jesus enthalten hat und die darum alle seine wahren Nachfolger verachten; eine Sache, wofür ein Mann, was er auch wert sei, alles ausgeben

muß, sein Geld und seine Zeit, sein Blut und sein Leben, seine Reden und seine Gedanken, sein Herz, seine Seele, sein Gehirn. Die Weibsen sind merkwürdig lüstern nach diesen Leckerbissen, sie begnügen sich nicht mit einem Teil davon, und oft hört man sie unter sich sagen, daß sie von einem Manne so gut wie gar nichts haben, wenn sie nicht alles von ihm haben. Ja, es gibt darunter solche Luder, die auch dann noch murren und die Stirne runzeln, wenn ein Mann tausend Dinge für sie getan hat, denn sie sagen, er hätte das tausendundeinste noch tun müssen. Dergestalt sind sie vom Geist der Eroberung und Tyrannei besessen, daß, wenn sie auch alles haben, sie doch noch mehr haben wollen. Besonders in der guten Stadt Paris war das immer ein heiliges und unverbrüchliches Gesetz; denn hier, müßt ihr wissen, erhalten die Weiblein bei der Taufe mehr Salz als sonst in der Welt und sind darum bösartig von Geburt an.

Der Goldschmied aber, immer über seine Arbeit gebeugt, immer damit beschäftigt, sein Gold und sein Silber anzuglühen, fand keine Zeit, das Feuer der Liebe in sich zu schüren und seine Phantasie daran zu entzünden zu einem lustigen Feuerwerk, oder sonst auf irgend eine Art den Kratzfüßler und Schwerenöter zu machen. Und da in Paris keine Jungfrauen vom Himmel herunter ins Bett der Junggesellen fallen, so wenig als es in den Straßen gebratene Tauben regnet, auch wenn diese Junggesellen königliche Goldschmiede sind, so suchte der Touraner einstweilen, so gut es ging, sich in sein Schicksal zu fügen, was ihm bei seiner Art Charakter, wie wir oben gesehen haben, leichter gelang als einem andern.

Der tugendhafte Bürger war dennoch nicht blind für die Gaben und Geschenke der Natur, womit die

Damen und Bürgersfrauen, denen er seine Juwelen verkaufte, reich ausgerüstet waren, und die sie auch nicht immer ängstlich versteckten. So geschah es wohl, daß er von manch einer Dame, die ihm nicht ohne weibliche Berechnung schön getan und den Bart gekraut hatte, ganz aufgeregt nach Hause zurückkehrte, den Kopf voller Phantasien, wie ein armer Dichter, und ganz verzweifelt wie ein Kuckuck, der im rechten Augenblick kein Nest findet; er sagte dann zu sich selber:

„Ich sollte mir doch eine Frau nehmen. Sie würde mir die Wohnung kehren, die Schüsseln warm stellen, die Wäsche fein bügeln, die Kleider in Ordnung halten, das ganze Haus mit ihrem Gesang erheitern, mich so lang quälen, bis ich ihr alles zu Gefallen täte, und wie alle zu ihren Männern sagen, wenn sie einen Schmuck haben wollen, würde sie auch tun: ‚Schau, mein Schatz, mein Liebling', würde sie sagen, ‚schau doch nur, ist das nicht reizend?"

Und jedermann in der Straße würde sie sehen, und das Herz würde ihm aufgehen und würde mich glücklich preisen in seinen Gedanken.

Dann heiratete er, machte Hochzeit, koste die Frau Goldschmiedin, kleidete sie über alles kostbar und schön, schenkte ihr eine goldene Kette, liebte sie vom Kopf bis zu den Füßen, überließ ihr das ganze Regiment im Hause, die Spartruhe ausgenommen, richtete ihr die obere Stube wunderbar ein, mit schönen Scheiben in den Fenstern, weichen Teppichen auf dem Boden, gewirkten Tapeten an den Wänden, mit einem breiten, breiten Bett im Alkoven, einem Bett mit gedrechselten Säulen und seidenen Vorhängen; er kaufte ihr tausend entzückende Kleinigkeiten, und bis er zu Hause angelangt war, hatte er von ihr

ein halbes Dutzend schöner Kinder, die ihm alle lustig entgegensprangen."

Doch das alles bestand natürlich nur in seiner Phantasie, und in die öde Wohnung zu Hause eintretend, ging das ganze geträumte Glück in Rauch auf. Er machte aus seinen schönen Einbildungen wieder phantastische Zeichnungen, aus seinen Liebesgedanken entzückende Kleinodien und Juwelen, zur höchsten Lust und Verwunderung der Käufer, die nicht ahnten, wieviel wundersame Frauen und herzige Kinder in all die zarten goldigen Gebilde hineingearbeitet waren.

Je mehr aber die Kunst des guten Manns bewundert wurde, desto mehr magerte er ab an seinem Leibe und wurde mutlos in seiner Seele, und wenn Gott nicht endlich Mitleid mit ihm gehabt hätte, wäre er sicher von dieser Welt abgereist, ohne die Liebe auch nur gekannt zu haben; aber er würde sie dann in der andern Welt kennen gelernt haben, ohne die Unflätereien der fleischlichen Verhüllung, die ihr so sehr zur Verhäßlichung gereichen, wie Meister Plato autoritativen Angedenkens meint, der aber als blinder Heide und Ketzer sich wohl geirrt haben kann.

Genug! Diese Prologe, Vorreden und Weitschweifigkeiten sind wahrhaftig ein unnützer und überflüssiger Ballast, womit ein Erzähler, der Übelwollenden wegen, seine Geschichten einbündeln muß, wie man ein Kind in Windeln wickelt, das doch nackt viel schöner wäre. Möge der Teufel dieses Gesindel mit seiner dreizinkigen glühenden Gabel kitzeln! Ich will von jetzt an alles kurz und gerade heraussagen.

Also hört, was dem Goldschmied in seinem einundvierzigsten Lebensjahre begegnet ist. Eines schönen Tags erging er sich auf dem linken Ufer des Flusses, den man

dort die Seine nennt, und während er wieder allerlei kühne Heiratspläne im Kopf herumwälzte, kam er bis zu jenen Wiesen, die damals dem Abt von Sankt German gehörten; da sah der Touraner plötzlich ein armes Mädchen vor sich, das ihn, da er seine besten Sonntagskleider anhatte, ehrfurchtsvoll grüßte.

„Gott sei mit Euch, edler Herr," sprach sie demutsvoll. Ihre Stimme klang dabei so sanft und herzlich, daß der Goldschmied wie behert wurde von dieser weiblichen Musik und plötzlich in heftiger Liebe entbrannte für das arme Ding, das in seine Heiratsphantasien und Liebesträume, mit denen er sich gerade wieder beschäftigt hatte, hineinpaßte wie ein Stöpsel in die Flasche. Aber er war bereits an ihr vorüber und wagte aus großer Schüchternheit nicht umzukehren. Doch als er eine Ackerlänge gegangen, überlegte er sich, daß ein Mann, der seit zehn Jahren Goldschmiedmeister des Königs und Bürger der Stadt Paris, auch längst doppelt so alt war, als ein Hund je alt werden kann, eigentlich keine Angst haben sollte vor einer Weiberschürze, wenn ihm also der Sinn, id est alle Sinne, der sechste nicht ausgenommen, danach standen.

Er kehrte sich also kurzerhand um, wie wenn er sich besonnen hätte, seinem Spaziergang eine andre Richtung zu geben, und kam von neuem auf das Mädchen zu, das seine arme Kuh am Stricke hielt, die an einem Grabenrand das Gras abweidete.

„Ei, ei, meine Kleine, du mußt sehr arm sein, daß du dich nicht scheust, Handarbeit zu verrichten am Sonntag. Hast du keine Angst, daß dich der Profoß ins Gefängnis werfen läßt?"

„Edler Herr," antwortete das Mädchen, indem es die Augen niederschlug, „ich habe nichts zu befürchten, denn

wir gehören zur Abtei, und der Herr Abt hat uns die Erlaubnis erteilt, die Kühe nach der Vesper auf die Weide zu führen."

„Du liebst also deine Kuh mehr als dein Seelenheil?"

„Wahrhaftig, edler Herr, unser Vieh ist mehr als unser halbes Leben."

„Ich wundre mich, mein Kind, wenn ich dich so arm sehe, angetan mit Lumpen wie eine Vogelscheuche, mit nackten Füßen am Sonntag, während du doch Schätze an dir trägst, wie sie so reich und herrlich in der ganzen Abtei nicht zu finden sind, und ich denke mir, daß die aus der Stadt dir schön nachstellen und dich verfolgen werden."

„Aber nein, edler Herr, ich gehöre der Abtei", sagte sie, indem sie dem Goldschmied einen ledernen Riemen an ihrem linken Arm zeigte. Es war ein ähnlicher Riemen, wie ihn die Kühe auf der Weide um den Hals tragen, nur daß keine Glocke dran hing. Bei ihren Worten richtete sie einen Blick auf den Meister, der diesem tief in die Seele drang.

„Was soll das heißen," erwiderte er, im höchsten Grad neugierig geworden, und griff nach dem ledernen Armband, wo auf einem Blechschild das Wappen der Abtei deutlich eingraviert war; doch in Wahrheit interessierte ihn das sehr wenig.

„Edler Herr," erklärte das Mädchen, „ich bin die Tochter eines Leibeigenen, und das will heißen, daß wer mich heiratet, leibeigen wird wie ich selber. Wäre er auch der reichste Bürger von Paris, würde er doch mit Leib und Gut der Abtei verfallen. Aus diesem Grund läßt man mich in Ruhe, und wie die Tiere des Felds

bin ich von allen verlassen. Wenn ich auch weniger häßlich wäre, als ich es bin, der verliebteste Verliebte würde beim Anblick meines Armbands vor mir fliehen wie vor dem schwarzen Tod, und so werde ich eben, was mir leid tut, eines Tags vom Herrn Abt mit dem ersten besten leibeigenen Mann kopuliert werden."

Sie zog bei diesen Worten den Strick an, um ihre Kuh hinter sich herzuziehen.

„Wie alt bist du?" fragte der Goldschmied.

„Ich weiß es nicht, edler Herr, aber unser Herr Abt hat es aufgeschrieben."

Diese große Armut rührte das Herz des Bürgers, in dessen Leben es auch schon schmal zugegangen war. Er hielt also mit dem Mädchen gleichen Schritt, und sie näherten sich zusammen dem Fluß in größtem Stillschweigen. Der Mann betrachtete die schöne Stirne, die runden geröteten Arme, die stolzen Hüften, die nackten Füße, die, obwohl über und über mit Staub bedeckt, schön waren wie die der Jungfrau Maria. Ein Gesichtchen hatte das Mädchen wie eine Heilige. Und wahrhaftig, wenn man sie in einen Rahmen gestellt hätte, sie wäre das würdige Ebenbild der heiligen Genovefa gewesen, die ein Hirtenmädchen war wie sie, drüben im Dorfe Nanterre, und nach ihrem Tode die mächtige Patronin von Paris geworden ist. Aber der Schlingel von Goldschmied ließ sich durch den heiligen Vergleich nicht beirren. Seine Goldschmiedphantasie brachte es ohne Schwierigkeit fertig, sich die feingemeißelten Formen vorzustellen, die das Mädchen unter einem groben häßlichen Tuch mit schamhafter Sorgfalt versteckt hielt. Und so deutlich sah seine Phantasie die süßen Früchte, daß dem Armen, der doch nicht daran rühren durfte, das Wasser im Mund zusammenlief. So sehr schnürte es ihm das

Herz in der Brust, daß er fast kein Wort hervorbringen konnte.

„Du hast eine schöne Kuh," sagte er in seiner Verlegenheit.

„Möchtet Ihr vielleicht ein wenig Milch haben?" antwortete sie. „Es ist selten so heiß im Monat Mai wie dieses Jahr, und Ihr habt einen weiten Weg nach der Stadt."

In der Tat, die Sonne brannte nur so vom blauen wolkenlosen Himmel, und alles strahlte von Jugend in ihrem goldigen Licht, das Laub, die Luft, die Jungfrauen, sogar der Goldschmied; alles blühte und duftete. Das kindliche Anerbieten des armen Mädchens, mit einer ganz eignen Anmut ausgesprochen und von einer unvergleichlich rührenden Gebärde begleitet, bewegte erst recht das Herz des Goldschmieds, nicht anders, als wenn ihm in der Gestalt der leibeigenen Kreatur eine leibhaftige Prinzessin begegnet wäre.

„Ach nein, mein Liebchen, ich habe keinen Durst nach Milch, aber nach dir, und wenn ich mir getrauen dürfte ..."

„Nein, nein, das ist nicht möglich, ich müßte sterben, denn ich bin Eigentum der Abtei. In diesem Stand leben wir seit alter Zeit und immer so fort von Vater zu Sohn, von Mutter zu Tochter und wie meine armen Vorfahren, sollen auch meine Kinder in diesem Stande bleiben, daß der Abt seine Hand nicht von uns abziehe.

„Wie," sprach der Touraner, „deine schönen Augen haben keinen vermocht, dich frei zu kaufen, wie ich mich frei gekauft habe vom König?"

„Ach, das wäre viel zu teuer," sagte sie. Wohl gefalle ich vielen auf den ersten Blick, aber dann gehen sie wieder ihrer Wege."

„Und hast du noch nicht daran gedacht, zu Pferd mit einem Geliebten aus dem Gebiet der Abtei zu entfliehen?“

„Oh ja, edler Herr, aber wenn ich auch eine Prinzessin wäre, würde ich nicht dem Galgen entrinnen und ein so großer Herr mein Geliebter sein möchte, er würde seine Güter und alles verlieren. So viel bin ich doch nicht wert. Der Herr Abt hat lange Arme, da wären meine Füße nicht schnell genug. Also lebe ich denn in der Unterwerfung unter den Willen Gottes, der mich an diesen Ort gepflanzt hat und nicht anders wohin.“

„Und was treibt Euer Vater?“

„Er besorgt die Weinberge und Gärten der Abtei.“

„Und Eure Mutter?“

„Sie wäscht im Kloster.“

„Du hast mir noch nicht deinen Namen gesagt.“

„Ich habe keinen Namen, edler Herr. Mein Vater ist in der Taufe Estienne genannt worden, meine Mutter heißen sie auch nicht anders als die Estienne. Und mich nennen sie Tinette, Euch zu dienen.“

„Mein Liebchen,“ sprach der Goldschmied, „noch nie hat mir ein Mädchen so gefallen, wie du mir gefällst, und trotz deiner Armut vermute ich unermeßliche Reichtümer bei dir. Und nun hat dich der liebe Gott mir gerade vor die Augen gestellt, wo ich in meinem Herzen beschloß, mir eine Frau zu nehmen; ich sehe darin einen Wink des Himmels, und wenn ich dir nicht mißfalle, so will ich dein Freund und dein Beschützer sein.“

Das Mädchen schlug von neuem die Augen nieder. Der Goldschmied hatte seine Rede in einem so ernsten und aufrichtigen Ton vorgetragen, daß es dem armen Ding Mühe kostete, seine Tränen zurückzuhalten.

„Nein, edler Herr,“ antwortete sie. „Das wäre mein und Euer Unglück, und wie soll das alles ein armes leibeigenes Mädchen verantworten.“

„Oho,“ rief Meister Anshelm, „ich sehe wohl, mein Kind, du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast.“ Der Touraner bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und sprach: „Vor dem großen heiligen Eligius, dem Patron und Beschützer der Goldschmiede, tue ich hier feierlich das Gelübde: Ich will von vergoldetem Silber zwei Gehäuse machen, so reich mit Verzierungen geschmückt, als es mir nur möglich ist, das eine für eine Statue Unsrer Lieben Frau, zum ewigen Dank für die Freiheit meines Gemahls, das andre für den genannten Patron und Schutzheiligen, daß er mir seine Unterstützung verleihe in meinem Unternehmen, nämlich in der Freimachung der hier gegenwärtigen leibeigenen Tinette. Ich schwöre außerdem bei meinem eignen Heil, dieses Ziel mit Mut und Ausdauer zu verfolgen, mein ganzes Vermögen drauf zu wenden und nicht davon abzustehen, es sei denn, daß der Tod selber mich abruft. Des ruf' ich Gott zum Zeugen an. Hast du mich verstanden, Liebchen?“ sprach er, indem er sich gegen das Mädchen wandte.

„Ach, edler Herr,“ rief sie weinend, seht Ihr meine Kuh, sie ist mir ausgerissen. Ich will Euch lieben mein Leben lang, aber nehmt Euer Gelübde zurück.“

„Komm, fangen wir die Kuh,“ erwiderte der Goldschmied, indem er das Mädchen aufhob, das sich vor ihm auf die Knie geworfen hatte, aber ohne sie zu küssen, was sie doch wahrscheinlich nicht übel genommen hätte.

„Ihr habt recht,“ sagte sie, „wenn die Kuh davonläuft, werde ich geschlagen.“

Und eiligst lief der Goldschmied hinter der verfluchten Kuh her, die sich bei den Liebesgesprächen offenbar gelangweilt hatte; aber bald wurde sie an den Hörnern gefaßt, und nicht viel fehlte, daß der Touraner sie wie einen Ball in die Luft warf, aus lauter Freude und Jubel.

„Und nun behüt dich Gott, meine Freundin. Wenn du in die Stadt kommst, besuche mich in meiner Wohnung, nahe bei der Kirche Sankt Leuen, ich heiße Meister Anshelm und bin Goldschmied unsres gnädigen Herrn, des Königs von Frankreich, wie einst der heilige Eligius. Versprich mir vor allem, den nächsten Sonntag wieder hier zu sein, du darfst das nicht versäumen und wenn es Hellebarden hageln sollte.“

„Oh Herr, für Euch würde ich über Gräben und Hecken springen; um Euch zu gefallen, möchte ich ohne Fehl sein, und lieber wollte ich auf mein zukünftiges Glück verzichten, als daß Ihr die geringste Reue und Sorge haben solltet. Unterdessen will ich täglich für Euch beten aus all meinen Kräften.“

Unbeweglich stand sie da, anzusehen wie ein gemaltes Heiligenbild, und schaute unverwandt dem Meister nach, der sich langsamen Schrittes entfernte, indem er sich von Zeit zu Zeit gegen sie umwandte und ihr freundlich zuwinkte. Auch als der Meister ihr längst aus den Augen war, stand sie immer noch so, ganz verloren in Gedanken, bis die Nacht hereinbrach, und es war ihr, als ob sie das alles nur geträumt hätte. So geschah es, daß sie viel zu spät nach Hause kam. Wegen dieser Verspätung wurde sie gescholten und geschlagen, aber sie spürte die Schläge nicht.

Der gute Meister verlor Hunger und Durst, er schloß seine Bude und dachte an nichts als an das Mädchen.

Wo er stand nnd ging, hörte und sah er nichts andres. Am dritten Tage machte er sich auf nach der Abtei, um mit dem Abt zu sprechen. Es war ihm ein wenig schwer ums Herz. Da hatte er den Einfall, er wolle sich unter den Schutz des Königs stellen, und also richtete er seine Schritte nach der königlichen Hofhaltung, die sich gerade in der Stadt befand. Wegen seines klugen Betragens war er von jedermann geachtet und war hochgeschätzt und beliebt um seiner köstlichen Arbeiten willen; auch fügte es sein Geschick, daß er noch jüngst dem Kämmerer des Königs für seine Dame eine äußerst zierliche Büchse oder Schatulle von Gold und edlem Gestein gemacht hatte, davon der Kämmerer und seine Freundin in höchstes Entzücken geraten waren. Versprach demnach dieser hohe Beamte des Königs dem Goldschmied ungesäumt Hilfe und Beistand. Er ließ sofort sein Pferd satteln, auch eines für den Goldschmied, ein recht frommes und zahmes, und also hoch zu Roß kamen sie zur Abtei des heiligen German und fragten nach dem Abt. Das war Herr Hugo von Sennecterre, ein Greis von dreiundneunzig Jahren. Ihn bat der Kämmerer, daß er ihm die Erfüllung eines Wunsches zusage, der leicht zu gewähren sei und womit ihm eine große Gnade geschehe. Der Goldschmied aber wagte unterdessen nicht zu atmen vor Erwartung und Bangigkeit. Jedoch der Abt schüttelte den Kopf und antwortete ernst, daß ihm durch die kanonischen Gesetze aufs strengste verboten sei, etwas im voraus zu versprechen, wovon er nicht wüßte, was es sei.

„Wisset also, ehrwürdiger Vater," sprach der Kämmerer, „daß dieser Meister, Goldschmied unsres gnädigen Herrn, des Königs, eine große Liebe zu einem leibeigenen Mädchen gefaßt hat und ich gekommen bin, Euch zu bitten, die

Freilassung dieses Mädchens zu gewähren, wogegen ich meinerseits Euch jeden Wunsch, soweit es in meiner Gewalt steht, zu erfüllen willens und bereit bin."

„Wer ist das Mädchen," fragte der Abt die beiden.

„Sie heißt Tinette mit Namen," sprach schüchtern der Goldschmied.

„Oho," rief der Abt lächelnd, „so hat also kein schlechter Gründling in den Köder gebissen. Der Fall ist ernst, ich kann ihn nicht allein entscheiden."

Aber der Kämmerer runzelte die Stirne:

„Was eine solche Rede heißen will, ehrwürdiger Vater, können wir uns wohl denken."

„Gut," erwiderte der Abt, „aber wißt Ihr auch, mein Herr, was das Mädchen wert ist?"

Der Abt gab Befehl, daß man Tinette herbeirufe. Er sagte dem Schreiber, daß man sie zuvor aufs beste kleide und ihr Mut einrede, so gut man vermöge.

Der Kämmerer aber zog den Goldschmied auf die Seite.

„Freund," sprach er, „ich fürchte Gefahr für Eure Liebe. Ja, ich rate Euch, den phantastischen Plan ganz aufzugeben. Warum auch nur, Ihr könnt überall, sogar bei Hofe, junge und hübsche Frauen genug finden, die Euch gern heiraten, und wenn es nötig ist, wird Euch der König zu diesem Zweck einen Adelsbrief nicht verweigern, kraft dessen Ihr mit der Zeit zu Glanz und Ehren kommen möget. Wenn Ihr nur eine genügend große Truhe voll harter Taler habt, kann es Euch nicht fehlen."

„Daran ist nicht zu denken, Herr," antwortete Anshelm. „Ich habe ein Gelübde getan."

„Gut denn, so kauft die Freilassung des Mädchens. Ich kenne die Mönche. Für Geld ist alles bei ihnen zu haben."

„Hochwürdiger Herr," sprach der Goldschmied, indem er sich dem Abt näherte, „Ihr habt Amt und Auftrag, auf Erden Gottes Güte und Barmherzigkeit vorzustellen, die für uns arme Menschen ein Hort unerschöpflicher Gnade sind. Ich will mein Leben lang jeden Abend und jeden Morgen Euch in mein Gebet einschließen und niemals vergessen, daß ich all mein irdisches Glück aus Eurer Hand empfangen habe, wenn Ihr mir behilflich sein wollt, daß ich dieses Mädchen in rechtmäßiger Ehe heiraten kann, ohne daß Ihr Anspruch erhebt auf die Dienstbarkeit der Kinder, die daraus entspringen. Zum Danke dafür will ich Euch eine Monstranz machen, so sorgfältig gearbeitet, so reich an Gold und Edelgestein, geziert mit geflügelten Engeln und andern heiligen Figuren, daß es in der ganzen Christenheit keine schönere geben soll. Ganz einzig in ihrer Art soll sie sein, daß sich Euer Auge erfreut, wenn Ihr sie anseht; sie soll ein ewiger Ruhm sein für Euren Altar, und aus der Stadt und von weither sollen die Menschen zusammenströmen, um sie zu sehen: ein solches Wunder der Kunst soll sie sein."

„Mein Sohn," antwortete der Abt, „Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Wenn Ihr entschlossen seid, dieses Mädchen in rechtlicher Ehe zu heiraten, so seid Ihr damit auf ewige Zeit der Abtei verfallen, Ihr mit all Euren Gütern und Nachkommen."

„Oh, hochwürdiger Herr, ich bin dem Mädchen in aufrichtiger Liebe zugetan und bin mehr gerührt von seiner Armut und seinem christlichen Herzen als von seinen körperlichen Vorzügen; aber — dem Armen traten die Tränen in die Augen — noch größer als meine Liebe ist mein Erstaunen über Eure Härte. Das sage ich Euch, obwohl ich weiß, daß mein Schicksal in Euren Händen liegt. Ja,

ehrwürdiger Herr, ich kenne das Gesetz. Meine Güter können in Eure Gewalt kommen, ich kann Euer Leibeigener werden, ich kann mein Haus und mein Bürgerrecht verlieren, aber was ich durch meine Mühen und Studien gewonnen habe, meine Kunst, die hier liegt — er deutete dabei auf seine Stirn —, an sie kann, außer Gott und mir selber, niemand in der Welt ein Herrschaftsrecht beanspruchen, und die reichen Schöpfungen, die daraus hervorgehen, Ihr könnt sie mit Eurer ganzen Abtei nicht bezahlen. Mein Leib, mein Weib, meine Kinder können Euch verfallen, aber kein Gesetz der Welt kann Euch meine Kunst zusprechen, durch keine Tortur der Welt könnt Ihr in deren Besitz kommen, denn ich bin stärker als das Eisen hart und geduldiger als der Schmerz groß ist."

Als der Goldschmied so gesprochen hatte, ergriff ihn eine ungeheure Wut über die kühle Ruhe des Abts, der entschlossen schien, die Dukaten des guten Meisters seinem Kloster nicht entgehen zu lassen; er schlug mit seiner Faust auf einen eichenen Stuhl, der vor ihm stand, und zersplitterte ihn, wie wenn der große Schmiedehammer auf ihn niedergesaust wäre, in tausend Stücke. „Seht, ehrwürdiger Herr," sprach er, „was Ihr für einen Knecht gewinnen werdet. Aus einem Schöpfer göttlich schöner Dinge ein Lasttier zu machen, das ist alles, was Ihr könnt."

„Mein Sohn," antwortete der Abt, „Ihr tut sehr unrecht, mir meine Stühle zu zerbrechen, und unrecht tut Ihr auch, meine Seele so obenhin zu beurteilen. Dieses Mädchen ist Eigentum der Abtei, nicht mein persönliches Eigentum; ich aber bin von diesem glorreichen Kloster aufgestellt, ein getreuer Verwalter und Anwalt seiner Satzungen und Gerechtsame zu sein. Wenn ich nun auch

diesem leibeigenen Weibe die Freiheit geben kann freie Kinder zu gebären, so habe ich doch darüber Gott und der Abtei Rechenschaft abzulegen. Wisset darum, daß, seitdem hier ein Altar steht, und seitdem es hier Leibeigene und Mönche gibt, id est, seit undenklichen Zeiten, es niemals erhört worden, daß ein freier Bürger durch Heirat mit einem leibeigenen Mädchen Eigentum der Abtei geworden wäre. Also wird es in hohem Grad erforderlich sein, genau zu handeln wie es Rechtens ist, und das Recht durch den Brauch zu festigen, daß es nicht geschwächt werden und in Verfall geraten, ja auch nicht eines Haaresbreite davon verloren gehen kann, woraus unabsehbare Verwirrung entstehen müßte. Das alles ist für den Staat und die Abtei eine unendlich wichtigere Sache als Eure Monstranzen, so schön sie sein mögen, denn um Juwelen und Kostbarkeiten zu kaufen, besitzen wir einen genügenden Schatz; aber kein Schatz der Welt ist imstande, Bräuche und Gerechtsame gültig aufzustellen. In diesem Punkt berufe ich mich auf den hier gegenwärtigen Kämmerer des Königs, der täglich Zeuge ist, welche unendliche Mühe und Arbeit unser gnädiger Herr fortwährend auf sich nimmt, daß niemand an seinen Gesetzen und Verordnungen rüttle."

„Aha," sagte der Kämmerer für sich, „damit soll mir der Mund gestopft werden."

Der Goldschmied war kein großer Rechtskundiger, er schwieg nachdenklich. Unterdessen trat Tinette ein, blank gescheuert wie ein zinnerner Teller, die Haare fein aufgesteckt, das weiße linnene Gewand mit einem blauen Gürtel zusammengehalten, die Füße mit weißen Strümpfen und zierlichen Schuhen bekleidet, kurz, so königlich schön, so vornehm in ihrer Haltung, daß der Goldschmied ganz

starr wurde vor Erstaunen und der Kämmerer gestehen mußte, niemals etwas so Schönes gesehen zu haben. Er bedachte, daß dieser Anblick dem armen Goldschmied allzu gefährlich sei. Darum beeilte er sich, den guten Mann ohne Verschub in die Stadt zurückzubringen und redete ihm zu, nicht mehr an die Sache zu denken, da doch der Abt niemals zugeben würde, daß ein so feiner Vogel aus dem Käfig der Abtei entwische, ob mit Hilfe eines Bürgers oder Edelmanns.

Und wirklich tat das Ordenskapitel dem armen Verliebten kund und zu wissen, daß, wenn er das Mädchen heirate, er sich entschließen müsse, Haus und Hof der Abtei zu überlassen und sich mit allen seinen Kindern als Leibeigener des Klosters zu betrachten. Doch solle er, durch eine ganz besondere Gnade des Abts, fernerhin in seinem Hause wohnen dürfen, unter der Bedingung, daß er dafür und für alles, was sich darin befand, dem Kloster Zins zahlte und alljährlich acht Tage eine Gesindestube im Kloster bezöge zum Zeichen und zur Bestätigung seiner Dienstbarkeit.

Da erkannte der Goldschmied, dem alle Welt die bösartige Hartnäckigkeit der Mönche in grellen Farben schilderte, daß der Abt seinen Beschluß aufrecht erhalten werde. Er geriet darüber in einen Zustand heller Verzweiflung. In seiner Desperation wollte er bald das Kloster an allen vier Ecken anzünden, bald hatte er den phantastischen Gedanken, den Abt an einen bequemen Ort zu locken und ihn so lange durchzubläuen, bis er den Freibrief für Tinette unterzeichnen würde; aber immer fand er zwischen dem Gedanken und der Tat einen unüberbrückbaren Abgrund. Zuletzt jedoch faßte er den festen Entschluß, das Mädchen zu entführen und sich mit ihr in

ein Land zu flüchten, wo ihn selbst der lange Arm des Abts nicht erreichen sollte. In diesem Sinn traf er seine Vorbereitungen. Denn er dachte, wenn er nur einmal außerhalb des Königreichs sei, könnten seine Freunde und der König die Mönche leichter zur Vernunft bringen. Der Mann machte aber seine Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne den Abt, denn wie er sich nun auf die Lauer legte nach seinem Schatz, bekam er von Tinette auch nicht ein Haar zu sehen, vielmehr hörte er, daß sie in der Abtei in so strengem Gewahrsam gehalten werde, daß er das Kloster hätte erstürmen müssen, um ihrer habhaft zu werden. Da kannte erst die Verzweiflung des Meisters Anshelm keine Grenzen mehr und er brach bald in lautes Wehklagen, bald in fürchterliche Flüche aus. So kam es, daß in der ganzen Stadt die Hausväter und Hausmütter von nichts anderem mehr sprachen, als von diesem seltsamen Abenteuer, derart, daß das Gerücht sogar vor die Ohren des Königs kam.

Dieser ließ den greisen Abt an seinen Hof entbieten und machte ihm ernsten Vorhalt darüber, daß er sich von einer so großen und außerordentlichen Liebe in seinem harten Sinn nicht erweichen ließ, um an Stelle des unbeugsamen Rechts die christliche Milde und Gnade walten zu lassen.

„Aber wißt Ihr nicht, allergnädigster Herr," antwortete der Priester, „daß alle Rechte so ineinander gefügt und verhäkelt sind wie die einzelnen Teile einer Rüstung, so zwar, daß, wenn man ein Stück herausnimmt, das Ganze allen Halt und alle Festigkeit verlieren muß. Wenn man uns dieses Mädchen nehmen dürfte, gegen unsern Willen und unser Recht, was sollte Eure Untertanen hindern, Euch die Krone vom Kopf zu reißen und gegen Abgaben und

Frondienste sich aufzulehnen, die doch auch das Volk nicht wenig drücken."

Der schlaue Abt wußte nicht nur einem Kämmerer, sondern auch einem König das Maul zu stopfen.

Und da war nun jeder aufs äußerste begierig, was für einen Verlauf die Sache nehmen werde. So groß war die allgemeine Teilnahme, daß sogar Wetten eingegangen wurden. Die Herren wetteten darauf, daß der Touraner seine Liebe aufgeben werde, die Damen das Gegenteil.

Da kam der Goldschmied auf den Gedanken, sich der Königin zu Füßen zu werfen und ihr weinend zu klagen, daß ihm die Mönche nicht einmal den Anblick seiner Geliebten gönnten; er rührte so sehr das Herz der hohen Frau, daß sie ihm versprach, sich ins Mittel zu legen. Und in der Tat erwirkte sie vom Herrn Abt die Erlaubnis, daß der Touraner täglich an das Sprechgitter des Klosters kommen durfte, wo Tinette alsdann erschien, doch immer in Begleitung eines alten Mönchs. Und immer erschien sie in festlichem Anzug, wie eine große Dame. Den beiden Liebenden wurde nichts weiter erlaubt, als sich zu sehen und zu sprechen, und ihre Liebe wuchs darum nur um so mehr.

Eines Tags sprach Tinette also zu ihrem Geliebten: „Mein teurer Herr, ich habe bei mir beschlossen, Euch mein Leben zum Geschenk zu machen, daß Ihr Trauer und Kummer ablegen sollt. Höret mich an, ich habe mich über alles wohl unterrichtet und ich habe ein Mittel gefunden, die Gesetze der Abtei zu umgehen und Euch alles Glück zu geben, das Ihr von meinem Besitz erwartet. Der geistliche Richter hat mir erklärt, daß Ihr, als nicht in der Leibeigenschaft geboren, sondern nur darein verfallen durch eine besondere Ursache, auch wieder davon

frei werden müßt, sobald die Ursache, die Euch in die Dienstbarkeit zwingt, nicht mehr vorhanden ist. Wenn Ihr mich also liebt über alles in der Welt, gebt all Euer Gut daran, mich zu erwerben und besitzet mich zu Eurem Glück; doch bevor ich Euch Nachkommen bringen werde, die der Knechtschaft verfallen würden, will ich mich töten, und mein Tod wird Euch die Freiheit geben. Bei diesem Handel werdet Ihr den König, unsern gnädigen Herrn, der Euch überaus wohl will, wie man sagt, auf Eurer Seite haben, und mir, daran zweifle ich nicht, wird Gott meinen Tod in Gnaden verzeihen, weil ich damit meinem Herrn und Gemahl die Freiheit schenke."

„Meine liebe Tinette," rief der Goldschmied, „darüber kein Wort mehr, ich will leibeigen werden, und du sollst leben und mein Glück und meine Freude sein bis an das Ende meiner Tage. Wenn du bei mir bist, sollen die schwersten Ketten mich nicht drücken, und wenig soll es mich anfechten, daß ich keinen Pfennig mein eigen nenne; denn ein größerer Reichtum als alle Reichtümer der Welt ist dein Herz, und kein höheres Gut wüßte ich auf Erden als deinen süßen Körper. Großes Vertrauen setze ich in den heiligen Eligius, den Schutzheiligen meiner edlen Kunst, er wird uns Kraft und Zuversicht geben in dieser Prüfung. Noch zu dieser Stunde will ich zu einem Schreiber gehen, um Brief und Vertrag aufsetzen zu lassen. Und dessen sei sicher, du Blume meines Lebens, wenn uns der Abt auch nichts läßt, als was ich mit meiner Kunst fortan verdiene, sollst du dennoch besser wohnen, vornehmer gekleidet und aufmerksamer bedient sein als eine Königin, unsre gnädige Herrin nicht ausgenommen."

Tinette lachte und weinte zugleich, sie wehrte sich lebhaft gegen ihr Glück und wollte durchaus sterben, um

einen freien Mann nicht in die Dienstbarkeit zu bringen; aber der gute Anshelm gab ihr so liebe Worte und drohte zuletzt mit seinem eignen Tod, daß Tinette sich endlich fügte und zur Heirat bereit erklärte, weil sie dachte, daß sie sich ja nach dem Glück der Liebe jederzeit töten könne.

Als es in der guten Stadt Paris bekannt wurde, daß der Touraner sich den Forderungen des Abts unterwerfen und lieber auf seine Habe und seine Freiheit als auf seine Geliebte verzichten wolle, wurde er wie ein Mirakel angestaunt, und jedermann wollte das Meerwunder schauen; denn von dieser Sorte war in Paris noch keines je gesehen worden. Die Damen des Hofs kauften mehr Juwelen, als sie tragen konnten. Bis zum Überdruß überliefen ihn die Frauen. Doch keine war an Schönheit seiner Tinette zu vergleichen, keine hatte ihr goldenes Herz.

Indem nun der Tag der Sklaverei und der Liebe immer näher kam, nahm Anshelm all sein Gold und formte eine königliche Krone; darein setzte er alle Perlen und Diamanten, die er besaß. Diese Krone übergab er in einer geheimen Audienz der Königin, indem er also sprach: „Allergnädigste, hohe Frau, hier ist mein bestes Hab und Gut, ich weiß nicht, wem ich es vertrauen soll. Was man morgen noch in meiner Wohnung findet, wird den verdammten Mönchen anheimfallen, die ohne Nachsicht und Barmherzigkeit gegen mich waren. Wollet darum gnädigst geruhen, mir diesen Schatz zu bewahren. Er ist ein schwacher Dank für das Glück, das Ihr mir verschafft habt, die zu sehen, die ich liebe; denn ein einziger Blick von ihr ist mehr wert als alle Schätze der Erde. Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird; aber meine

Kinder, die vielleicht einst frei werden, empfehle ich Eurer Großmut."

„Das habt Ihr wohl gesprochen, Gevatter," antwortete freundlich der König. „Gewiß kommt einmal der Tag, wo der Abt mich nötig haben wird, dann will ich an Euch denken."

Die Abtei konnte kaum die Menschen alle fassen, die herbeiströmten, um der Vermählung der schönen Tinette beizuwohnen. Die Königin hatte ihr das Hochzeitskleid geschenkt, und der König verlieh ihr die ganz besondere Gnade, alle Tage des Jahrs goldene Ohrringe tragen zu dürfen. Als das schöne Paar in dem Hause des Goldschmieds, der an diesem Tag ein Leibeigener wurde, seinen Einzug hielt, waren in den Straßen alle Fenster beleuchtet, und Tausende von Menschen bildeten Reihe, wie wenn man den König selber erwartet hätte. Der arme Ehemann hatte sich selber ein silbernes Armband an seinen linken Arm geschmiedet und trug es als Zeichen seiner Zugehörigkeit und Abhängigkeit von dem Kloster zu Sankt German. Aber wenn es gleich nur ein leibeigener Mann war, rief das Volk „Heil, Heil" wie bei der Verkündigung eines neuen Königs. Und der Gevatter grüßte mit viel Anstand, er war glücklich wie nur ein Verliebter sein kann, und hocherfreut über die Huldigungen, die man der Anmut und Bescheidenheit seiner jungen Frau entgegenbrachte.

Vor seinem Hause fand der gute Touraner einen Kranz von Ähren und Kornblumen über seiner Thür, und die vornehmsten Meister des Stadtviertels waren versammelt; Musik ertönte zu seinem Empfang, und der Zunftmeister rief: „Ihr werdet immer ein edler Mann sein, der Abtei zum Trotz."

Wie die Beiden nun ihr Glück genossen, könnt ihr, verständnisinnige Leser, euch selber ausmalen; ich kann

euch nur sagen, daß sie einen Monat hinlebten, lustig wie zwei Turteltauben, die im Frühling Reis um Reis ihr Nest bauten. Recht wie in einem solchen warmen Nest fühlte sich Tinette in dem schönen Hause, und wenn sie gewahrte, wie sie von den Kunden, die ab und zu gingen, angestaunt und bewundert wurde, da kannte ihr Glück keine Grenzen.

Als nun die Flitterwochen vorüber waren, da kam eines Tags in großem Pomp der gute alte Abt Hugo, ihr Herr und Meister, auf reichgeschmücktem Zelter vor das Haus geritten, das jetzt nicht mehr dem Goldschmied, sondern dem Kloster gehörte. Und also trat er ein, ohne erst um die Erlaubnis nachzusuchen. Er hielt dem überraschten Ehepaar folgende Rede: „Meine Kinder," sagte er, „ihr seid frank und frei und losgesprochen von allem, auch muß ich euch sagen, daß ich vom ersten Anfang an von eurer Liebe zu einander aufs tiefste gerührt war. Die Gesetze und Gerechtsame der Abtei mußte ich wahren und hochhalten, aber nun, da ihr vor dem Altar des Allerhöchsten eure Unterwerfung unter das Gesetz feierlich kund getan, hindert mich nichts mehr, euch ganz glücklich zu machen."

Als der Abt so gesprochen, gab er jedem von beiden einen leisen Backenstreich, sie sanken in die Knie, heiße Freudentränen rannen ihnen über die Wangen und das aus guten Gründen. Dann riß der Touraner das Fenster auf und machte dem Volk, das zusammengeströmt war, die Mitteilung von dem großmütigen Geschenk und der Benediktion des guten Abtes Hugo. Unterdessen schickte dieser sich an, seine Stute wieder zu besteigen, da griff Anshelm nach den Zügeln und schritt neben dem Abte her bis zum Stadttor. Er hatte sich eine Tasche mit Silber-

münzen umgehängt, und auf dem ganzen Wege warf er Geld unter die Armen, indem er ausrief: „Aus Gnade und Barmherzigkeit Gottes! Gott schütze und segne den Abt! Es lebe der gnädige Herr Hugo!“

In sein Haus zurückgekehrt, bewirtete er alle seine Freunde und machte von neuem Hochzeit. Diese dauerte eine ganze Woche. Der Abt aber wurde von seinem Kapitel für seine Gnade und Freigebigkeit nicht wenig ausgescholten, daher noch heut' die sprichwörtliche Redensart besteht „einen abkapiteln“, was soviel heißen will, als einem scharfe Vorwürfe machen. Denn diesen Mönchen war schon das Wasser im Munde zusammengelaufen beim Gedanken an den fetten Bissen aus dem Hause des reichen Goldschmieds. Und als ein Jahr darauf der gute Hugo krank wurde, verfehlte sein Prior nicht, ihm zu Gemüte zu führen, daß dies eine Strafe des Himmels sei dafür, daß er ein untreuer Verwalter war an der Sache Gottes und des Klosters.

„Ich müßte mich in dem Manne sehr irren,“ antwortete der Abt, „wenn er sich nicht daran erinnerte, was er uns schuldig ist.“

Das war aber gerade der Jahrestag der Hochzeit, und ein Mönch, der in die Zelle trat, meldete, draußen sei der Goldschmied und bitte um eine Unterredung mit dem Abt. Bald darauf erschien Meister Anshelm in dem Gemach und enthüllte vor den Augen des Abts zwei wunderbare Gebetsrahmen, wie sie von keinem Meister der Christenheit je schöner gemacht worden sind und die nachher berühmt wurden unter dem Namen der „Stiftung einer ausdauernden Liebe“. Wie jedermann weiß, wurden diese Meisterwerke auf dem Hauptaltar der Kirche von Sankt German aufgestellt. Sie gelten noch heut' für

Arbeiten von ganz unschätzbarem Wert. Der Goldschmied hatte sein ganzes Vermögen dafür ausgegeben. Dennoch verringerte er durch dieses Geschenk seine Wohlhabenheit nicht; diese wuchs vielmehr von Jahr zu Jahr wie der Ruhm seiner Kunst, und der fromme Goldschmied konnte sich nicht nur ein Adelsdiplom kaufen, sondern auch die Ländereien, die dazu gehören. Er wurde der Stammvater derer von Anshelm oder Anseau, die durch viele Jahrhunderte in hoher Blüte standen.

Daraus können wir lernen, daß wir in unsern Unternehmungen auf Gott und seine Heiligen vertrauen und treu ausharren sollen in allen Dingen, die wir als gut erkannt haben; außerdem: daß wahre Liebe alles überwindet, als welches zwar ein uralter Satz ist, aber, wie jede nützliche Wahrheit, nicht oft genug wiederholt werden kann.

Von einem Justizerich, der kein Gedächtnis hatte für das „Ding an sich".

Zur Zeit als unser Herr und König in der guten Stadt Tours seinen Hof hielt und auf einmal das lustige Leben verließ, um sein Königreich zu erobern, das er auch in der Tat eroberte, gab es in dieser Stadt einen Polizeimeister, der im Auftrag des Königs für die gute Ordnung sorgte und den man darum den Profoß des Königs nannte. Das ist der Ursprung dieses Amts, welches unter dem glorreichen Sohn des genannten Königs zu einer traurigen Berühmtheit gelangt ist durch die Taten des edlen Herrn von Merrées, genannt Tristan, der fast gar zu wenig Spaß verstand und der, wiewohl er bei Gott wenig lustig war, in diesen lustigen Geschichten wiederholt vorgekommen ist. Dies sage ich jenen Freunden und Bücherwürmern, die immer mit ihrer Nase in alten Scharteken stecken und im Staub modriger Aktenstöße und stinkender Registraturen wühlen, um ihnen zu zeigen, daß mehr Gelehrsamkeit in meinen Geschichten steckt als es den Anschein hat. Kommen wir zur Sache. Ich habe von dem ersten königlichen Profossen gesprochen. Er wurde gemeinhin Schabe oder Schaber genannt, wovon abgeschabt, schäbig, Schabernack und andres abgeleitet wird; andre nannten ihn auch Schamer oder Schamel,

was mit Scham zusammenhängt und wovon Schähmel und schämig herkommt mit derselben Etymologie wie das norddeutsche Dähmel, dämig und dähmlich; wieder andre, wie die Sueben, hießen ihn Schamle oder Schelmle, und davon kann nichts Rares abgeleitet werden; von noch andern, wie von denen des biejuvarischen Dialekts wurde er Schamperl, Schlamperl oder Schlampamperl genannt, was wohl mit schlammen, schlemmen, schlampen, schlampampen, mit Schlammbeißer, Schleimsieder, aber nicht mit Schlampaninger zusammenhängt. Die Leute der guten Stadt Bourges nannten ihn kurzweg Lampel und das ist nach und nach der Name der Familie geworden, die so fruchtbar war und sich fortgepflanzt hat wie das Geschlecht der Lampe oder Kaninchen, so daß man die Lampelmänner oder Hampelmänner jetzt überall antreffen kann. Und also sei er Lampel genannt auch in dieser Geschichte. Ich habe aber diese gelehrten Etymologien darum hier angebracht, einmal, um auch mein Scherflein zu der beliebten neueren Sprachwissenschaft beizutragen, und dann, um euch einen Wink zu geben, wie die Bürger und andre zu ihren schönen Namen gekommen sind. Doch genug jetzt der Wissenschaft. Der genannte Profoß, der so viele Namen hatte als es Provinzen gab, wo der König Hof hielt, war nach seiner wahren Natur ein rechter Embryo von einem Mensch, den seine Mutter ein wenig allzu nachlässig ausgebrütet hatte. Wenn er zum Beispiel zu lachen meinte, verzog sich bei ihm derart das Maul, wie man es bei einer Kuh sehen kann, die sich anschickt, das Wasser zu lassen. Sein Lachen war am Hof sprichwörtlich geworden, man nannte es ein profoßliches Lachen. Als das Wort eines Tags dem König zu Ohren kam, sagte er scherzend: „Ihr irrt, meine

Herren, Lampel lacht überhaupt nicht, es fehlt ihm nur das Leder an der Unterlippe." Aber trotz seines Lachens, das kein Lachen war, hatte Lampel alle Eigenschaften, die man von einem Polizeimenschen verlangen kann, der ebensoviel Eifer haben muß, das Unkraut auszujäten, als der Teufel Eifer hat, es zu säen. Man kann also nicht sagen, daß er das königliche Kostgeld nicht verdiente. All sein Witz bestand darin, daß er ein wenig Hahnrei war; all seine Ausschweifung, daß er in die Vesper ging; all seine Weisheit, daß er Gott gehorchte, wenn er konnte; all seine Freude, daß er eine Frau im Hause hatte und all seine Ablenkung von dieser Freude darin, einen Menschen aufzustöbern, den er hängen könnte, wenn ein Gehängter von ihm verlangt wurde, und wonach er, da er geschickt war, nie lange zu suchen brauchte. Während er jedoch schlief, kümmerte er sich den Teufel um die Spitzbuben. Kurz, ich zweifle, daß ihr in der ganzen justifizierten Christenheit einen vollkommeneren Profossen finden könntet. Alle hängen entweder zu viel oder zu wenig, während dieser gerade so viel hängte, als eben ein Profoß hängen muß, um noch Profoß zu sein. Dieser Lampel von Justizrat, oder Justizrat von Lampel, hatte zur rechtmäßigen Ehefrau eine der schönsten Bürgerstöchter von Tours, worüber nicht nur alle Welt, sondern auch er selber sich nicht genug verwundern konnte. Jeden Tag, wenn er sein Haus verließ, um seinem hängerlichen oder henkerlichen Amte obzuliegen, legte er im geheimen seines Herzens dem lieben Gott die Frage vor, die manch andrer ihm auch schon vorgelegt hatte, nämlich: warum gerade er, der Justizrat Lampel, der königliche Profoß und Hängemeister, ein so geleckטes und geschlecktes Weibchen für sich habe, ein so leckeres und schleckeres

Weibchen, daß ein Esel vor Behagen wieherte, wenn sie vorüberging. Der liebe Gott antwortete ihm nichts auf seine Frage, er wird wohl seine Gründe dafür gehabt haben. Statt seiner antworteten um so eifriger die bösen Zungen der Stadt. Die einen behaupteten, es habe dem guten Weiblein nur eine Spanne an ihrer Jungfrauschaft gefehlt, als der Justizerich sie zur Frau genommen. Andre behaupten, daß er sie nicht für sich allein habe. Wieder andre, die Schälke, hatten das Sprichwort zur Hand, daß ein Schwein auch einmal eine Perle und ein Esel einen hübschen Stall findet. Also hatte jeder seine Hohnrede, und wer sich die Mühe gemacht hätte, sie aufzulesen, würde keinen kleinen Sack voll zusammenbekommen haben. Man mußte aber fast vier Viertel davon abziehen, denn die Campeline war eine durchaus tugendhafte Bürgerin, die aus Pflicht ihren Mann und aus Liebe nur einen einzigen andern liebte. Und nun geht doch einmal und sucht mir durch die ganze Stadt ein Weibsen, das sich eine solche Beschränkung auferlegte. Einen Kreuzer gebe ich euch oder einen Schneuzer, wie ihr wollt, wenn ihr mir eine findet. Ihr werdet wohl etwelche antreffen, die weder einen Mann noch einen Geliebten haben. Andre haben einen Geliebten, aber keinen Mann. Gewisse Vogelscheuchen haben wohl einen Mann aber keinen Geliebten. Aber wahrlich, um eine Frau anzutreffen, die einen Mann und nur einen einzigen Geliebten hat und die, wenn sie einmal A gesagt hat, nicht auch B, C sagt und sich so weiter ins Alphabet hineinbuchstabiert, da könnt ihr weit gehen; denn so etwas ist ein wahres Wunder, begreift ihr das, ihr Schwachköpfe, ihr Gelbschnäbel, ihr Hanswürste? Also schreibt euch, wenn ihr eurem Gedächtnis nicht traut, die Campeline in euren Kalender ein

und geht eures Wegs. Ich kehre auf den meinigen zurück.

Die gute Lampeline gehörte keineswegs zu denen, die immer unterwegs sein müssen, gehörte nicht zu jenen flatterhaften, schnatterhaften und gevatterhaften Wesen, nicht zu jenen weiblichen Sausewinden und Brausewinden, die mit lautem Getue hinter jeder Narrheit und Verrücktheit her sind und jeder Windbeutelei nachjagen, als wenn es die Quintessenz des Lebens wäre. Sie war im Gegenteil eine gute und vernünftige Hausfrau, immer an ihrem Platz, in Küche, Stube oder Bett, immer bereit wie ein Leuchter, bereit für den Geliebten, während der Profoß hängte, und bereit für den Profossen, nachdem der Geliebte weggegangen war. Dieses kluge Weibchen vermied es, vor den andern ein Rad zu schlagen, daß sie kollerten. Sie wußte die schöne Zeit ihrer Jugend nützlicher zu verwenden.

Ihr kennt nun also den Profoß und die Profossin. Was aber den Adjunkten des Meister Lampel betrifft, nicht den Adjunkten seiner hängerlichen oder henkerlichen, sondern ehelichen Obliegenheiten, als welche ein einzelner Mann ohne Adjunkt unmöglich versehen kann, so war dies ein großer Grundherr der Provinz, den der König haßte; merket dies wohl, denn es ist ein wichtiger Punkt in der Geschichte. Und nun gebt acht, nun rede ich euch vom königlichen Feldzeugmeister. Der war ein Schotte und wilder Gesell. Er sah einmal aus Zufall die Lampeline, und sie sehen und sie haben wollen war eins. Sie haben zu wollen, nicht gerade für immer, aber so einmal für die Zeit, um einen Rosenkranz zu beten, und das war doch gewiß ein christliches Begehren oder ein begehrliches Christentum, wie ihr wollt. Er beabsich=

tigte freilich nicht gerade einen Rosenkranz mit ihr zu beten; was er vielmehr suchte, war eine gründliche Unterredung mit ihr über das weibliche Ding an sich der Philosophie oder über die weibliche Philosophie des Dings an sich. Aber die Profossin, die, wie oben bemerkt, eine gesetzte und gesittete Hausfrau war, hatte an ihrer eignen Philosophie gerade genug und war nicht im geringsten neugierig auf die des Herrn Feldzeugmeisters. Dieser aber, der bald erkannte, daß all sein Geplänkel mit dem schönen Luder zu nichts führte und auch den Grund davon erriet, wettete seine große Roquedulle, daß er dem Geliebten der Profossin seinen Degen in den Leib rennen wolle, ungeachtet seiner Macht und seines Reichtums. Doch schwur er nichts in Sachen der Frau, womit er sich als guter Franzose auswies; denn man kennt Leute, rüde Gesellen, die bei solcher Gelegenheit alles kurz und klein schlagen und von drei Personen am liebsten vier umbringen möchten. Wettete also der Herr Feldzeugmeister vor dem König und der Dame von Sorel, die vor dem Abendessen ein Spielchen zusammen machten, seine große schwarze Roquedulle, daß er seinen Nebenbuhler umbringen werde, was sich ihm auch in den Weg stelle, dessen der Herr König sehr zufrieden war, der sich auf diese Weise eines verhaßten Menschen entledigte, ohne daß es ihm ein Paternoster kostete.

„Und wie gedenkt Ihr die Sache auszuführen?" sprach mit schelmischer Miene die schöne Agnes von Sorel.

„Ihr setzt hoffentlich keinen Zweifel in meine Wette, schöne Frau, denn Ihr werdet mir glauben, daß ich meine große schwarze Roquedulle nicht verlieren will . . ."

Was war aber das, diese große schwarze „Roquedulle"? Oder vielmehr, was hat man in jener Zeit darunter ver-

standen? Wahrlich ein dunkles und schwieriges Problem. Und ihr könntet euch in alten Schmökern und Scharteken die Augen aus dem Kopf lesen und es doch nicht lösen. Jedenfalls war es eine hochwichtige Sache. Nun, setzen wir einmal die Brille auf die Nase und suchen wir. „Dulle“ bedeutet im Kleinbritannischen ein Mädchen, und „Roque“, vom küchenlateinischen Roquus abgeleitet, bedeutet so viel als ein Schwanzhaar. Davon kommt das französische Wort „cocquin,“ was auf deutsch so viel heißt als ein „Spitzbub“ oder „Lumpensäckel“, nämlich ein Kerl, der voll ist von Spitzbubereien, Lumpereien und Nichtsnutzereien, auch so viel wie „Luder“ oder „Galgenstrick“, worunter man einen verstehen mag, der nichts anderes tut als fressen, saufen, würfeln, huren, und in den Zwischenpausen nichts andres als huren, würfeln, saufen, fressen, dabei immer lumpiger und lausiger wird, bis er zuletzt stiehlt und sogar bettelt, am Ende aber mit Fräulein Hänfin Hochzeit macht. Aus all dem geht einigermaßen hervor und wird auch sonst von Gelehrten bestätigt, daß die große „Roquedulle“ ein unentbehrliches Werkzeug war, das ein Mann nicht verlieren und die Weibsen nicht vermissen möchten.

„Wie ich also die Sache auszuführen gedenke, schöne Frau?“ nahm von neuem Lord Richmond, der Feldzeugmeister, das Wort. „Ich werde diesem Justizerich sagen, ein wenig im Dienste des Königs auf den Dörfern umherzustreifen, wo einige Bauern im Verdacht stehen, den Engländern allerlei Spiondienste zu leisten. Werden dann meine Taube und mein Täuberich sich um so sicherer glauben und über ihrem Geschnäbel nicht nur den Profossen, sondern Gott und den König selber vergessen. Im Namen des Königs schicke ich darauf den Profossen an den

Ort, wo er die beiden zusammen finden und nicht versäumen wird, unsern Freund zu töten, der den Anspruch erhebt, den guten Kapuziner für sich allein zu haben."

„Den Kapuziner," fragte Frau Agnes, „was ist das?"

„Ratet," antwortete der König lächelnd.

„Kommen wir zu Tisch, meine Herren," erwiderte die Dame Sorel, „ihr seid mir zu boshaft. Ihr beschimpft in einem Zug die Bürgerlichen und die Klösterlichen."

Schon lange hatte sich die Campeline darauf gefreut, einmal in den Palast ihres Kavaliers zu kommen, wo sie sich eine lustigere Nacht versprach als zu Hause, und wo man sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, vor Angst, die Nachbarn aufzuwecken, während sie in der Wohnung ihres Manns das leiseste Geräusch vermeiden und sich mit kleinen flüchtigen und oberflächlichen Näschereien begnügen mußte. Sie wünschte sich einmal etwas andres als die schüchternen, nüchternen, verstohlenen Tänzchen unter Hangen und Bangen, unter Zittern und Zagen. Sie wollte auch einmal den Galopp und Kehraus der Liebe tanzen. So ein rechter Schuhplattler wäre einmal nach ihrem Herzen gewesen. War also kaum ihr Mann auf die bewußte Spionenjagd ausgezogen, so sah man auch schon ihr Zöfchen unterwegs nach dem Palast des Grafen, um die glückliche Abwesenheit des Profossen zu vermelden, damit er die nötigen Vorbereitungen treffe, seine Geliebte für den Abend zu empfangen.

Unterdessen spionierten auch die Pagen des Feldzeugmeisters um den Palast und konnten bald ihrem Herrn melden, daß sich alles nach seinem Wunsche füge. Dieser rieb sich schon die Hände vor Vergnügen und schickte sofort einen reitenden Kurier zu dem Profossen mit dem Befehl

des Königs, unverzüglich in die Stadt zurückzukommen, um im Palast des genannten Herrn Grafen einen englischen Lord aufzuheben, der im Verdacht stehe, ein Komplott wider den König zu spinnen. Bevor er sich an Ort und Stelle begab, sollte der Profoß vor dem König erscheinen, um mit ihm die nötigen Vorsichtsmaßregeln in dieser heiklen Sache zu beraten. Der gute Lampel war stolz wie ein König in dem Gedanken, mit dem König sprechen zu dürfen. Er machte sich in höchster Eile auf den Weg. Fast so eilig hatte er es wie seine Frau, um in die Arme ihres Geliebten zu fallen. Diese beiden eiligen Reisen vollzogen sich zu derselben Zeit.

„Ich sagte eben zu Ihrer Majestät," sprach der Feldzeugmeister zu dem eintretenden Profossen, „daß innerhalb des Königreichs jedermann das Recht hat, seine Frau und ihren Geliebten zu töten, wenn er sie auf frischer Tat ertappt; aber unser königlicher Herr, der die Gnade in Person ist, hat mir erwidert, daß es nur erlaubt sei, den Kavalier zu töten. Was würdet denn Ihr tun, mein guter Profoß, wenn Ihr einem Edelmann begegnetet, lustwandelnd in dem Gärtlein, dessen Blumen zu begießen und zu pflegen nach menschlichem und göttlichem Recht nur Euch allein zusteht?"

„Bei Gott," sprach der Profoß, „ich würde alles umbringen, ich würde alles zusammenschlagen, den Garten und die Blumen, die Frau und den Ritter."

„Ihr tätet unrecht," antwortete ihm der König. „So zu handeln ist wider die Gesetze der Kirche wie die des Königreichs. Denn Ihr würdet damit das unschuldige Ungeborene ohne Taufe in die Vorhölle schicken."

„Majestät, ich bewundre die Tiefe Eurer Weisheit. Und wohl sehe ich nun, daß Ihr der Hort seid aller

Gerechtigkeit. Wir können also nur den Kavalier umbringen."

„Amen," sprach der Feldzeugmeister. „Tötet den Reiter, für den weißen Zelter wäre es schade. Aber nun begebt Euch unverweilt nach dem Schloß des Grafen und habt wohl acht, daß man Euch keinen Bären aufbinde, laßt Euch nicht einschüchtern, verliert aber auch keinen Augenblick die Rücksicht aus dem Auge, die sein Stand und Reichtum erheischen."

Und der Profoß, nicht zweifelnd, zum Kanzler von Frankreich erhoben zu werden, wenn er seinen Auftrag geschickt ausführte, eilt nach dem gräflichen Palast, besetzt alle Türen und Ausgänge mit seinen Bütteln und Sergeanten, verlangt Einlaß im Namen des Königs, läßt die Dienerschaft verhaften, die er nach dem Aufenthalt ihres Herrn befragt, und klopft endlich an die Türe des Gemachs, wo der Graf und sein Schätzchen — kein Vaterunser mit einander beteten.

„Öffnet," ruft er, „im Namen des Königs, unsres Herrn."

Die Campeline erkannte die Stimme ihres Manns und mußte bei sich lächeln, indem sie dachte, daß sie dazu nicht den Befehl des Königs abgewartet hatte. Aber nach dem Lachen befiel sie Angst und Schrecken. Der Graf aber hüllt sich in seinen Mantel und nähert sich der Türe. Da er nicht sicher ist, worum es sich handelt, ruft er hinaus, daß er ein Freund Seiner Majestät sei, zu dessen Haus und Dienst er gehöre.

„Ganz gleich," ruft der Profoß, „ich habe ausdrücklichen königlichen Befehl, daß Ihr mir augenblicklich öffnet, wenn Ihr nicht für einen Rebellen gehalten sein wollt."

Blieb dem Grafen nichts andres übrig, als die Tür aufzuschließen:

„Was sucht Ihr hier?“

„Einen Feind des Königs, unsres Herrn, und wir befehlen Euch, ihn uns auszuliefern oder in Gefangenschaft mit ihm uns auf das Schloß zu folgen.“

„Oho,“ dachte der gute Graf, „daran erkenne ich den verfluchten Schotten, der mir einen Streich spielen will, weil sich meine Geliebte ihm versagt hat. Nun heißt es, sich mit List aus der Schlinge ziehen.“ Und er entschloß sich heimlich zu einem äußersten Wagnis.

„Mein Freund,“ sagte er zu dem guten Lampel, „ich bin überzeugt, daß Ihr ein Kavalier seid, so sehr es nur ein Profoß in seinem Amt sein kann. Ich darf Euch ein Geheimnis anvertrauen. Wisset also, daß ich da drin die schönste Dame des Hofs bei mir habe. Was aber die Engländer betrifft, von dieser Fleischsorte habe ich nicht so viel in meinem ganzen Palast, um dem Herrn Mylord Richmond, von dem Ihr geschickt seid, ein Frühstück davon zu machen. Die ganze Angelegenheit (um Euch nichts zu verschweigen) beruht auf einer Wette zwischen mir und dem Herrn Feldzeugmeister, von dessen Partie auch der König ist. Die beiden haben nämlich gewettet, den Namen meiner Geliebten zu erfahren, und ich habe dagegen gewettet. Niemand kann die Engländer mehr hassen als ich, dem sie alle seine Besitzungen in der Pikardie weggenommen haben. Und sagt, ist es nicht eine Verräterei, daß man wegen einer lumpigen Wette die hohe Polizei in Bewegung setzt? Aber wartet nur, mein Herr Feldzeugmeister, ihr sollt sehen, daß Euch ein einfacher Kammerherr gewachsen ist. Ich will Euch schön heimleuchten. Und nun hört mich, mein lieber Lampel. Ich stelle es Euch

natürlich frei, diese Nacht und auch noch den ganzen Tag dazu, wenn Ihr Lust habt, alle Winkel meines Palastes zu durchstöbern und alles zu oberst und zu unterst zu kehren; nur bitte ich mir aus, daß keiner Eurer Schergen mein Schlafzimmer betrete. Dieses Gemach mögt Ihr in Person inspizieren. Ihr könnt im Bett und unter dem Bett suchen, Ihr könnt alles durchwühlen, was Ihr nur wollt, nur verstattet mir die Gunst, daß ich zuvor die schöne Dame, die wie ein Erzengel gekleidet ist, mit einem Tuch bedecke, also daß es Euch ein Geheimnis bleibe, was für einem Herrn Gemahl sie angehört."

„Gern," antwortete der Profoß. „Aber wißt, ich bin ein alter Fuchs, der sich nicht ohne weiteres den Schwanz aufheben läßt, und ich will meiner Sache sicher sein, ob die Person auch wirklich eine Dame vom Hofe ist und nicht etwa doch einer von den Engländern, die eine weiße und zarte Haut haben, fast wie die Weibsen, was ich wissen muß, schon von Amts wegen, denn ich habe mehr als einen aufgehängt."

„Nun denn," sprach der Graf, „mit Rücksicht auf das Verbrechen, dessen man mich boshafterweise beschuldigt, und wovon ich mich rein waschen muß, will ich die Dame und Freundin bitten, daß sie einwillige, die Schamhaftigkeit einen Augenblick beiseite zu setzen; sie liebt mich zu sehr, als daß sie nicht alles täte, um mich von dem schmählichen Verdacht zu reinigen. Ich will ihr sagen, daß sie sich umdrehe und Euch eine Physiognomie zeige, die Euch nicht mehr verrät als notwendig ist, ohne Euch im Zweifel darüber zu lassen, daß es sich um eine vornehme Dame handelt."

„Gut," sagte der Profoß.

Dieses Gespräch hatte die Dame drinnen wohl erlauscht. Sie versteckte sorgfältig ihre Kleider unter das

Kopfkissen, das Hemd mit eingerechnet, dessen Korn der Mann leicht erkannt hätte, umwickelte ihren Kopf mit einem Bettuch und zeigte der Zimmerdecke jene üppige Fleischlichkeit, als welche durch die Wirbelsäule so kokett in zwei Hälften geteilt ist.

„Tretet ein, mein guter Freund,“ rief der Graf.

Der Justizerich schaute in das Kamin, öffnete Schränke und Truhen, leuchtete unter das Bett, kurz, durchsuchte jeden Winkel des Zimmers. Dann machte er sich an das Studium des wahren corpus delicti.

„Verzeiht, hoher Herr,“ sagte er nach einer genauen Inspektion der ihm legitim zugehörenden liegenden Güter, „verzeiht, ich habe einige junge Engländer gehängt, die in dieser Gegend ein Gesicht hatten, das dem da zum verwechseln ähnlich sah. Ihr müßt mir schon erlauben, daß ich meines Amts walte und auch die Kehrseite der Medaille in Augenschein nehme.“

„Was nennt Ihr die Kehrseite,“ fragte der Graf. „Ich dächte, mehr Kehrseite als hier kann man nicht mehr zeigen.“

„Herr,“ antwortete Lampel, „diesmal ausnahmsweise verstehe ich unter Kehrseite die andre Seite. Kurz, die Seite, die bei der Umkehrung herauskommt.“

„So wollet gütigst erlauben, daß die gnädige Frau sich bedecke und Euch nur so viel zeige, als eben nötig ist,“ sagte der Graf, der wohl wußte, daß die Bürgerin einige Leberflecken hatte, an denen sie der Ehemann erkennen konnte. „Und“, fuhr er fort, „dreht Euch ein wenig auf die Seite, der Schicklichkeit halber.“

Das liebe Weibsen lächelte ihrem Freund dankbar zu, küßte ihn verstohlen und tat, was zu tun war, also daß der Mann, nachdem er sich umgedreht hatte, das

zum erstenmal sah, was sie ihn nie hatte sehen lassen, und was ihn gründlich überzeugen mußte, daß kein Engländer in dieser Haut stak, es sei denn, daß es einer war, der heren und sich in eine hübsche Engländerin verwandeln konnte.

„Es ist wahrhaftig eine Dame vom Hof," flüsterte er dem Grafen ins Ohr. „Unsre guten Bürgersfrauen sind nicht von so stolzem Wuchs und so ausgesuchtem Geschmack."

Er ließ dann noch den ganzen Palast durchsuchen und begab sich darauf nach dem königlichen Schloß, um zu melden, daß er auch nicht den Schwanz von einem Engländer gefunden habe. Der Feldzeugmeister ließ ihn nicht erst zu Worte kommen.

„Ist er ermordet?" rief er dem guten Lampel schon unter der Türe entgegen.

„Wer?" fragte dieser.

„Derjenige, der Eure Stirne mit Hörnern bepflanzt hat."

„Ich habe nichts gesehen als ein Weib im Bette des Grafen, der im besten Zuge war, sich mit ihr einen guten Tag oder vielmehr eine gute Nacht zu machen."

„Du hast diese Frau mit deinen eignen Augen gesehen, verfluchter Hornschädel? Und hast deinen Nebenbuhler nicht erwürgt?"

„Nicht eine Frau, eine Dame vom Hofe."

„Gesehen?"

„Und berochen von beiden Seiten."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der König, indem er lachte, daß er sich den Bauch hielt.

„Ich will sagen, unbeschadet des Respekts vor Eurer königlichen Majestät, daß ich die Seite und die Kehrseite der Medaille genau inspiziert habe."

„Du kennst also nicht einmal das Ding deiner Frau, alter Schlappschwanz. Wahrlich. du verdientest gehängt zu werden.“

„Das, wovon Eure Majestät spricht, ist mir zu ehrwürdig bei meiner Frau, um es mit Blicken zu entweihen. Und sie selber ist ein zu frommes und ehrbares Ehegemahl, um mir auch nur ein Zipfelchen davon sehen zu lassen.“

„Sie hat recht,“ sprach der König, „so was ist nicht gemacht, um gezeigt zu werden.“

„Oh, du alte Roquedulle,“ rief der Feldzeugmeister, „es war deine Frau.“

„Hoher Herr, die Ärmste schläft daheim in ihrem Bett.“

„Auf denn, zu Pferde, und wenn wir sie zu Hause finden, so will ich dir nur hundert Streiche mit dem Ochsenziemer aufzählen.“

Kommt also der Feldzeugmeister mit dem Profossen in fliegendem Galopp vor das Haus des Justizerich: „Holla, he!“ Und erhebt ein Geschrei und einen Lärm, daß die Wände einzustürzen drohten. Schüchtern öffnet sich die Türe und zeigt die kleine Zofe im Hemd, die gähnt und sich streckt, wie wenn sie aus dem tiefsten Schlaf aufgerüttelt worden wäre. Der Feldzeugmeister aber und der Justizerich stürmen hinauf nach der Kammer, wo sie alle Mühe haben, die gute Bürgerin zu erwecken, die mit Matzen in den Augenwimpern sie ganz schlafwirr anstierte.

Da war es an Herrn Lampel, zu triumphieren. Er versicherte dem Feldzeugmeister, daß man ihn offenbar genasführt habe, denn seine Frau sei ehrbar wie nur eine.

In der Tat konnte sie sich von ihrem Verwundern gar nicht erholen. Der Feldzeugmeister zog sich zurück,

und der gute Lampel fing an, sich das Wams und die Hosen aufzuknöpfen. Unterdessen war die gute Bürgerin immer noch nicht von ihrem Erstaunen zurückgekommen.

„So sagt doch, mein Liebling," begann sie, „was denn nur dieser Lärm zu bedeuten hatte, und wo der Herr Feldzeugmeister und seine Pagen mitten in der Nacht plötzlich hergekommen sind? Sollt' es etwa von nun an zur Obliegenheit der Feldobersten gehören, bei Nacht die Schlafkammern der Eheleute zu inspizieren?"

„Ich weiß nicht," antwortete Lampel. Und während er zu seiner Frau unter die Decke kroch, begann er, ihr haarklein zu erzählen, was sich alles in der Nacht zugetragen.

„Und du hast ohne meine Erlaubnis", sagte sie, „die „Visionomie" einer Hofdame gesehen!" Damit fing sie an, zu flennen und jammerte und nannte sich eine arme Unglückliche, eine Verratene, daß er, der Justizerich, gar nicht mehr wußte, was er sagen sollte.

„Was ist denn? Was hast du?" stotterte er, „was hab' ich denn so arges getan?"

„Oh," klagte und jammerte sie, „du wirst mich kein bißchen mehr lieben, nachdem du gesehen hast, wie so vornehme Damen beschaffen sind."

„Ach, mein Schätzchen," tröstete er, „das sind große Damen, und verteufelt groß, das kann ich dir sagen, ist alles an ihnen."

„Ist das wahr?" fragte sie lächelnd — „größer als bei mir?"

„Eine ganze Spanne."

„Ach Gott," seufzte sie von neuem, „müssen sie glücklich sein mit soviel, da ich es schon so sehr bin mit dem wenigen."

Nach solchen Reden erachtete der Profoß es an der Zeit, das eitle Räsonieren einzustellen und zu gewichtigeren Argumentationen überzugehen, um seine Frau die Kreuz und quer zu widerlegen und bis auf den letzten Rest zu überzeugen, daß Gott die Kleinen nicht weniger zur Seligkeit berufen habe als die Großen.

Daraus ersehen wir, daß die Sekte der Hahnreie stärker ist im Glauben als irgend eine andre Sekte und Kirche der gläubigen Christenheit.

Von dem Mönch Amador, der nachher glorreicher Abt von Tulpenau wurde.

Ein feiner Regen war den ganzen Tag niedergerieselt, und bei einem so trübfeuchten Wetter lieben es die Frauen, zu Hause zu bleiben und ihre Kurmacher gemütlich zwischen ihren vier Wänden zu empfangen. Auf dem Kastell von Amboise saß die Königin in der Vertiefung ihres Fensters zwischen den Vorhängen und arbeitete an der Stickerei einer Tapete. Sie hatte aber wenig acht auf ihre Nadel, sondern sah immer wieder dem Regen zu, der graue Schleier wie Spinnweben durch die Luft wob. Kein Wort kam von ihren Lippen, sie war ganz in ein melancholisches Träumen versunken und ihre Hofdamen ahmten sie nach, wie in allem was sie tat. Der gute König aber unterhielt sich mit einigen Herren vom Hof, die ihn von der Kapelle hierher begleitet hatten, denn es war Sonntag und die Stunde nach der Vesper. Er wurde der ernsten Gespräche bald müde, und nun fiel ihm auf, wie trüb und gelangweilt die Königin dreinschaute und mit ihr die Damen des Hofes. Er erriet die heimlichen Gedanken der Frauen.

„Ist denn mein guter Abt von Tulpenau nicht hier,“ fragte er plötzlich.

Bei diesen Worten näherte sich dem König jener Mönch, der einst Ludwig dem Eilften selig durch seine Bittgesuche so lästig gefallen war, daß der gute Monarch, um ihn los zu werden, dem Gevatter Tristan befohlen, ihn aufzuhängen, was aber keineswegs geschah, da Meister Tristan, wie es in einer Geschichte des ersten Zehent berichtet worden ist, aus Verwechslung einen andern dafür nahm, worauf der fromme König dem Mönchlein das Leben geschenkt. Dieser Mönch war unterdessen ein Mann geworden, dem seine Tugenden sichtbar anschlugen, so dick und fett war er, und dessen Geist auf einem breiten roten Gesicht im hellsten Lichte strahlte. Er gefiel sehr den Damen, die ihn mit Wein, Kuchen und ausgewählten Bissen nur so vollstopften und ihn zu allen Festen einluden; denn er gehörte zu jenen lustigen Kostgängern Gottes, die überall beliebt sind, weil sie eben so viele gute Reden bereit haben, als sie gute Bissen verschlingen. Es war aber dieser Abt ein gefährlicher Gevatter, der unter seiner Kutte den Damen die kribbligsten Geschichten zuflüsterte, worüber sie sich nicht wenig empörten, nachdem sie sie geduldig angehört. Denn natürlich konnten sie sich nicht empören, ehe sie sie kannten. Und obwohl sie Damen waren, kannten sie doch das Axiom des Ulpianus — oder Papinianus, ich weiß nicht genau —, das Axiom: Audiatur et altera pars, das heißt: Wer den ersten Teil einer Geschichte gehört hat, muß auch den zweiten hören.

„Mein ehrwürdiger Vater,“ sprach der König, „die Dämmerstunde bricht herein, da kann man den Damen ein lustiges Abenteuer erzählen, ohne daß sie zu erröten brauchen, dessen ja doch niemand gewahr würde. Erzählt uns einen guten Schwank, einen richtigen Mönchs-

chwank. Ich werde mit Vergnügen zuhören und auch die Damen, wie ich hoffe; denn wir haben lange nichts Lustiges gehört."

„Eurer Herrlichkeit zu Liebe willigen wir ein," sagte die Königin, „aber der Herr Abt geht gern ein wenig weit."

„Nun denn, mein Vater," antwortete der König, indem er sich gegen den Mönch umwandte, „so lest uns eine fromme christliche Ermahnung, um die hohe Frau zu unterhalten."

„Majestät, meine Augen sind schwach und der Tag neigt sich."

„Zum Kuckuck, so erzählt also eine Geschichte, die nicht weiter geht als bis zum Gürtel."

„Oh," sprach lachend der Mönch, „diejenige, die ich im Sinn habe, geht um kein Haar weiter. Aber wohlgemerkt von unten nach oben gerechnet."

Die anwesenden Herren bestürmten nun die Königin in höfischer Zierlichkeit so lange mit Bitten und feinen Scherzreden, bis sie, als gute Bretannierin, die sie war, dem Mönch einen Blick der Einwilligung zuwarf.

„Sagt immerhin Euer Sprüchlein, mein Vater, Ihr werdet Eure Sünden vor Gott zu verantworten haben."

„Wohl, hohe Frau," sprach der Abt, „aber wollt Ihr vielleicht die Eurigen dagegen austauschen, Ihr machtet keinen schlechten Handel."

Lachten da alle und nicht zum wenigsten die Königin. Der König nahm einen Stuhl, setzte sich an die Seite seiner Frau, die er zärtlich liebte, wie jedermann weiß, und auch die Höflinge erhielten die Erlaubnis, sich zu setzen, das heißt die älteren Herren; denn die jüngeren stellten sich mit Erlaubnis der Damen hinter deren Stühle, um

das Lachen und Kichern der Schönen schicklich zu sekundieren. Der Abt aber begann seine Geschichte, deren gröbste Stellen er mit um so leiserer Stimme vorbrachte, um den Damen Gelegenheit zu geben, sie zu überhören, wenn es ihnen beliebte ...

* * *

„Es ist nun schon mehr als hundert Jahre her, daß ein großer Zwist und Unfrieden in der Christenheit herrschte, weil in der Stadt Rom zu gleicher Zeit zwei Päpste auftraten und jeder sich für den einzig richtig Erwählten ausgab, davon dann die Klöster, Abteien und bischöflichen Stifte großen Schaden hatten, insofern als jeder der beiden Päpste, die mit einander um die Anerkennung stritten, seiner Anhängerschaft alles zugestand, was man nur von ihm begehrte. Wenn da ein Kloster oder eine Abtei, die doch nicht beide Päpste anerkennen konnte, mit ihren Nachbarn in einen Prozeß geriet, nahmen diese ihre Zuflucht zum Gegenpapst, der ihnen allemal recht gab. In solchen verzwickten Zeitläufen wurde es offenkundig, daß ein Schisma in unsrer heiligen Kirche der Christenheit mehr Übel zufügt als Pestilenz und schwarzer Tod. In jener Zeit nun, wo der Teufel hinter unsern armen Besitztümern her war, ärger wie hinter den armen Seelen, hatte die altehrwürdige Abtei von Tulpenau, deren unwürdiger Regent ich heute bin, mit dem Schloßherrn von Wüstenfeld einige sehr verwickelte Rechtshändel auszufechten. War aber dieser Wüstenfeld ein wahrer Heide, Ketzer und Gottesleugner, ein schamloser Räuber, kurz, der wahrhaftige Teufel in Gestalt eines Junkers. Das eine muß man ihm lassen, er war ein Soldat wie keiner und sehr beliebt bei Hofe. Der famose Burel, der Günst-

ling König Karls, war sein ganz besonderer Freund, und im Schatten dieser Gunst glaubte der genannte Wüstenfeld, sich in unserm armen abgelegenen Tal straflos alles erlauben zu dürfen. Von Batzenberg bis Üsenbach brachte er nach und nach das ganze Land in seine Gewalt. Alle seine Nachbarn hatten eine höllische Angst vor ihm und ließen ihn gewähren, obwohl sie ihn lieber unter dem Rasen gesehen hätten als hoch zu Pferd, und ihm den Gottseibeiuns auf den Hals wünschten alle Tage, was unsern Junker so wenig anfocht wie den Teufel selber. In dem ganzen Tal wagte es allein unsre Abtei, diesem Satan zu widerstehen; denn die Kirche ist es, die zu aller Zeit und aller Orten sich der Schwachen und Notleidenden annimmt und die Sache der Unterdrückten verteidigt, besonders in den Fällen, wo sie ihre eignen Rechte und Privilegien bedroht sieht. Der ungehobelte Landsknecht haßte darum nichts so sehr wie die Mönche, vor allem die von Tulpenau, denen er weder mit List noch mit Gewalt beikommen konnte. Dieser Heide freute sich über das Schisma. Er lauerte nur auf den Augenblick, wo unsre Abtei sich für den einen oder den andern der beiden Päpste entscheiden würde, um sich auf die Seite des andern zu stellen, und uns unter dessen Ägide, wenn nicht das Fell, so doch das Hemd über die Ohren zu ziehen. Seit seiner Rückkehr aus dem Kriege wußte er sich keinen größeren Spaß, als arme Priester, die er auf seinen Besitztümern antraf, zu belästigen und zu mißhandeln. Dergestalt, daß einmal ein armer Mönch, der ihn von weitem auf sich zukommen sah, sich vor Schrecken kopfüber, da er keinen andern Weg zu seiner Rettung sah, in die Indre stürzte, wo er allein durch die Hilfe Gottes, die er in seiner Bedrängnis anflehte, gleichsam

wie durch ein Wunder errettet wurde. Seine Kutte hielt ihn über Wasser und er erreichte das andre Ufer des Flusses unter dem schallendem Gelächter des Herrn von Wüstenfeld. Von solchem Stoff war dieser verfluchte Patron.

Wurde aber in solch bedrängter Lage unsre glorreiche Abtei von einem Abt regiert, der in Wahrheit das Leben eines Heiligen führte, immer im Gebet auf den Knien lag und wahrlich weniger Mühe hatte, so fromm war er, seine Seele vor den Nachstellungen des Teufels, als die Gerechtsame seiner Abtei vor den Krallen des Junkers zu retten. Der gute alte Mann sah wohl die verzweifelte Lage, aber wußte nicht zu raten und zu helfen; er setzte dafür all sein Vertrauen in Gott und sagte oft, daß man an Gottes Hilfe niemals verzweifeln dürfe, der mächtig genug sei, um die Güter der Kirche gegen Räuber und Bösewichter zu verteidigen. Und wie er laut den Urkunden der Heiligen Schrift dem Volk der Juden die Prinzessin Judith und den Römern die Königin Lukrezia erweckt hat, um sie zu erretten aus Not und Bedrängnis, so wird er auch, meinte der Abt, seine geliebte und glorreiche Abtei Tulpenau, wenn Not an Mann gehe, nicht im Stiche lassen. Aber die Mönche, zu unsrer Schande muß ich das gestehen, waren ungläubige Zweifler und machten dem Abt die heftigsten Vorwürfe wegen seines langen Gleichmuts oder immer gleichen Langmut; sie pflegten zu sagen, daß man gut tue, alle Ochsen des Touranerlands an den Wagen der Vorsehung zu spannen, wenn man nicht wolle, daß sie zu spät komme; daß sie keine Fabrik wüßten, wo man Posaunen Jerichos verfertige und daß der liebe Gott seine Schöpfung, mit der er wenig Freude erlebt, längst dem Teufel überlassen habe, und was dergleichen ärgerliche und gotteslästerliche

Reden mehr waren. Nun lebte damals ein Mönch in unserm Kloster mit Namen Amador. Das war eigentlich ein Spitzname. Die Brüder nannten ihn so, weil er nach Gestalt und körperlichem Aussehen das leibhaftige Konterfei des falschen Gottes Bacchus darstellte. Wie dieser Heidengott war er ein fetter Wanst und Plumpsack mit kurzen stämmigen Schenkeln, mit Armen, die so haarig waren, wie die eines Henkers, mit den Schultern und dem Rücken eines Lastträgers, mit einem Gesicht so rot wie die Nase eines Trunkenbolds, mit kleinen funkelnden Äuglein, die im Fette schwammen, mit ungekämmtem Bart, mit hoher kahler Stirne. So sehr war sein Wanst mit Fett ausgepolstert, daß man glauben konnte, er ginge mit einem Kinde schwanger. Er las die Frühmetten auf den Stufen der Kellertreppe, und die Vesper sang er im Weinberge des Herrn. Wie ein schwäriger Bettler erhob er sich oft den ganzen Tag nicht von seinem Lager oder strich wie ein Vagabund und Taugenichts im Feld umher, schüttelte die Äpfelbäume in den Obstgärten, mauste Trauben in den Weinbergen, strich den Bauernmägden nach in Ställen und Scheunen, und wo es eine Hochzeit gab, stellte sich sicher der Bruder Amador ein.

Alle Verbote des Herrn Abts erwiesen sich als fruchtlos; Bruder Amador war und blieb ein Geilhart, ein Strauchdieb, ein Schnapphahn, kurz, ein ganz schlechter und nichtsnutziger Soldat der heiligen ecclesia militans, um den sich zuletzt in der Abtei niemand mehr kümmerte und den man, teils aus christlicher Barmherzigkeit, teils auch, weil man ihn für nicht ganz richtig im Kopfe hielt, in seinem taugenichtsigen aberwitzigen Treiben gewähren ließ. Als nun Amador sah, daß es der Abtei an den Kragen gehen sollte, in der er sich wohl fühlte wie eine

gemästete Ratte in ihrem Kellerloch, wurde er unruhig, stahl sich heimlich von einer Zelle in die andre und horchte auf die Reden der Brüder im Refektorium. Er geriet in eine wahre Wut über das, was er hörte, und erklärte zuletzt, daß er sich wohl zutraue, die Abtei zu retten. Ließ sich also die strittigen Punkte auseinandersetzen, vom Abt die nötigen Vollmachten erteilen und die erledigte Stelle des Subpriors versprechen, wenn er den Prozeß zu einem guten Ausgang führe, und machte sich auf den Weg, ohne Sorge und Angst wegen der Grausamkeiten und Mißhandlungen des Herrn von Wüstenfeld. Er versicherte, daß er mit dem, was er in seiner Kutte trage, den Wüterich in kurzer Frist kleinlaut machen wolle. Zog also dahin zu Fuß und ohne jede Wegzehrung außer seiner Kutte, die allerdings so fett war, um einen Advokatenschreiber damit zu mästen. Es war aber, als er sich gegen Wüstenfeld aufmachte, ein Tag, an dem es schüttete wie mit Kübeln, und ohne einer Menschenseele zu begegnen, kam er vor das Schloß. Wie ein nasser Hund schlich er sich in den Hof, stellte sich unter den Vorsprung des Dachs, bis der Himmel sich ausgeschüttet haben würde, und zeigte sich zuletzt unerschrocken vor der Halle, wo er wußte, daß der von Wüstenfeld sich aufhielt. Ein Knecht, der vorüber kam, da die Glocke zum Nachtmahl läutete, hatte Mitleid mit ihm und forderte ihn auf, den Hof schleunigst zu verlassen, wenn er nicht etwa in der Absicht gekommen sei, um sich eine Tracht Prügel zu holen, das einzige Almosen, das man hier den Mönchen zu geben pflege, die sein Herr, wie jedermann wisse, grimmiger verabscheue als den Aussatz.

„Mein Freund," sprach Amador, „ich gehe im Auftrag meines Herrn Abts nach Tours, und wenn der

gnädige Herr von Wüstenfeld nicht gar so ergrimmt wäre gegen die Diener Gottes, würde ich jetzt nicht in seinem Hofe stehen, sondern säße in seiner Halle und wärmte mich am Feuer seines Kamins. Ich wünsche ihm, daß er Gnade und Barmherzigkeit finde in der Stunde seines Tods. Der Knecht überbrachte diese Worte dem von Wüstenfeld, der im ersten Zorn den Mönch als ein Exkrement und Auswurf der Menschheit, wie er sich ausdrückte, in die Unratgrube des hintern Hofs werfen lassen wollte. Aber die Schloßfrau, die im Schloß die Hosen anhatte, da der Herr Gemahl eine große Erbschaft von ihr erwartete, und sie im Grund eine mäßige Tyrannin war, besänftigte ihn und gab ihm zu bedenken, daß der genannte Mönch doch vielleicht sozusagen ein Christ sei, daß man bei diesem Wetter keinen Hund vor die Türe jagen möchte, daß der Schloßherr den Pfaffen schon darum gut behandeln sollte, weil man vielleicht aus ihm herauslocken könne, wie sich das Kapitel von Tulpenau in Sachen des Schismas entschieden hätte, und daß es vielleicht, wenigstens sei das ihre Meinung, überhaupt besser wäre, die Streitigkeiten mit der Abtei in Güte beizulegen, da kein Fürst und König seit der Geburt unsres Herrn und Heilands je so mächtig gewesen wie die Kirche, also daß sicher die Abtei noch das Schloß auffressen werde; kurz, kramte einen ganzen Haufen von Vernunft und Weisheit aus, wie Frauen in schwierigen Lagen oft an den Tag legen, die doch im ruhigen Gang des Lebens mehr Dummes als Gescheites reden. Amador, der sich in diesem Augenblick am Fenster zeigte, machte ein so erbarmungswürdiges Gesicht und sah so schäbig, so einfältig, so dümmlich aus, dergestalt, daß der Schloßherr, der sich bei dem schlechten Wetter langweilte, den Gedanken faßte, sich mit dem

armen Teufel einen Spaß zu machen, und dem albernen Mönch solchen Schabernack zu spielen, daß er nicht so bald wieder die Lust verspüren sollte, im Schloßhof zu Wüstenfeld unterzustehen. Nun ist zu sagen, daß der Schloßherr ein heimliches Techtelmechtel mit der Kammerzofe hatte. Dieses Mädchen, mit Namen Fränzchen, verständigte er über seine Absichten mit dem Mönch. Erschien darauf dieses Gänschen oder Fränzchen, das in Nachäffung seines Herrn und Meisters die Mönche ebenfalls haßte, mit heuchlerischer Freundlichkeit vor Bruder Amador, der sich wieder unter das Dach der Schweineställe gedrückt hatte.

„Mein Vater," sagte sie, indem sie ihr süßestes Frätzchen machte, „der Schloßherr macht sich ein Gewissen daraus, einen Diener Gottes im Regen stehen zu lassen, während Platz genug ist in seiner Halle, wo ein schönes Feuer lodert und das Nachtmahl aufgetragen ist. Ich soll Euch in seinem Namen einladen, den Tisch mit ihm zu teilen."

„Schönes Kind," antwortete Amador, „ich danke der hohen Dame und dem Herrn. Ich danke ihnen nicht für ihre Gastfreundschaft, die ihre christliche Pflicht ist, sondern dafür, daß sie zu mir armen Sünder als Boten einen solchen Engel der Schönheit gesandt haben, also daß mich dünkt, die heilige Jungfrau unsres Altars vor mir zu sehen."

Indem er also sprach, erhob er das Auge und warf einen flammenden Blick auf das hübsche Mädchen, das ihn auf einmal gar nicht mehr so garstig und gar nicht mehr so stinkig fand. Aber während er nun mit Fränzchen die Vortreppe hinaufstieg, erhielt er auf einmal einen solchen Peitschenhieb über das Auge, die Nase und die Kinnbacken, daß er alle Kerzen des Hochamts vor sich

aufflammen zu sehen meinte; so gut hatte ihn der von Wüstenfeld getroffen, der daran war, seine Rüden aus dem Portal zu jagen und dergleichen tat, als ob er den Mönch nicht gesehen hätte. Er bat Amador um Entschuldigung wegen dieses Schlags und fuhr fort, die Meute zu hetzen, die mit wildem Ungestüm den Gast über den Haufen rannte, indessen das Zöfchen, das um den Handel wußte, sich geschickt auf die Seite gedrückt hatte. Da merkte Amador, daß der Schloßherr mit dem Fränzchen und das Fränzchen mit dem Schloßherrn in jedem Sinn unter einer Decke stak, worüber ihm vielleicht auch die Mägde des Lands an ihren Waschtrögen bereits einiges zugeflüstert hatten. Von den Leuten, die sich in der Halle befanden, machte niemand dem Mönch Platz, der, im Windzug frierend, zwischen Tür und Fenster stehen blieb, bis der Schloßherr mit seiner Frau und seiner Schwester, dem ältlichen Fräulein von Wüstenfeld, nebst seiner Tochter, einem Kind von sechzehn Jahren, endlich erschien und alles sich zu Tische setzte, die Herrschaften zu oberst der Tafel, in weitem Abstand von der Dienerschaft, wie es die Sitte der Zeit verlangte. Der von Wüstenfeld tat, als ob er sich nicht im geringsten an den Mönch erinnerte, der am untersten Ende der Tafel von zwei rohen Gesellen in die Mitte genommen wurde, als welche Auftrag erhalten hatten, den Mönch zu drangsalieren wie sie nur konnten. In der Tat gingen die beiden Knechte mit ihm um, daß es zum Erbarmen war, dazu schenkten sie ihm fortwährend, als ob es Wasser wäre, weißen Wein in seinen Becher, um ihn zu berauschen und vollends ihren Spielball aus ihm zu machen. Er hatte aber schon sieben Krüge voll ausgetrunken, ohne daß er auch nur einen Rülpser tat, worüber die Gesellen

sich höchlichst verwunderten, während die Äuglein des Mönchs immer klarer und heller blinzelten. Die Knechte jedoch, ermuntert von einem Blick ihres Herrn, trieben es immer ärger. Sie schütteten dem Mönch, wie wenn sie ihm eine Ehrenbezeugung erweisen wollten, ganze Teller von Brühe in den Bart und zausten und rauften ihn, indem sie vorgaben, ihn wieder abtrocknen zu müssen. Der Küchenjunge, der eine heiße Suppe auftrug, schüttete ihm die halbe Schüssel auf den Kopf und in den Nacken, daß ihm der kochende Sudel über die ganze Wirbelsäule hinunterlief. Alle diese Leiden ertrug Amador mit größter Sanftmut. Denn in ihm war der Geist Gottes und vor allem die lockende Hoffnung, den Prozeß des Kapitels an ein günstiges Ende zu führen, wenn er nur den ihm zugefügten Unbilden wacker standhielt. Dagegen brach das Gesinde in ein schallendes Lachen aus über die fette und heiße Taufe des Mönchs, daß die Schloßfrau unwillkürlich ihre Augen nach dem untern Ende der Tafel richtete, wo sie Amador erblickte, der sich mit frommer Ergebenheit das Gesicht wischte und sich unsägliche Mühe gab, einen großen Ochsenknochen abzunagen, den ihm ein Knecht auf seinen Zinnteller geworfen. Mit einem geschickten Stoß seines Messers spaltete er den Knochen, der dick war wie eine Keule, zerbröckelte ihn mit seinen nervigen haarigen Händen und saugte mit Behagen an dem hervorquellenden Mark.

„Wahrlich," sagte die Schloßfrau bei sich, „diesen Mönch hat Gott ausgerüstet mit seiner Kraft." Dann verbot sie den Knechten und dem andern Volk, den Diener Gottes weiter zu belästigen, dem von allen Seiten wurmstichige Äpfel und unreife Nüsse in grüner Schale zugeschoben wurden, womit niemand etwas anzufangen

wußte. Amador aber, der bemerkt hatte, daß die Schloßfrau und das alte Fräulein, ebenso wie deren sechzehnjähriges Pflegekind und alle Mägde voll Verwunderung zugeschaut hatten, als er so kurzerhand die ungeheure Knochenkeule zermalmt, schob jetzt den Ärmel seiner Kutte zurück, ließ seinen Biceps spielen, legte eine Nuß zwischen die Verzweigung zweier Venen und quetschte sie mit der flachen Hand, wie wenn es eine mürbe Mispel gewesen wäre. Das Häuflein Trümmer, grüne und braune Schalen, Kern und Gräte, alles zusammen schob er sich zwischen die weißen Hundszähne und zermahlte es zu Brei, den er verschlang, wie süßen seimigen Honig. Die Äpfel legte er sich, einen nach dem andern, zwischen zwei Finger und schnitt sie wie mit einer Schere mitten entzwei. Ihr könnt euch denken, was die Weibsen für Augen machten. Die Knechte waren sicher, daß der Pfaffe den Teufel im Leib habe, und der Schloßherr hätte ihn am liebsten, wenn er sich nicht vor den Frauen gescheut hätte, in die Finsternis der Nacht hinausgestoßen, denn er fing an, einen Kerl in ihm zu ahnen, der imstande war, das ganze Schloß in die Latrine zu werfen. Nachdem sich dann alles das Maul gewischt hatte, sorgte der Schloßherr dafür, daß der Mönch am stinkendsten Orte des Kastells untergebracht wurde, wo das Fränzchen allerlei Vorrichtungen getroffen, daß er die ganze Nacht keinen Augenblick Ruhe finden konnte. Sie hatte die alten Kater von den Speichern zusammengetrommelt, daß sie ihm ihre Sünden vorheulten, die sie begangen, wenn sie zu viel Katzenkraut gefressen, und hatte die dickſten Schweine in seiner Zelle versammelt, ob er sie vielleicht für seinen Orden gewinnen möchte, wozu die fetten Luder schon immer große Lust an den Tag gelegt; hatte eine Vor-

richtung angebracht, die ihn mit kaltem Wasser überschüttete, so oft er sich auf seinem Lager nur im geringsten rührte, kurz, hatte tausend Teufeleien ins Werk gesetzt, womit man damals auf herrschaftlichen Schlössern armen Teufeln einen Zeitvertreib zu machen pflegte. Das lustige Gastgemach lag in einem vermauerten Turm, von dem es ins Freie hinaus keinen andern Ausgang gab als durch den Zwinger der Meute, denen der feiste Mönch ein willkommener Fraß gewesen wäre.

Unterdessen war alles zu Bett gegangen; den Schloßherrn aber ließ es nicht ruhen, er mußte doch ein wenig hören, in welcher Sprache sich der Mönch mit den Schweinen und Katern unterhielt. Nur zu diesem Zweck schlich er sich nach Fränzchens Kämmerchen, das dem des Mönchs benachbart war. Dieser aber, der sich also behandelt sah, fand in seiner Kutte ein altes rostiges Messer, und mit einem einzigen Ruck hatte er die Riegel seines Gefängnisses gesprengt.

Darauf legte er sich aufs Horchen und hörte den Herrn des Hauses im Kämmerlein der Magd kosen und lachen. Das steckte ihm über vieles ein Licht auf. Er wartete noch eine kurze Zeit, bis auch die einsame Schloßherrin unter die Decke geschlüpft sein mochte, dann machte er sich auf und schlich barfuß, damit seine Sandalen sein Geheimnis nicht verrieten, nach dem Schlafgemach der Dame, die beim Anblick des Mönchs eine Erscheinung zu haben glaubte. Eine solche war es auch, eine wahrhaft mönchische oder monachale, eine wahrhaft mirakulöse Erscheinung, die der Laie nicht lange auszuhalten vermag, was eine Wirkung der Kutte sein muß, als welche ohne viel Spektakel überall Mirakel wirkt. Nachdem er ihr gezeigt und bewiesen hatte, daß er in jedem Sinne ein Mönch

sei, hielt er ihr in sanfter und salbungsvoller Rede die folgende Allokution:

„Schöne Frau, der Gott gnädig sei," sprach er, „wisset, daß ich als Abgesandter unsres Herrn Jesu und seiner jungfräulichen Mutter zu Euch komme, um Euch aufzufordern, daß Ihr mit den Schmutzereien ein Ende macht, die in diesem Hause vor sich gehen zum großen Schaden Eurer Tugend, als welcher Euer Gemahl das Beste, was er besitzt, entzieht, um es der Magd zu schenken. Was nützt es Euch, die Dame und Herrin zu sein, wenn die herrschaftlichen Einkünfte in fremde Scheuern fließen? Bei also bewandten Dingen ist Eure Magd mehr Herrin als Ihr, und Ihr seid die Magd. Ist es nicht Euer gutes Recht, zu empfangen, was sie täglich und nächtlich empfängt an Eurer Stelle? Und seht, unsre heilige Kirche, die Trösterin der Betrübten, hat Erbarmen mit Eurem elenden Los, und ich erscheine vor Euch als ihr Abgesandter und bin bereit, Euch alle Rückstände und Schulden Eures Gemahls zu bezahlen, wenn Ihr nicht entschlossen seid, darauf zu verzichten."

Indem er also sprach, lüftete er ein wenig den Gürtel seiner Kutte, von der er sich offenbar beengt fühlte beim Anblick so vieler heimlicher Schönheiten, die der Herr Wüsterich von Wüstenfeld einen Dreck achtete.

„Wenn Ihr die Wahrheit sagt, mein Vater," antwortete die Schloßherrin, indem sie aus dem Bette sprang, „will ich mich gern Eurer Führung anvertrauen. Ihr müßt aber wahrhaftig ein Gesandter des Herrn und ein Botschafter des Himmels sein, da Euch in wenigen Stunden geoffenbart worden ist, was ich in Jahr und Tag nicht erkundet habe."

Und also ließ sie sich führen von dem genannten Amador, dessen heiliges Gewand ein wenig zu befühlen sie nicht

ermangelte, infolgedessen sie es sicher sehr bedauert haben würde, ihren Herrn Gemahl nicht der Schuld überführt zu sehen. Sie hörte ihn aber bereits, wie er im Bett der Magd sich über den Mönch lustig machte. Da kam ein heftiger Zorn über sie, und ihre Zunge war bereits daran, wie Frauen pflegen, ihrem Herzen Luft zu machen; sie wollte schon einen wahrhaft höllischen Lärm anschlagen in ihrer beleidigten Frauenwürde, aber der Mönch erklärte ihr, daß es klüger sei, sich erst zu rächen und dann zu rühren.

„So rächt mich denn rasch, mein Vater," sprach sie, „ich kann meine Entrüstung nicht länger zurückhalten."

Das ließ sich der Mönch nicht zweimal sagen, sondern machte sich daran, sie auf gut mönchisch zu rächen. Sie aber schlürfte in vollen Zügen die süße Rache und berauschte sich daran gleich einem Trunkenbold und Säufer, der seinen Mund, weil ihm jeder Becher zu klein ist, gleich an das Spundloch des Fasses hält; denn wahrlich, eine Dame, die sich rächt, muß die Wollust der Rache bis zur Hefe trinken, oder sie muß gar nicht daran nippen. Die Schloßherrin aber wurde so gerächt, daß sie kein Glied mehr rühren konnte, da nichts so auf die Nerven geht, außer Atem bringt und den Körper mitnimmt als Zorn und Rache. Aber obwohl sie hinreichend gerächt wurde, gerächt im Quadrat und im Kubus, gerächt, ich weiß nicht in der wievielten Potenz, wollte sie doch noch nicht verzeihen, um immer neuen Grund zur Rache zu haben. Als Amador in der guten Frau eine solche Liebe zur Rache sah, versprach er ihr, sie in diesem frommen Werk, bis ihr Zorn verraucht sei, nach Kräften zu unterstützen, wo und wann sie es gebiete, ihr versichernd, daß er als frommer Ordensmann, der verpflichtet ist, viel

und anhaltend zu meditieren und über die Natur der Dinge nachzudenken, alle Arten, Weisen und Methoden kenne, wie eine raffinierte Rache ins Werk zu setzen ist. Dann erklärte und bewies er ihr aus den kanonischen Büchern, was für eine christliche Tugend die Rache wäre, da Gott selber, durch die ganze Heilige Schrift hindurch, sich keiner Eigenschaft so oft und so laut rühme, als daß er ein Gott der Rache sei, ein sich rächender Gott, wie denn auch die Hölle bis zum Augenschein zeige, daß es nichts Göttlicheres gebe als die Rache, wenn sie ewig ist; woraus folge, daß ein schlechter Christ und eine schlechte Christin sei, wer das Beispiel des Himmels verachtet, indem er auf die Rache verzichtet. Ein solches Dogma gefiel der Dame über alles. Sie mußte gestehen, daß sie die Lehren der Kirche bis jetzt schlecht verstanden, und bat den Mönch, ihr dieselben noch einmal von Grund aus zu erklären. Dann begab sich die Dame, deren Lebensgeister sich durch die Rache wie verjüngt fühlten, in die Kammer, wo die Magd sich mit dem Herrn herumbalgte und gerade das in der Hand hielt, was die Schloßfrau gern im Auge behielt, wie Kaufleute ihre kostbarste Ware, damit sie ihnen nicht gestohlen wird. Dieser Anblick empörte derart das heftige Gemüt der Dame, daß alle Schleusen ihrer zornigen Beredsamkeit rissen, und es über das arme Fränzchen hereinbrach wie Wolkenbruch und Hagelwetter. Denn die Gardinenpredigt, die nun losging, hatte nicht nur die drei vorschriftsmäßigen Teile und Hauptstücke oder Kapitel, sie war auch von einer Musik begleitet, die in allen Tonarten wechselte, denn darauf verstand sich die gute Dame aus dem „ff".

„Ei, Herr Gemahl," begann sie, „hier also haltet Ihr Eure Abendandacht. So, so! Und die Religion der

ehelichen Treue ist demnach ein veralteter Aberglaube. Nun weiß ich doch, warum ich keinen Sohn bekomme. Wie viel Kinder habt Ihr denn schon begraben in diesem stinkenden Abgrund, in diesem Weihwasserkessel, worein die ganze Gemeinde tunkt, in dieser Opferbüchse ohne Boden, wo schon Tausende ihr Scherflein niedergelegt, in diesem Napf eines Aussätzigen, in diesem wahrhaftigen Kirchhof des Hauses Wüstenfeld. Ich möchte endlich erfahren, ob ich unfruchtbar bin durch einen Fehler der Natur oder durch Eure Schuld. Ihr könnt die Magd behalten, ich werde meinerseits eine Auslese unter den hübschen Junkern unsrer Nachbarschaft treffen, um Euch einen Erben zu schenken. Fahrt nur fort, das Schloß mit Bankerten zu bevölkern. Die Sorge für die Legitimen werde ich auf mich nehmen."

„Mein Liebchen," stotterte der betroffene Ehemann, „mach' doch keinen solchen Lärm!"

„Ich will aber einen Lärm machen," erwiderte die Frau, „einen Lärm, daß man ihn im ganzen Schlosse hört. Bis in den Palast des Erzbischofs, bis an die Ohren des Königs soll mein Lärm dringen. Meine Brüder sollen ihn vernehmen, daß sie kommen und meinen Schimpf rächen an Euch, der so seine Pflicht vergißt."

„Ihr werdet nicht Schande über Euern Gemahl bringen wollen."

„Was Ihr tut, ist also eine Schande? Ja, Ihr habt recht, doch nicht von Euch kann die Schande kommen, mein Herr und Gemahl, sondern nur von dem schlechten Weibsbild da, das ich in einen Sack nähen und in den Fluß werfen lassen will. Damit werde ich alle Schande von Euch abwaschen. Holla, Johann, Peter!" rief sie.

„Schweigt doch, angebetete Frau," bat der Ehemann, der bedäppt war und demütig wie der Hund eines Blinden.

Denn dieser wilde Kriegsmann, der einen Feind tötete wie eine Mücke an der Wand, wurde wie ein kleines Kind eingeschüchtert unter dem strengen Blick seiner Frau. Und er hatte in diesem Stück viele Kameraden. Denn diese Helden des rauhen Kriegshandwerks haben wohl die starke Faust und den gewaltigen Arm, in den Frauen aber spüren sie den überlegenen Geist und einen Hauch der göttlichen Flamme, die noch vom Paradiese her in ihnen glimmt und davor den Männern angst wird wie vor dem Unbegreiflichen. Das ist der Grund, warum so viele Frauen ihre Männer am Schnürchen haben, denn der Geist ist der Herr über die Materie.

* * *

Hier lächelten die Damen des Hofes und mit ihnen der König.

* * *

„Ich will aber nicht schweigen," sprach die Herrin zu Wüstenfeld (also fuhr der Abt fort in seiner Erzählung) —, „ich bin zu empört, mir ist ein zu großer Schimpf geschehen. Und das ist also der Lohn für meine Ehrbarkeit? Aber habe ich mich jemals geweigert, Euch zu Willen zu sein, trotz Fasten und Quatembertagen? Oder bin ich etwa so kalt, daß die Liebe, und ich weiß nicht was noch, bei mir eingefriert? Glaubt Ihr etwa, daß ich die Sache gar nur aus Pflicht und Gefälligkeit getan? Bin ich eine Heilige, bin ich unberührbar? Bin ich das Venerabile? Ist mein Ding ein Tabernakel? Brauchte es eines päpstlichen Breves, um die Erlaubnis zu erhalten, ihn aufzuschließen? Oder, beim Leib Christi, seid Ihr meines Leibs schon satt und überdrüssig? Habe ich es Euch nicht nach

Geschmack gemacht, und verstehen sich die Mägde besser auf die Sache als die Hausfrauen? Das muß wohl sein, da die Dirne ihr Feld von Euch pflügen ließ, ohne daß Ihr es besäet. Lehrt mich doch auch diese Praktik, ich werde sie mit denen üben, die ich in meinen Dienst nehme. Denn das ist ausgemacht: von heute ab bin ich frei. Das kann mir schon gefallen. Ihr ließet mich umkommen vor Langeweile; Gott sei Dank, damit ist es vorüber, ich lasse Euch diese Magd, ich werde mich in ein Mönchskloster zurückziehen ..."

„In ein Nonnenkloster," wollte sie sagen; aber der rächende Mönch hatte ihr so die Zunge verdreht.

„... Ich werde mit meiner Tochter ins Kloster gehen und nie wieder dieses Sodom und Gomorrha betreten. Ihr könnt Eure Magd heiraten."

„Was ist hier los?" fragte Amador, indem er aus dem Dunkel hervortrat.

„Was los ist?" antwortete die Dame; „eine Sache, die nach Rache schreit. Und mit diesem Luderchen da, das zu eignem Nutzen und Vorteil Korn und Samen des Hauses Wüstenfeld veruntreut hat, werde ich anfangen; ich will es in einen Sack nähen und in den Fluß werfen lassen, so ist dem Henker eine Mühe erspart. Und dann ..."

„Bezähmt Euern Zorn, meine Tochter," sprach der Mönch. „Die heilige Kirche gebietet im Vaterunser, daß wir andern ihre Schuld verzeihen, wenn uns die ewige Seligkeit lieb ist, da Gott nur denen verzeiht, die allzeit ihren eignen Schuldigern verziehen haben. An denen, die sich rächen, nimmt er ewige Rache, für die Verzeihenden hat er die Freuden des Paradieses bereitet. Verzeiht, meine Tochter, es gibt keine christlichere Tugend als Ver-

zeihung. Verzeiht dem Herrn Wüsterich, Eurem Gemahl, der Euch um dessentwillen nur um so inniger lieben wird. Diese Verzeihung wird Euch einen neuen Frühling voll Rosen bringen. Bedenkt auch, meine teure Tochter in Jesu, daß die Verzeihung oft nur eine andre Art ist, sich zu rächen. Verzeiht auch Eurer Magd, die für Euch beten wird. Und also von allen Seiten zu Euren Gunsten bestürmt, wird Gott Euch gnädig sein und wird Euch zum Lohn für Eure Verzeihung den Sohn bescheren, um den Ihr so lange schon betet."

Bei diesen Worten ergriff der Mönch die Hand des Schloßherrn und legte sie in die seiner Gemahlin.

„Gnädiger Herr," flüsterte er dem Gemahl ins Ohr, „greift zu Eurem Hauptargument und bringt sie damit zum Schweigen. Wenn die Zunge einer Frau böse Worte zischt, muß man ihr in Gottes Namen den Mund stopfen; es bleibt nichts andres übrig."

„Bei allen sieben Teufeln, dieser Mönch ist nicht von Pappe," murmelte der Schloßherr, indem er sich zurückzog.

Da sah sich Amador allein mit dem schönen Fränzchen, dem er darauf folgenden Sermon hielt.

„Ihr seid in großer Schuld, mein Liebchen," sprach er, „denn Ihr habt einen armen Diener Gottes der Mißhandlung eines Gottlosen überantwortet. Dafür wird der Zorn des Himmels über Euch hereinbrechen. Wo Ihr Euch auch verstecken mögt, er wird Euch zu finden wissen; selbst im Tod könnt Ihr ihm nicht entfliehen, er wird Euch in die Hölle stoßen, wo Ihr schmoren müßt wie ein Braten, ein Braten für den Teufel, durch alle Ewigkeiten, und siebenhunderttausend Peitschenhiebe werdet Ihr eines Tages aufgezählt bekommen für den einen Schlag, den mir Eure Bosheit verschafft hat."

„Oh, mein Vater," rief die Zofe, indem sie sich dem Mönch zu Füßen warf, „Ihr allein könnt mich retten; allein unter Eurer Kutte vermöchte ich mich zu verstecken vor Gottes Zorn."

Mit diesen Worten hob sie dem Mönch die Kutte auf, wie wenn sie drunter schlüpfen wolle.

„Bei meiner Kleinen," rief sie aus, „die Mönche haben es dicker als die Ritter."

„Bei dem brenzligen Gestank des Teufels," rief Amador, „hast du nie einen Mönch gesehen und gerochen?"

„Nie."

„Und kennst nicht die Metten, welche die Mönche singen ohne ein Wort dazu zu sagen?"

„Nein," beteuerte Fränzchen.

Da schickte der Mönch sich an und zeigte ihr, wie man im Kloster mit der großen Glocke läutet und die Psalmen singt im hohen „C" und erklärte ihr aus dem „ff" das Introibus und auch das ita missa est, um sie geweiht und gefeit vor dem Zorn Gottes zu entlassen, der an dem ganzen Dirnchen nicht den kleinsten ungesalbten Fleck mehr gefunden hätte. Dann befahl er der reuigen Zofe, ihn in die Kammer zu führen, wo das Fräulein von Wüstenfeld, die Schwester des Schloßherrn schlief. Vor diesem Mädchen erschien er nun, um sie zu fragen, ob sie nicht das Bedürfnis habe, ihr Gewissen zu erleichtern und ihm zu beichten, da doch so selten ein Mönch dieses Haus betrete. Das Fräulein war eine gute Christin und willigte mit Freuden in seinen Vorschlag. Also forderte er sie auf, ihm jede Falte ihres Gewissens aufzudecken, und nachdem sie ihm das enthüllt, was er das Gewissen eines Mädchens nannte, fand er es erschrecklich

schwarz. Er erklärte ihr, daß alle Sünden der Frauen von da ihren Ursprung nehmen und es darum nötig sei, wenn sie in Zukunft ohne Sünde bleiben wolle, die schwarze Sündenquelle mit hinreichender mönchischen Indulgenz zu verstopfen. Das unwissende Fräulein antwortete, daß sie nicht wisse, wo solche Indulgenz zu erlangen; er aber versicherte ihr, allezeit, zu jeder Stunde und an jedem Ort ausgiebig mit dieser Indulgenz versehen zu sein. Er zeigte ihr davon einen Zipfel, mit der Beteuerung, daß das die wirksamste Indulgenz sei der Welt, weil sie, wie man von einer richtigen Indulgenz erwarten müsse, ohne Worte himmlische Freuden in Aussicht stelle. Das Fräulein wurde von dem Anblick des mönchischen Schatzes so geblendet, daß ihm ganz schwindelig wurde und es zuletzt gar nicht genug bekommen konnte von den Proben, die ihr der Mönch von der Kraft seiner Reliquie so anhaltend und reichlich zukommen ließ, daß das kleine Fräulein von Wüstenfeld im Nebengemach darüber aufwachte und unter der Türe erschien, um nachzusehen was es gebe. Darauf hatte der Mönch gerechnet, dem schon beim Abendessen das Wasser im Mund zusammengelaufen war beim Anblick dieser leckeren Frucht, als welche er sich nun eilig zu Gemüt führte, damit ihn das gute Fräulein von Wüstenfeld nicht erst verhindern konnte, der Kleinen einen Rest seines Segens zukommen zu lassen.

Wollet aber bedenken, daß ihm die Freude wohl zu gönnen war als Entschädigung der ausgestandenen Unbill.

Als der Morgen herannahte, die Schweine bereits ihre Futtertröge ausgeschlappert hatten und die Katzen von ihren nächtlichen Liebesraufereien ganz zerzaust nach Hause kehrten, suchte Amador sein Lager auf, von dem



Als die Mönche ihn auf dem Zelter der Schloßfrau heranreiten sahen . . .

Fränzchen alle störenden Unbequemlichkeiten sorgfältig entfernt hatte, und alles schlief durch die Gnade und Kraft des Mönchs so fest und so lang, daß vor Mittag, der Stunde des Essens, sich niemand erhob. Die Dienerschaft glaubte schon, daß der Mönch der Teufel sei und wie der Würgengel im Lande Ägypten dem Viehzeug mitsamt der Herrschaft die Gurgel umgedreht habe in der Nacht. Aber zur Essenszeit erschien männiglich in der Halle.

„Kommt, mein Vater," sagte die Schloßherrin, indem sie dem Mönch ihren Arm gab und ihm den Platz an ihrer Seite im Armstuhl des Herrn Gemahls anbot, ohne daß der Schloßherr, zum großen Erstaunen der Dienerschaft, dagegen Einsprache erhob.

„Peter," sagte sie, „reiche dies dem Vater Amador."

„Der Vater Amador wünscht vielleicht von dem da," sprach das gute Fräulein von Wüstenfeld.

„Füllt auch den Humpen des Vater Amador," befahl der Schloßherr.

„Vater Amador hat kein Brot," lispelte das kleine Fräulein Wüstenfeld.

„Was steht zu Euren Diensten, Vater Amador?" fragte Fränzchen.

Jeder beschäftigte sich mit dem guten Amador. Nichts wie Amador und Amador hörte man. Amador hier, Amador dort. Er wurde gefeiert wie eine Braut am Abend der Hochzeit.

„Esset, mein Vater," sprach die Schloßfrau, „Ihr habt gestern ein wenig allzu streng gefastet."

„Trinkt, mein Vater," ermunterte ihn der Ritter, „Ihr seid ein braver Mönch, wie ich in meinem Leben keinen gesehen habe."

„Pater Amador ist wahrhaftig ein Prachtkerl von einem Mönch," flüsterte Fränzchen.

„Ein wahrhaft frommer Mönch," lispelte das Fräulein.

„Ein wohltätiger Mönch," hauchte die kleine Wüstenfeld.

„Ein verdienstvoller Mönch," sprach die Schloßfrau.

„Ein Mönch, der seinem Namen Ehre macht," beteuerte der Schreiber.

Und Amador aß, aß, aß. Ganze Schüsseln voll verschwanden in seinem Wanst. Er trank den Hippokras, wie wenn es Wasser gewesen wäre und leckte sich das Maul wie ein Stier auf der Weide. Das Gesinde betrachtete ihn mit heimlichem Entsetzen. Sie hielten ihn zum mindesten für einen Teufelsbeschwörer. Nach dem Essen umringten die Damen den Hausherrn, die Frau, das Fräulein, die Kleine, und alle drangen sie auf ihn ein, wie es nötig sei, den Prozeß mit dem Kloster in Güte beizulegen. Tausend Gründe wurden ihm vorgetragen, zuerst von der gnädigen Frau, die ihm bewies, wie sich ein Mönch auf dem Schlosse nützlich machen könne, dann von dem gnädigen Fräulein, die auf einmal das Bedürfnis empfand, jeden Tag zur Beichte zu gehen, dann von der Kleinen, die ihren Papa am Bart zupfte und fragte: „Nicht wahr, der Mönch Amador bleibt auf dem Schlosse?" Um die Wette lobten sie den Mönch. Er war so gut und sanft, ein wahrer Heiliger. Welch ein Unglück, daß man mit einem Kloster im Streite lag, wo es solche Mönche gab. Wenn alle so waren wie er, mußte notwendig das Schloß den kürzern ziehen. So ein überlegener Mönch war es. Wie ein Schütteregen, wie eine Sündflut prasselten die Lobsprüche auf den armen Schloßherrn nieder, der wohl sah, daß er nie wieder Friede haben werde in seinem Hause, wenn er nicht Friede

machte mit dem Kloster. Er schickte also unverzüglich nach seinem Schreiber und dem Mönch, und wie verwundert war er, als Amador aus seiner Tasche die Briefe und Vollmachten zog, kraft deren er ohne weiteres abschließen konnte. Als nun die Dame die Sache in bestem Zuge sah, eilte sie nach ihren Schränken, um das feinste Tuch für eine neue Kutte auszusuchen. Jedermann auf dem Schlosse hatte gesehen, wie die alte übel zugerichtet war, also daß es eine Schande gewesen wäre, dieses unvergleichliche Werkzeug des Friedens länger in dem häßlichen Sack zu lassen. Um die Wette arbeiteten sie an der Kutte. Die Schloßfrau schnitt sie zu, das gnädige Fräulein von Wüstenfeld wollte sie nähen, die Kleine bemächtigte sich der Ärmel, Fränzchen der Kapuze. Und einen solchen Eifer entfalteten sie, den guten Mönch neu geschmückt zu sehen, daß das neue Gewand noch vor dem Abendmahl fertig wurde. Auch das Aktenstück, das den ärgerlichen Zwistigkeiten zwischen dem Schlosse und dem Kloster zugunsten des letzteren mit einem Schlag ein Ende machte, wurde zu gleicher Zeit ausgefertigt und von dem Schloßherrn mit seinem Insiegel in grünem Wachs mit roten Schnüren versehen und verziert.

„Mein Vater,“ sprach die Hausfrau, „Fränzchen hat Euch ein warmes Bad bereitet, so tut uns die Liebe, es anzunehmen und Euch zu erholen von den Strapazen so vieler Arbeit.“

Wurde also Amador in ein duftendes Bad gesteckt, und nachdem er sich genug gütlich getan, fand er an Stelle seiner schmutzigen Lumpen ein feines Linnenhemd, funkelnagelneue Sandalen und ein so prachtvolles neues Gewand, daß alle erklärten, nun sehe er aus wie der König der Mönche.

Unterdessen hatte der Konvent von Tulpenau, in großer Besorgnis um Amador, mehrere der Brüder auf Kundschaft ausgeschickt. Diese umschlichen das Schloß Wüstenfeld von allen Seiten und sahen aus der Ferne, wie Fränzchen durch eine Mauerluke die alte schmierige Kutte Amadors in die Unratgrube hinunterwarf. Waren also überzeugt, daß es um den armen Narren geschehen sei und kamen in großer Hast nach der Abtei zurück, allwo sie verkündeten, daß Amador um ihrer guten Sache willen zum Märtyrer geworden war. Als der Abt die Nachricht vernahm, rief er alle Mönche nach der Kapelle und hielt ein feierliches Gebet ab für die arme Seele des unglücklichen Bruders.

Unterdessen saß Amador auf Schloß Wüstenfeld gemütlich beim Abendmahl. Nach dem Essen aber fand er auf der Freitreppe des Schlosses den Zelter der gnädigen Frau, wohlgezäumt und gezügelt, und daneben den Stallmeister, bereit, ihm den Steigbügel zu halten; der Schloßherr aber befahl all seinem bewaffneten Volk, den Mönch zu begleiten, damit er ohne Unfall in seiner Abtei anlange. Von dieser Zurüstung wurde Amador so gerührt, daß er die Unbilden vom vorherigen Abend von Herzen verzieh und allen seinen Segen erteilte. Ihr könnt euch denken, daß ihm, wie er nun in seinem Triumph davonritt, manch ein schönes Auge nachblickte. Fränzchen erklärte, daß sich dieser Mönch besser im Sattel halte als mancher Kriegsmann; das Fräulein von Wüstenfeld seufzte. Die Kleine hätte ihn um ihr Leben gern zum Beichtvater gehabt.

„Er hat dem Schlosse Heil und Segen gebracht,“ erklärten alle.

Unterdessen kam Amador mit seinem Gefolge vor die Abtei geritten, wo die ganze Mönchschaft in Furcht und

Entsetzen geriet, weil sie nicht anders glaubten, als daß der von Wüstenfeld, noch trunken vom Blute Amadors, mit seiner Kriegsmacht heranrücke, um die Abtei dem Erdboden gleichzumachen. Aber Amador rief den Mönchen zu mit seiner breiten Stimme, daß sie ihn erkannten; sie ließen ihn ein, und während er vom Zelter der Schloßherrin heruntersstieg, kamen nach und nach alle herbei. Nachdem sie sich von ihrem Schrecken und ihrem Erstaunen erholt, umringten und beglückwünschten sie ihren Bruder Amador, der das gesiegelte Pergament wie eine Siegesfahne über seinem Kopfe schwenkte. Die Kriegsleute des Herrn von Wüstenfeld wurden mit dem besten Wein des Klosterkellers bewirtet; er war ein Geschenk derer von Marienmünster, denen die berühmten Weinberge von Vouvray gehörten.

„Hier sieht man", sprach der Abt, nachdem man ihm den Inhalt des Pergaments vorgelesen, „deutlich den Finger Gottes, und so mögt ihr erkennen, daß auf seine Vorsehung zu vertrauen das beste Teil eines Christen ist." Als aber der Abt noch oft auf diesen Finger Gottes zu sprechen kam, indem er Amador mit Dank überhäufte, wurde dieser allmählich unwirsch über diese Verkleinerung seines Verdienstes und brummte etwas in den Bart, was aber die Brüder nicht verstanden.

„Ehrwürdiger Vater," sprach er laut, „sagt lieber, daß es der Arm Gottes war, und damit wollen wir es gut sein lassen."

Die Beilegung seiner Streithändel mit dem Kloster war für den Herrn von Wüstenfeld von einem hohen Glück begleitet, das ihn unsrer heiligen Kirche vollends geneigt machte. Er erhielt einen Sohn, genau neun Monate nach der Umwandlung seines heidnischen Sinns

durch Bruder Amador. Dieser aber wurde von den Mönchen zum Abt erwählt. Sie hofften auf ein gutes Leben unter dem versoffenen Narren. Aber kaum in seine neue Würde eingesetzt, wurde Amador vernünftig und übte die strengste klösterliche Zucht, nicht nur an andern, sondern auch an sich selber; denn er hatte rechtzeitig seine Lust gebüßt und seine Seele reingebrannt von ihren Schlacken in einem Feuer, in dem sich alles klärt und reinigt — dem Feuer der Frauenliebe, als welches das blitzendste, bitzelndste, kitzelndste, das reizendste, beizendste und einheizendste Feuer der Welt ist. Es ist zugleich das verzehrendste und verheerendste Feuer, und es hat in Bruder Amador alles verheert und verzehrt, was Schlimmes in ihm und an ihm war, und hat allein zurückgelassen, was nicht mehr beißen konnte, nämlich seinen Geist, und hat ihn hell und klar gemacht wie Diamant, der, wie jedermann weiß, ein Ergebnis des großen Welt- und Urfeuers ist, in dem ganze Welten verkohlt sind.

So wurde denn Amador das von der Vorsehung auserwählte Werkzeug, um unsre illustre Abtei von Grund aus zu reformieren; er wachte Tag und Nacht über seine Mönche, trieb sie aus den Betten zur festgesetzten Stunde, zählte sie in der Kapelle ab wie ein Hirt seine Schafe, strafte streng das kleinste Vergehen wider die Regel, kurz, machte lauter Heilige aus seinen Mönchen, soweit es in seiner Gewalt lag.

Daraus lernen wir, daß wir uns mit den Frauen abgeben sollen, nicht um der Lust willen, sondern um uns zu kasteien und in der Kasteiung zu heiligen. Außerdem lehrt uns diese Geschichte die alte Wahrheit, die heute, Gott sei es geklagt, nur allzu wenig beachtet wird, nämlich, daß man mit der

Kirche und ihren Dienern nicht in Streit und Händel liegen soll.

* * *

Der König und die Königin fanden die drollige Historie durchaus nach ihrem Geschmack, die Höflinge gestanden, daß sie schon lange nichts so Lustiges gehört hatten, und die Hofdamen hätten gewünscht, die Geschichte gemacht zu haben.

Die reuige Bertha.

I.

Wie Bertha im Stand der Ehe eine Jungfrau blieb.

Ungefähr um die Zeit der ersten Flucht des Kronprinzen, die unserm guten, gnädigen Herrn Karl dem Siegreichen viel Verdruß gebracht hat, ereignete sich in einer vornehmen, jetzt ganz erloschenen Familie des Touranerlands ein trauriger und beklagenswerter Vorfall, der in der folgenden Geschichte getreulich erzählt werden soll. Möchten die Heiligen Gottes, Bekenner, Märtyrer, Jungfrauen und andre himmlischen Herrschaften, die auf Befehl des Allerhöchsten dem Guten zuletzt zum Sieg verholfen haben, auch dem Autor ihren Beistand nicht versagen.

Herr Imbert von Bastarnay, einer der größten Grundbesitzer des Touranerlands, erfreute sich der in jenem Lande seltenen Eigentümlichkeit, nichts wissen zu wollen von den Frauen und der Ehe, nebst allem, was drum und dran hängt. Und vielleicht hatte er recht.

So war er denn ohne Genossin allmählich ein bejahrter Herr geworden, der sich keineswegs vorteilhaft in seinem Äußern auszeichnete. Immer nur auf Kriegsfahrten und in soldatischen Unternehmungen begriffen, immer allein oder in der Gesellschaft von ruppigen Junggesellen, kam er fast nie aus seinem Harnisch und war so

ungewaschen und stinkend, daß er, was sein Äußeres betrifft, eher einem Affen als einem Christenmenschen glich, während er Kopf und Herz, und was sonst zu einem rechtschaffenen Manne nötig ist, durchaus auf dem rechten Fleck hatte. Und weit hätte man suchen können, um einen treuern und tapferern Ritter, einen Mann von fleckenloserer Ehre zu finden als ihn.

Auch wurde er von vielen gerühmt als weise im Rat und verständig in seiner Rede. Man möchte fast glauben, Gott habe einen schlechten Spaß machen wollen, indem er so viel Tugend in eine so abstoßende Hülle steckte.

Als dieser edle Herr, der von jedermann für einen Siebziger gehalten wurde, obwohl er in Wahrheit erst fünfzig auf dem Rücken hatte, den Entschluß faßte, sich eine Frau aufzubürden, einzig und allein zu dem Zweck, um von ihr Nachkommenschaft zu erhalten, und also in dieser Absicht Umschau hielt unter den Töchtern des Lands, hörte er eines Tags die Vollkommenheit und Schönheit eines Fräuleins von Rohan rühmen, deren Familie in der Provinz große Lehen besaß, und die mit ihrem Vornamen Bertha hieß. Imbert kam, um sie zu sehen, auf ihr väterliches Schloß Montbazon und ward von ihrer Schönheit und kindlichen Unschuld so bezaubert, daß er sich noch in der ersten Stunde entschloß, sie zur Ehefrau zu nehmen, in der Voraussetzung, daß eine Jungfrau von so hoher Abkunft ihren ehelichen Pflichten niemals untreu werden könne. Sie wurde ihm auch ohne weiteres gewährt; denn der edle Herr von Rohan hatte sieben Töchter und wußte nicht, wie er in diesen schweren und bedrängten Zeiten, wo der Krieg fast allein die Männer in Anspruch nahm, für jede einen passenden Gemahl finden sollte.

Der gute Bastarnay fand also seine Bertha in der Tat unberührt, und in der ersten Nacht, in der er ihrer Jungfernschaft Herr wurde, schaffte er ihr ein Kind, von dessen Vorhandensein er schon im zweiten Monat der Ehe zu seiner großen Freude nicht mehr zweifeln konnte. Hier ist zu sagen, daß aus diesem legitimen Zweige der spätere Herzog von Bastarnay abstammte, der bei dem guten König Loys dem Eilften als dessen Kämmerer, Gesandter, rechte Hand und unentbehrlicher Diener in großer Gnade stand. Diese Vasallentreue, eine seltene Blume im Garten der Fürsten, hatte er vom Vater her ererbt, der seinem Herrn, dem Kronprinzen, so treu ergeben war, daß er ihn in allen Glückswendungen, auch in seinen Rebellionen gegen den König, unverbrüchlich anhing, ja, daß er für ihn, wenn der Prinz es von ihm verlangt hätte, Christus zum zweitenmal gekreuzigt haben würde.

Die edle Dame von Bastarnay betrug sich im Anfang ihrer Ehe so tadellos, daß ihre beglückende Gegenwart alle schlimmen Gedanken und Meinungen über die Frauen aus dem Kopf des Ritters verscheuchten, wie lange sie auch darin eingerostet waren. Seine Art, in dieser Sache zu denken, schlug vom tiefsten Mißtrauen in das tiefste Vertrauen um. Er überließ die Regierung seines Hauses ganz der genannten Bertha; er machte sie zur Herrin über alles, zur Königin seiner Ehre, wie zur Wächterin seiner weißen Haare, und würde jeden niedergestoßen haben, der ihm über dieses Wunder von Tugend auch nur die leiseste Verdächtigung zugeflüstert hätte.

Er betrog sich hierin auch keineswegs. Doch um ganz ehrlich zu sein, muß ich hier sagen, daß an dieser Tugendhaftigkeit der kleine Bengel nicht wenig teil hatte, mit dem die hübsche Mutter sich während sechs Jahren

Tag und Nacht beschäftigte, den sie mit ihrer Milch nährte aus ihrer jungen weißen Brust, in die er nach Kräften biß, und die er mit seinen kleinen täppischen Händchen gehörig bearbeitete, ihr also quasi den Geliebten ersetzend. Diese gute Mutter kannte keine andern Liebkosungen, als die der rosigen jungen Lippen dieses Kindes, sie las in keinem andern Buch, als in dessen himmlisch blauen Augen, sie hörte keine andre Musik als die Laute, die aus dem Mund des Kleinen drangen und die für ihr Ohr dem Gesang der Engel glichen. Sie ward nie müde, ihn zu küssen, ihn zu herzen Tag und Nacht, und wenn sie ihn wickelte und bündelte, hätte sie ihn fressen mögen vor Zärtlichkeit; sie ward selber zum kleinen Kinde, um ihm ganz gleich zu sein, kurz, sie benahm sich mit ihm so toll, so närrisch, so verliebt, und war fraglos die glücklichste und beste Mutter, die es je auf der Welt gegeben hat, ohne Unsrer Lieben Frau, der Heiligen Jungfrau, zu nahe treten zu wollen, die keine große Plage gehabt haben wird, um unsern Herrn und Heiland zu erziehen, als welcher ein Gott war und dessen nicht nötig hatte.

Dieses Gehaben seiner Frau und der geringe Geschmack, den sie an dem fand, was die Quintessenz der Ehe ist, freuten den guten Ehemann sehr; denn er hätte nicht gewußt, wie er ihren Ansprüchen genügen sollte, wenn es ihr eingefallen wäre, überhaupt Ansprüche an ihn zu stellen. So beschränkte er sich auf eine weise Sparsamkeit, um im Notfall das Zeug, richtiger gesagt den Stoff, zu einem zweiten Kinde stets bereit zu haben.

Nachdem aber so sechs Jahre verflossen waren, mußte die zärtliche Mutter ihren Sohn den Händen des Stallmeisters und andrer strenger Lehrer übergeben; denn der Herr von Bastarnay wollte, daß sein Sohn nicht nur der

Erbe seines Namens und seiner Güter, sondern auch seiner kriegerischen Tugenden werde. Darüber weinte Bertha bitterlich. All ihr Glück war ihr von da an geraubt. Dieses zärtliche Mutterherz mußte nun allen andern nachstehen und konnte ihren geliebten Sohn nur noch in kleinen flüchtigen Augenblicken genießen. Sie verfiel darüber in eine düstere Melancholie, und als ihr Gatte das gewahrte, hätte er ihr gern ein zweites Kind geschenkt, welche löbliche Absicht ihm aber schnöde mißlang und worüber die gute Dame sich sehr grämte, da das Mittel zum Zweck, nämlich die Sache an sich, ihr sehr zuwider war und große Überwindung kostete, wie sie naiv eingestand. Sie sprach auch nur die lautere Wahrheit, und ihr könntet ebensogut die heiligen Evangelien als Fälschungen verbrennen, als die Ehrlichkeit ihrer Rede zu bezweifeln. Um aber nicht in den Verdacht eines Aufschneiders zu kommen, nicht gerade bei den Männern, denn die kennen die Sache, aber vielleicht bei den Frauen, mag sich der Schreiber gern der Mühe unterziehen, die geheimen Gründe und Ursachen zu erklären und auseinanderzusetzen, warum Bertha vor den Dingen, die sonst die Damen über alles lieben, nur Ekel und Abscheu empfand, ohne daß doch ihre jugendliche Frische und Schönheit unter dieser Entbehrung im geringsten litt. Und nun sagt, ob es einen Schreibersmann geben kann, der entgegenkommender wäre gegen die Damen als ich? Man weiß, wie ich die Frauen liebe. Und doch liebe ich sie noch lange nicht genug, da ich öfter meinen Federkiel in der Hand halte, als seidene Bänder und Schleifen, um ihnen damit die Lippen zu kitzeln, daß sie lachen müssen, und, in aller Unschuld versteht sich, mit ihnen zu scherzen und Allotria zu treiben. Aber hier endlich meine Gründe:

Der gute Herr von Bastarnay war nämlich kein Feinschmecker. Die Suppen, die er sich einbrockte, entbehrten jeder Leckerheit und gewürzhaften Zubereitung. Es focht ihn wenig an, auf welche Art ein Feind getötet wurde, wenn er nur überhaupt tot war. Er pflegte im Handgemenge seinen Kerl steif zu machen, ohne ein Wort dabei zu verlieren. Diese Unbekümmertheit in Sachen des Totmachens übertrug er auch auf das Geschäft des Lebendigmachens. Er wußte nichts von den tausenderlei Zubereitungen, er verstand sich auf keines der feineren Rezepte, auf keinen der unzähligen Kunstgriffe und Kniffe, er kannte keines der feinen Gewürze, Konfitüren und prickelnden Beimengsel, die den bekannten Kuchen erst wohlschmeckend machen, er wußte nicht wie man sein Öfelchen auf die verschiedenste Art heizen konnte, bald mit feinem Reisig, bald mit derbem Scheiterholz, um bald ein lindes langsames Glühen bald ein heißes, heftiges Flackerfeuer zu entfachen, je nach Beschaffenheit, Natur und Zweck des gewollten Gerichts. Er hatte keine Ahnung von den zarten flüchtigen und kitzeligen Essenzen, die auf der Zunge vergehen, wonach die Frauen so lüstern sind, die sie so gern verstohlen schlückern. Gleichen doch die Damen in ihren weiblichen Eigenheiten den genäschigen Kätzchen, wie sie mit ganz kleinen zierlichen und graziösen Bewegungen um den Brei herumgehen, am süßen Kern mit weißen Zähnchen knuspern und knabbern, am duftenden Speck mit dem dünnen rosigen Zünglein lecken und ihre Maus so langsam als möglich mit grausamer Lust zu Tode kitzeln. Keine von ihnen (ich meine natürlich die vornehmen Damen) würde mit einem einzigen Griff ihr Stück Kuchen zum Mund führen und verschlingen, wie es die rohen Männer tun; alle werden den süßen Brocken

in so vielen leckeren Bißchen genießen, als es nur möglich ist, alle werden die zuckrigen Latwergen und würzigen Säftlein mit den kleinsten Löffelchen schlürfen und schlückern, sich tausendmal mit der Zunge die rosige Lippe leckend, und überhaupt Messer und Löffel so handhaben, als ob sie sich nur auf höheren Befehl und nicht aus eignem Antrieb der Beschäftigung des Essens hingäben; so sehr widerstrebt es ihnen, gerade auf eine Sache loszugehen, so sehr haben sie das Bedürfnis nach zierlichen Umschweifen und umschweifenden Zierlichkeiten in all ihrem Tun. So liegt es in ihrer Natur. Sie wären nicht Frauen, wenn sie anders wären. Und die Söhne Adams sind nur darum so närrisch auf sie, weil sie die Dinge anders angreifen als der Mann.

Herr Imbert von Bastarnay aber, der als alter Kriegsmann nichts anders kannte und wußte als sein rauhes Handwerk, nahm den Garten der Venus wie eine Festung im Sturm, ohne auf die Wehklagen der armen Einwohner zu achten, und pflanzte — etwa wie er anderswo auf einem feindlichen Burgwall seine Lanze aufpflanzte — sein Kind quasi mit einem Stoß.

Und die sanfte Bertha, noch das reine Kind mit ihren fünfzehn Jahren, glaubte in ihrer jungfräulichen Seele, daß das Glück, Mutter zu werden, eben notwendig mit dieser schrecklichen abstoßenden und eklen Sache erkauft werden müsse. Sie betete während des bösen Handels inbrünstig zu Gott, daß er ihr beistehen möchte und schickte ungezählte „Ave" an die Heilige Jungfrau, die vor solchem Übel gnädig verschont geblieben.

Da sie also nur Abscheu vor der Sache hatte, zeigte sie ihrem Gatten natürlich nie ein Verlangen danach, als welcher, aber aus andern Gründen, noch weniger darauf erpicht

war. So lebte sie, wie eine Klosterfrau, in vollkommener Einsamkeit. Sie hatte keine Ahnung davon, welche süßen Freuden in der Vereinigung von Mann und Weib nach dem Willen Gottes sprießen und blühen können, da sie ihrerseits darin nur häßlichen Widerwillen und unerträgliche Schmerzen gefunden. Um so mehr liebte sie ihr Kind, das ihr schon vor seiner Geburt so viel gekostet hatte, und floh immer ängstlicher das nächtliche Kampfspiel mit ihrem Gemahl, wobei sie nun einmal, so wie sie war und so wie dieser Gemahl war, nichts zu gewinnen hatte. Begreift ihr nun?

Dies ist aber die wahre Geschichte so mancher Ehen und nach dem Sagen der erfahrensten Leute der Grund von den verrückten und ganz närrischen Tollheiten so mancher Frauen, die eines Tags mit einem Male erkennen, wie sie getäuscht worden sind und dann in einer einzigen Nacht alle Freuden eines ganzen Menschendaseins auskosten möchten, um am Tische des Lebens endlich auch einmal auf ihre Rechnung zu kommen. Dies ist Philosophie, meine Freunde. Merkt euch diese Zeilen gut und zieht euch eine Lehre daraus, wie ihr eure Frau, euer Liebchen oder was euch Gott sonst anvertraut hat, am weisesten behüten und bewahren mögt.

So war denn Bertha, obwohl sie Mutter geworden, in mehr als einem Sinne Jungfrau geblieben. Sie stand jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahr und bildete den Ruhm der ganzen Provinz, wie den Stolz und die Augenweide ihres Manns. Sie war schlank und biegsam wie eine Weide, behend wie ein Reh, voll kindlicher Unschuld wie ihr kleiner Sohn und doch verständig in ihrem Sinn, also daß man, wenn man ihren Rat in einer Sache hören wollte, nie umsonst bei ihr anklopfte. Sie wohnte

damals in der Nähe der Stadt Losches, auf dem Schloß ihres Gemahls, und kannte, wie alle Edeldamen der alten Zeit, keine andre Beschäftigung oder Zerstreuung als die Sorge um ihr Hauswesen, von welcher Sitte die Damen von Frankreich seit der Regierung der Königin Kathrein, der Italienerin, leider abgekommen sind. Unter der Herrschaft dieser Fremden, sowie der des Königs Franziskus und dessen Nachfolger, wurden nur noch üppige Feste und höfische Zeremonien gefeiert, ein Umstand, der später im Verein mit dem Verfall der Kirche, den Ruin des Staats heraufbeschworen hat. Aber das ist nicht meine Sache. Um diese Zeit also hielt der König Hof in der Stadt Losches, und der Herr und die Dame von Bastarnay, deren Ruhm schon bis zum König gedrungen war, wurden aufgefordert, am Hofe zu erscheinen. So kam Bertha nach Losches, bekam vom König viel Schmeichelhaftes zu hören und ward huldigend umringt von allen jungen Edelleuten, die die saftige Frucht mit den Augen verschlangen, wie nicht weniger von den alten, die sich an dieser Sonne das Herz wieder ein bißchen aufwärmten. Alle, Alte und Junge, würden gern in den Tod gegangen sein, wenn sie damit erreicht hätten, diese bezaubernde Schönheit einmal genießen zu dürfen, die den Blick blendete uud das Gehirn verwirrte. Und am ganzen Hofe war bald von der schönen Bertha mehr die Rede als in den heiligen Evangelien vom lieben Gott, zum großen Ärger einer großen Anzahl von Damen, die nicht mit so viel Reizen ausgestattet waren und die junge Eroberin am liebsten zu allen Teufeln geschickt hätten.

Eine gewisse Dame machte bald die Wahrnehmung, daß einer ihrer Freunde sich ganz toll in die schöne Bertha verliebte und faßte darüber einen heftigen Groll, womit

sie den Grund zu allen zukünftigen Leiden, aber auch zum Glück der Dame von Bastarnay legte, die dadurch zur Entdeckung des Zauberlands gelangte, das die Liebe heißt, und deren wahres Geheimnis ihr bis dahin ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war.

Jenes schlechte Weib hatte einen Vetter, der kaum zwanzig Jahre alt und schön war wie ein Mädchen. Kein Härlein sproßte ihm am Kinn und seine junge Stimme war so melodisch, daß sie seinen schlimmsten Feind gerührt haben würde. Der junge Mann gestand seiner Verwandten, daß er gern sterben wolle, wenn er die Liebe der schönen Bertha genossen hätte.

„Mein werter Vetter," sagte sie ihm, „verlaßt diesen Saal und begebt Euch in Eure Wohnung, ich verpflichte mich, Euch diesen Genuß zu verschaffen. Aber nehmt Euch in acht, daß Ihr Euch nicht vor der Dame sehen laßt, noch vor dem alten Pavian, der aus Versehen von der Natur zu einem Christenmenschen gemacht worden ist und dem diese schöne Fee angehört."

Nachdem der Vetter sich also versteckt, machte sich das falsche Weib an Bertha heran, nannte sie ihre Freundin, ihr Schätzchen, einen Stern der Schönheit und die Sonne des Festes, kurz, schmeichelte ihr auf jede Art, um sich dadurch um so besser an der Armen rächen zu können, die ihr, ohne es zu wissen, ihren Liebhaber abspenstig gemacht, was eine ehrgeizige Frau einer andern niemals verzeiht. Nach allen möglichen listigen Schachzügen konnte das durchtriebene Weib nicht mehr zweifeln, daß die gute Bertha von der Liebe keine Ahnung hatte. Ihre Augen waren so feucht und durchsichtig, die Stirne und die Schläfen so klar und ohne das kleinste Fältchen, das Näschen so weiß wie Schnee, nirgend ein Zeichen von

genossenen Freuden auf diesem unschuldigen Mädchengesicht. Noch ein paar listige Fragen, und die Antworten Berthas gaben ihr die volle Gewißheit, daß die Gute zwar den Vorzug gehabt, Mutter zu werden, aber um die Freuden der Liebe betrogen worden war. Des freute sich die andre für ihren Vetter. Sie erzählte dann der guten Bertha, daß in der Stadt Losches ein junges Fräulein aus der edlen Familie derer von Rohan wohne, die der Vermittlung einer vornehmen Frau bedürfe, um von ihrem Oheim, dem Herrn Ludwig von Rohan, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Wenn nun Bertha ebensogut wie schön sei, werde sie sicherlich nicht zögern, das arme Mädchen zu sich zu nehmen und sie auf diese Weise mit dem edlen Herrn von Rohan in Verbindung zu bringen, der sich bis jetzt geweigert habe, die Nichte in seinem Schlosse zu empfangen. Bertha erklärte sich ohne Zögern dazu bereit. Sie kannte die unglückliche Geschichte des Fräuleins von Rohan, hatte die Base aber selber nie gesehen, von der man vermutete, daß sie ins Ausland gegangen sei. Hier ist es nötig, zu erklären, warum der König den Herrn von Bastarnay in so auffälliger Weise zu diesem Feste zugezogen hatte. Der hohe Herr machte sich seine eignen Gedanken und Vermutungen über die erste Flucht des Kronprinzen nach Burgund und wollte denselben eines so tüchtigen Ratgebers, wie den besagten Bastarnay, berauben. Aber der ritterliche Greis, der dem genannten Prinzen Loys in unverbrüchlicher Treue ergeben war, roch den Braten und ging nicht in die Falle. Er machte sich unverzüglich auf und kehrte mit seiner Frau und ihrer neuen Gefährtin, die sie ihm als Sylvia von Rohan zugeführt, auf sein Schloß zurück. Obwohl er bei Nennung dieses Namens etwas zurückschreckte, war

er zuletzt doch so gerührt von der Güte Berthas und dankte ihr dafür, daß sie es unternommen hatte, ein verirrtes Schaf seiner Herde wieder zuzuführen. Er umgab in dieser letzten Nacht seine Frau mit aller Liebe und Sorgfalt, deren er fähig war, und nachdem er genügend bewaffnete Mannschaft im Schloß zurückgelassen, ritt er mit seinem Herrn, dem Kronprinzen, davon gen Burgund, ganz ahnungslos, welch einen gefährlichen Feind er in seinem Hause beherbergte. Die genannte Sylvia war nämlich niemand anders als der verliebte Jüngling, den seine Base in Frauenkleider gesteckt, um auf diese Weise ihren Rachedurst an Bertha zu stillen und deren Unschuld zu vernichten. Der hübsche Junge war dem Herrn von Bastarnay ganz unbekannt, da er erst vor kurzem vorübergehend an den Hof gekommen, im übrigen bei seinem Oheim Dunois, der ihn erzogen hatte, als Page diente. Herr Imbert war im guten Glauben gewesen, ein Mädchen vor sich zu sehen und hatte davon den Eindruck großer Schüchternheit und Bescheidenheit bekommen, denn der Junge, der befürchtete, er könne sich verraten, hielt seine Blicke immer sorgfältig gesenkt. Wenn Bertha ihn auf die Lippen küßte, zitterte er vor Angst, eine plötzliche Kleidfalte könnte seine wahre Natur offenbaren und ihm den Tod bringen, noch ehe er an sein Glück gerührt. Man kann sich darum denken, wie er frohlockte, als die Fallbrücke endlich herabgelassen wurde und der alte Herr davonritt. Er hatte in seiner Todesangst das Gelübde getan, daß er einen Pfeiler zum Bau der Kathedrale von Tours stiften wolle, wenn er der drohenden Gefahr glücklich entrinne. Und wirklich gab er fünfzig silberne Mark, um damit seine Freuden Gott abzukaufen; aber anstatt Gott, bezahlte er dem Teufel den Lohn, wie ihr sehen werdet,

16*

wenn ihr die Geduld habt, meiner Erzählung weiter zu folgen, welche kurz zusammengefaßt sein soll, wie es einer richtigen und guten Historie ansteht.

II.

Wie Bertha erfuhr, was die Liebe sei, und was sich alles daraus ergeben hat.

Besagter junger Page war der edle Herr Hans von Saschez, ein Vetter des Herrn von Montmorency, an welchen später durch den Tod des genannten Hans die Lehen von Saschez, dem Gesetze nach, zurückfielen. Hans war zwanzig Jahre alt und ihr könnt euch denken, wie langsam ihm dieser erste Tag herumschlich. Als dann der alte Imbert endlich davongeritten, setzten sich die beiden Frauen in den Erker über der Fallbrücke, um dem Scheidenden so lange als möglich nachzusehen und ihm tausend Abschiedsgrüße zuzuwinken. Nachdem aber das letzte Staubwölkchen von den Hufen der Pferde am Horizont verraucht war, stiegen sie herunter und zogen sich in das Gemach zurück.

„Was wollen wir treiben, schöne Muhme," sagte Bertha zu der falschen Sylvia. „Liebt Ihr die Musik? Wir könnten ein Duett singen, eines der alten Minnelieder vielleicht? Sagt, ist das Euer Geschmack? So kommt an mein Instrument! Tut mir die Liebe. Singen wir eines zusammen!"

Hierauf nahm sie Hans bei der Hand und zog ihn zum Instrument, wo sich der gute Junge zierlich nach Art der Frauen niederließ.

„Oh, schöne Muhme," rief Bertha, nachdem die ersten Noten angeschlagen waren und der Page ihr den Kopf zuwandte, damit sie den Gesang zusammen anstimmten;

„oh! Ihr habt seltsame Augen, Ihr bewegt mir mit Euren Blicken, ich weiß nicht wie, das Herz.“

„Meine süße Muhme,“ log die falsche Sylvia, „diese Augen waren die Ursache meines Verderbens. Ein schöner Herr von jenseits des Meeres fand so viel Zauber in meinen Augen und küßte sie so gern und so oft, daß ich, da ich sie zu gern küssen ließ, dabei gestrauchelt bin.“

„So schleicht sich die Liebe also durch die Augen ein?“

„Im Feuer der Augen werden Kupidos Pfeile geschmiedet,“ antwortete der Verliebte, indem er Bertha einen flammenden Blick zuwarf.

„Singen wir, Sylvia!“

Und also sangen sie auf den Wunsch der falschen Base ein Lied der Christine von Pisan, in dem viel von Liebe die Rede war.

„Oh, Sylvia, welche Tiefe, welcher Klang ist in Eurer Stimme, sie dringt mir bis ins Innerste der Seele.“

„Und wo sucht sie Eure Seele?“ fragte die verdammte Sylvia.

„Hier,“ antwortete Bertha, und deutete auf die Gegend des Zwerchfells, auf das in der Tat die Klänge der Liebe stärker wirken müssen, als auf das Trommelfell des Ohrs, da es dem Herzen näher liegt, wie auch der andern Sache, die ihr kennt, und die im Weibe intelligenter ist als das Gehirn, stärker als das Herz und feinhöriger als das Ohr — was ich in allen Ehren und allein aus physikalischen Gründen hier ausgesprochen haben will.

„Lassen wir die Musik,“ hauchte Bertha, „sie erregt mich zu sehr. Kommt zum Fenster, wir wollen bis zur Vesper kleine Handarbeiten machen.“

„Oh, teure Muhme, ich habe nicht gelernt mit der Nadel umzugehen, ich hatte anderes zu tun bisher.“

„Aber womit brachtet Ihr den ganzen Tag zu?“

„Mit der Liebe, die die Tage zu Augenblicken umwandelt, die Monate zu Tagen und die Jahre zu Monden; die, wenn sie ewig ist, die Ewigkeit zum Hauch macht, da alles an ihr Glück ist und himmlische Seligkeit.“

Nachdem er so gesprochen, senkte der Jüngling die Wimpern seiner schönen Augen und verfiel in trauriges Nachsinnen, wie eine Dame, die ihrem ungetreuen Liebhaber nachtrauert, die ihm alles verzeihen möchte, wenn er nur wieder in ihre treuen Arme zurückkehren wollte.

„Sagt, Muhme, ist die Liebe auch im Ehestand zu finden?“

„O nein,“ antwortete Sylvia, „in der Ehe ist alles Pflicht, aber in der Liebe ist alles ein freies Geschenk. Dieser Unterschied verleiht den Liebkosungen, die die Blüten der Liebe sind, einen ganz besonderen Duft.“

„Lassen wir dies Gespräch, Muhme, das ist noch aufregender als Musik.“

Sie läutete einem Diener, befahl ihm, ihren Sohn herzuführen, und Sylvia, ihn erblickend, rief aus:

„Ah! er ist schön wie Gott Amor.“ Dabei küßte sie ihn auf die Stirne.

„Komm, mein Liebling,“ sprach die Mutter, an deren Hals sich der Kleine warf, „komm, du bist mein Glück, mein Himmelsgeschenk, mein herziger Schatz, mein Goldkind, mein Engel, mein Spielzeug und mein Zeitvertreib, das Licht meiner Tage und meiner Nächte. Komm, ich will ein Stückchen von deinen Händen aufessen! So, nun beiß ich dir ein Ohr ab. Gib dein Köpfchen her, daß ich dir die Haare küsse. Sei glücklich, mein Herzblatt, dann bin ich's auch.“

„Ah, meine Muhme! Ihr redet in der Sprache der Liebe zu dem Kinde.“

„So ist die Liebe also ein Kind?"

„Ja, schon die Heiden haben sie als Kind dargestellt."

Und die beiden Schönen machten sich daran, mit dem Kleinen zu spielen, bis die Stunde des Nachtmahls kam, und fanden doch immer wieder einen Gesprächsstoff, in dem die Liebe den Hauptgegenstand bildete.

„Wünscht Ihr Euch nicht ein zweites Kind?" flüsterte Hans seiner Cousine ins Ohr, das er mit seinen heißen Lippen streifte.

„Ach, Sylvia, ich würde gern Höllenqualen erdulden, wenn der Herr sie mir auferlegte, nur um noch ein Kind zu bekommen. Aber trotz aller Anstrengungen, trotz aller Arbeit und Mühe, die sich mein Gemahl damit macht, und die mir wenig Freude bereiten, will sich meine Gestalt nicht im geringsten mehr ändern. Ach! es ist nichts, nur ein einziges Kind zu haben. Wenn ich einen Schrei im Schlosse höre, so meine ich, das Herz stehe mir still. Ich lebe in beständiger Angst um meinen Liebling, ich fürchte überall Gefahren für ihn, sei es von Menschen oder von Tieren, ich zittre bei seinen Waffenspielen, seinen Reitübungen, einfach bei allem. Ich atme nur in ihm, nur für ihn bete ich zu den Heiligen und Aposteln. Aber laßt mich schweigen, ich würde sonst kein Ende finden, Euch mein Leid zu klagen."

Während sie also sprach, drückte sie den Kleinen an ihre Brust mit einer Inbrunst der Zärtlichkeit, deren kein andres Wesen, als nur eine Mutter fähig ist. Wenn ihr daran zweifelt, so betrachtet einmal eine Katze, die ihr Junges im Maule trägt, und ihr werdet meiner Beobachtung recht geben. Der gute Jüngling aber fühlte sein Gewissen durch diese Reden der Dame auffallend beruhigt. Hatte er vorher gezweifelt, ob er recht daran

tue, diese nach Regen dürstende blumige Wiese mit dem Wasser der Lust zu begießen, so schien es ihm jetzt, als ob er dem Befehl Gottes gehorche, indem er dieser einsamen Seele die Liebe lehrte.

Nach dem Abendbrot forderte Bertha ihre Muhme auf, mit ihr, der Sitte jener Zeit gemäß (wovon die Damen inzwischen abgekommen sind), das Lager in dem großen ehelichen Bett zu teilen, und die falsche Sylvia erwiderte, um nicht aus ihrer Rolle des wohlerzogenen vornehmen Mädchens zu fallen, daß ihr dies eine große Ehre sei. Als die Abendglocke geläutet hatte, zogen sich die beiden also in das mit kostbaren Teppichen und seidenen Vorhängen reich ausgestattete Schlafgemach zurück, wo sich Bertha unverzüglich von ihren Kammerzofen entkleiden ließ, während Sylvia sich dessen schamhaft weigerte, indem sie dunkel errötete. „Seit ihr vielgeliebter Freund", log sie, „ihr nicht mehr diesen Dienst leiste, habe sie sich daran gewöhnt, sich allein zu bedienen, denn jeder dieser Handgriffe rufe eine süße Erinnerung in ihr wach, zärtliche Worte, mit denen ihr Liebster ihr geschmeichelt, und verliebte kleine Tollheiten, wenn er sie des letzten Kleidungsstücks entledigt hatte." Über diese Rede erstaunte sich Bertha höchlich, ließ aber ihre Muhme gewähren, als welche hinter den Bettvorhängen ihre Abendandacht verrichtete und dann, ganz flammend von Begierde, sich unter der Bettdecke verbarg, glücklich durch einen Spalt des Vorhangs etwas von den wunderbaren Reizen der Schloßherrin erspähen zu können. Bertha, im guten Glauben, in der Gesellschaft eines Mädchens zu sein, benahm sich ganz wie sonst; sie wusch ihre Füße, ohne darauf zu achten, ob sie dieselben ein wenig höher oder niederer aufhob, zeigte ihren feinen Hals mit den zarten Schultern

und tat danach, was alle Damen tun, ehe sie schlafen gehen. Endlich schlüpfte sie ins Bett und streckte sich bequem aus, nachdem sie ihre Muhme auf die Lippen geküßt, die ihr auffallend heiß erschienen.

„Seid Ihr krank, Sylvia? Ihr glüht ja wie im Fieber.“

„Ich glühe immer so, wenn ich mich zu Bett lege, denn da kommen mir alle die süßen Zärtlichkeiten wieder ins Gedächtnis, die mein Liebster erfand, um mich damit zu beglücken.“

„Oh, meine Muhme, erzählt mir doch ein wenig von dieser Liebe. Ich lebe ja im Schatten eines grauen Haupts, das wird mich schützen vor den verzehrenden Flammen. Und Ihr, Ihr seid ja geheilt von der Liebe, Ihr tut ein gutes Werk, wenn Ihr mir Eure schlimmen Erfahrungen anvertraut; dies wird Euch und mir zum Heile sein.“

„Ich weiß nicht, ob ich Euch willfahren soll, schöne Muhme.“

„Sagt, warum nicht?“

„Ach es ist besser, diese Dinge zu tun, als darüber zu sprechen,“ sagte Sylvia mit einem Seufzer, der aus dem innersten Herzen zu kommen schien. „Und dann hat dieser Mylord mich so mit Glück überhäuft, daß ich fürchten muß, Euch auch ein wenig davon abzugeben, worüber Ihr . . .“

„Was denn?“

„Eine Tochter empfangen könntet, wenn nicht einen Sohn!“

„Wäre es möglich,“ rief Bertha, „und würde das Sünde sein?“

„Im Gegenteil, der Himmel würde Euch seine süßesten Freuden schicken, die Engel Euch mit Rosen überschütten und Euch himmlische Melodien spielen.“

„So zeigt mir's," hauchte Bertha.

„Nun denn, so tat mein Freund, wenn er mich glücklich machen wollte."

Und indem der schlimme Hans also sprach, nahm er Bertha in seine Arme und umfaßte sie mit einer Glut ohnegleichen.

„Wenn er mich dann," lispelte er, „so in seinen Armen hielt, wie ich Euch jetzt halte und umfasse, so sprach er zu mir mit einer noch viel zärtlicheren Stimme als die meinige ist. ‚Bertha,' seufzte er, ‚ich liebe dich! Ich liebe dich in alle Ewigkeit, du bist mein einziger Schatz, du bist meine Sonne und mein Mond, du bist leuchtender als der Tag; ich liebe dich mehr, als ich Gott liebe, und ich möchte tausend Tode um dich leiden für die Seligkeit, die du mir gibst.' Und dann küßte er mich, aber nicht auf die Art der Ehemänner, welche roh und derb ist, sondern sanft und zärtlich, wie Turteltauben sich küssen."

Und um Bertha zu beweisen, wie viel angenehmer die Methode der Liebhaber sei, als die der Ehemänner, saugte er allen Honig aus Berthas Lippen und lehrte sie, wie sie mit ihrer zierlichen rosigen Zunge zärtlich reden könne, ohne ein Wort zu sagen. Und sich immer mehr bei diesem Spiel erhitzend, übergoß er zuletzt mit dem Feuer seiner Küsse die zierlichsten kleinen Brüstchen, an denen je eine Mutter ihren Säugling gelegt. Und wahrlich, wer an des Pagen Platze gewesen wäre, würde sich verachtet haben, wenn er anders gehandelt hätte.

„Ach!" sagte Bertha, ganz erglüht vor Liebe, ohne es zu wissen, „das gefällt mir, das muß ich Imbert zeigen."

„Seid Ihr bei Sinnen, Muhme? Ihr dürft Eurem alten Manne hiervon nichts sagen. Kann er seine rauhen Hände

zart und glatt machen wie die meinigen? Und darf er mit seinem struppigen Bart diesen Kelch der Freuden berühren, diese geheimnisvolle Rose, in der alle unsre Lust eingeschlossen ist, all unser Geist, unser Glück, unsre Seligkeit? Wißt Ihr nicht, daß eine solche Blume sanft geliebkost werden will und nicht gekitzelt und zerzaust mit Hellebarden und Morgensternen? Seht, so lehrte mich mein Freund, der schöne Engländer, die Liebe.

Und der gute Jüngling machte seine Sache so geschickt, daß die unschuldige Bertha, als er sein stärkstes Gewehrfeuer abschoß, ausrief:

„Oh, meine Muhme! Die Engel sind herniedergekommen! Sie singen so himmlisch, daß ich nichts mehr unterscheide, und ihr Licht blendet mich so, daß ich die Augen schließen muß."

Und dann war es ihr, wie wenn sie von einem wundersamen süßen Traum erwachte.

„Ach, meine Freundin," seufzte sie, „warum bin ich nicht in England verheiratet worden!"

„Meine schöne Herrin," sprach Hans, der glücklich war wie noch nie in seinem Leben, „hier in Frankreich ist das noch viel schöner, denn jetzt seid Ihr mit mir verheiratet, mit einem Manne, der tausend Leben haben möchte, um sie tausendmal für Euch hingeben zu können."

Da stieß Bertha einen so durchdringenden Schrei aus, daß die Wände zitterten, sie sprang aus dem Bette, warf sich vor ihrem Betstuhl in die Knie, rang die Hände und weinte heißere und bitterere Tränen als alle heiligen Magdalenen zusammen.

„Ach, wäre ich tot!" jammerte sie. „Ein Teufel mit dem Gesicht eines Engels hat mich hintergangen. Ich bin verloren. Ich habe ein Kind empfangen und fühle mich

nicht schuldiger als du, o heilige Jungfrau. Bitte für mich an Gottes Thron, daß er mir Gnade schenke, wenn mich die Menschen verdammen, oder laß mich sterben, damit ich nicht vor Scham vergehen muß vor meinem Herrn und Gebieter."

Als Hans hörte, daß sie nichts Böses gegen ihn sagte, erhob er sich, noch immer voll Bestürzung darüber, daß Bertha dieses schöne Spiel zu zweien so tragisch nahm. Aber sowie sie hörte, daß ihr Engel Gabriel sich bewege, war sie auch schon auf ihren Füßen und blickte ihn mit tränenüberströmtem Antlitz und mit Augen an, in denen ein heiliger Zorn flammte, der sie aber nur noch schöner erscheinen ließ:

„Wenn Ihr Euch einen Schritt nähert, so bin ich des Todes," rief sie, indem sie einen zierlichen Dolch ergriff.

„Nicht an Euch ist es, zu sterben, sondern an mir, geliebteste Herrin!" rief Hans aus, der ihren furchtbaren Jammer endlich begriff.

„Wenn Ihr mich wahrhaft liebtet," entgegnete Bertha, „so hättet Ihr mir nicht so übel mitgespielt, denn ich will lieber sterben, als den Unwillen meines Gemahls erdulden."

„So ist es Euer Wunsch, zu sterben?"

„Ja."

„Nun denn, wenn ich hier von Dolchstichen durchbohrt niedersinke, so werdet Ihr von Eurem Gemahl leicht die Verzeihung erlangen. Ihr werdet ihm sagen, wie Eure Unschuld getäuscht und überfallen wurde, und daß Ihr Eure Ehre gerächt, indem Ihr den Betrüger getötet. Und ich, ich wünsche mir kein besseres Glück, als für Euch sterben zu dürfen, da Ihr es mir verweigert, für Euch zu leben."

Als Bertha diese zärtlichen Worte hörte, die aus tiefstem Herzen zu kommen schienen, ließ sie die Waffe fallen; Hans griff danach und stieß sich den Dolch in die Brust.

„Solche Seligkeit kann nur mit dem Tod bezahlt werden," rief er aus und schlug wie leblos hin.

Aufs äußerste erschrocken, rief Bertha ihrer Zofe. Das Mädchen kam und ward starr vor Entsetzen, als sie einen blutenden Mann in dem Gemach ihrer Herrin fand. Sie sah Bertha den Toten in ihren Armen aufrichten mit dem Ausruf: „Was habt Ihr getan, mein Freund?" Denn Frau von Bastarnay glaubte nicht anders, als daß Hans tot sei. Und im Nachschauer ihrer großen Seligkeit dachte sie bei sich, wie schön der Jüngling sein müsse, da ihn jedermann für ein Mädchen gehalten hatte. In ihrem Schmerz erzählte sie alles der Zofe; sie weinte und jammerte, daß sie nun ein Kind empfangen, und daß, nicht genug damit, ihr auch noch der Tod eines Menschen auf der Seele liege. Als der arme Verliebte diese Worte hörte, öffnete er ein klein wenig die Augen, so daß man nur das Weiße darin sehen konnte.

„Herrin, weinet nicht," tröstete die Zofe, „wir dürfen nicht den Kopf verlieren, sondern müssen daran denken, den hübschen Junker zu retten. Ich will zur alten Stasi laufen, damit wir keinen Chirurgus oder Apothekarius einzuweihen brauchen. Die Alte versteht sich aufs Hexen und kann gewiß der gnädigen Frau zu Gefallen ein Wunder tun und das Blut stillen."

„Eile," versetzte Bertha, „ich will dir's lohnen und dich lieben für deinen Beistand."

Dann kamen Herrin und Dienerin dahin überein, daß sie über das Abenteuer schweigen und den Jüngling vor aller Augen verbergen wollten. Die Zofe aber lief mitten

in der Nacht zur alten Stasi Strünzelmeier, nachdem Bertha sie bis zur Zugbrücke begleitet, die der Wächter nur auf besondern Befehl der Schloßfrau herablassen durfte. Bei ihrer Rückkunft fand Bertha ihren schönen Freund ohnmächtig vor Blutverlust, denn der rote Saft wollte noch immer nicht versiegen, sondern rann unablässig aus der Wunde. Bertha trank einige Tropfen davon in dem Gedanken, daß Hans es für sie vergossen hatte, und gerührt von dieser großen Liebe und in der Angst um sein Leben, küßte sie den schönen Junker zärtlich ins Gesicht, versuchte sein Blut zu stillen, indem sie es mit ihren Tränen vermischte, und flehte ihn an, er solle nicht sterben, sie wolle ihn mit all ihren Kräften lieben, wenn er nur am Leben bleibe. Ihr könnt euch denken, wie überrascht die Schloßherrin war, als sie die Beobachtung machte, daß ein Jüngling wie Hans so weiß und zart und flaumig, so ganz anders beschaffen war als ihr alter, gelber, haariger Gemahl. Dieser Unterschied rief ihr zugleich ins Gedächtnis, wie verschieden das Gefühl war, das sie sonst in der Vereinigung der Liebe empfunden hatte, und durch diese Erinnerung aufgestachelt, wurden ihre Küsse immer heftiger, so daß Hans davon erwachte, sein Blick klarer wurde, und er Bertha erkannte, die er mit schwacher Stimme um Verzeihung anflehte. Aber die junge Frau bat ihn, nicht zu sprechen, bis die alte Stasi dagewesen wäre. Und so brachten die beiden die Zeit des Wartens damit zu, sich ihre Liebe mit den Augen zu beteuern. Aus denen Berthas blickte zwar nur das Mitleid, aber das ist unter dieser Verkettung der Umstände von der Liebe nicht weit entfernt.

Die Stasi Strünzelmeier war ein buckliges altes Weib, das stark im Verdacht der Zauberei stand und,

wie man sagte, jede Nacht des Sabbats auf dem Besen durchs Kamin davonritt. Viele wollten sie gesehen haben, wie sie in ihrer Stallung, als welches bei den Heren bekanntlich die Dachtraufe ist, ihren Besen schmierte und anschirrte. Die Wahrheit zu sagen, war sie in den Geheimnissen der Heilkunst wohl erfahren und leistete den vornehmen Damen und Herren in mancherlei Angelegenheiten so gute Dienste, daß sie ihr Leben in ungestörter Ruhe verbrachte und ihre Seele nicht auf einem Holzstoß, sondern in einem guten Federnbett aushauchte, nachdem sie einen ganzen Haufen Gulden zusammengespart hatte, was wohl der Grund war, daß die Physikusse und Apothekariusse sie immer verdächtigt hatten, mit Giften und Zauberkünsten einen schlimmen Handel zu treiben. Die Gifte und Salbereien stimmten übrigens, was aus dieser Geschichte klar hervorgehen wird. Kam also die alte Stasi, zwar nicht auf einem Beselein, dafür aber auf einem Eselein, eiligst mit der Kammerzofe angeritten, so daß der Tag noch nicht graute, als sie im Schlosse anlangten.

„Nun Kinder, was gibt's?“ sagte sie, als sie in die Halle eintrat. Es war so ihre Art, ohne viel Federlesens mit den großen Damen und Herren umzuspringen, die ihr sehr klein vorkamen. Sie setzte ihre Brille auf und untersuchte die Wunde sehr geschickt:

„Das ist schönes Blut, meine Kleine,“ schmunzelte sie. „Ihr habt gewiß davon gekostet. Er hat nach außen geblutet, das ist gut.“

Und sie wusch bei diesen Worten die Wunde mit einem feinen Schwamm, alles vor den Augen der Dame und ihrer Zofe, die atemlos dabei standen. Dann erklärte sie mit bestimmtem Ton, daß der edle Herr an diesem Stoß

nicht sterben, aber dennoch, wie sie in seiner Hand lese, infolge dieser Nacht dereinst durch einen gewaltsamen Tod umkommen werde. Über diesen unheimlichen prophetischen Ausspruch entsetzten sich Bertha und ihre Dienerin nicht wenig. Die alte Stasi aber gab die nötigsten und dringlichsten Vorschriften und versprach, in der nächsten Nacht wieder zu kommen. Sie pflegte in der Tat den Verwundeten während vierzehn Tagen, indem sie jede Nacht heimlich auf das Schloß kam. Den Bediensteten des Schlosses sagte die Kammerzofe, Fräulein Sylvia von Rohan sei infolge einer inneren Geschwulst auf den Tod erkrankt, was auf Befehl der gnädigen Frau geheim bleiben solle. Jeder war durch diese Lüge befriedigt und hatte das Maul voll genug davon, um auch den andern noch etwas abgeben zu können.

Die guten Leute schwatzten viel von dem gefährlichen Übel, aber in Wirklichkeit war die Genesung viel gefährlicher als die Krankheit. Denn je stärker der Jüngling wurde, um so schwächer wurde Bertha und ließ sich immer williger in die schwülen und betäubenden Rosenlauben des Paradieses locken, das ihr Hans erschlossen hatte. Kurz, sie liebte ihn mehr und immer mehr. Aber mitten im Taumel ihrer Seligkeiten ward sie beständig gefoltert durch die drohenden Worte der alten Stasi und ward gequält durch ihr frommes Gewissen und die Furcht vor Herrn Imbert, dem sie schreiben mußte, daß sie ein Kind von ihm empfangen, mit dem sie ihn bei seiner Rückkehr überraschen werde. Die Lüge lag ihr schwer auf der Seele, und an dem Tag, an dem sie diesen heuchlerischen Brief schrieb, mied die arme Bertha ihren Freund Hans, denn sie weinte so bitterlich, daß ihr Nastüchlein von ihren Tränen ganz durchnäßt ward. Da Hans sich so verlassen

sah (denn sonst ließen sie eben so wenig von einander als das Feuer vom Holz), glaubte der Jüngling nicht anders, als daß ihn Bertha nicht mehr liebe, und verbohrte sich so in seinen Schmerz, bis ihm selber die Tränen aus den Augen quollen.

Beim Nachtmahl gewahrte Bertha in ihres Freunds Augen die Spuren seiner Tränen und gestand ihm bewegten Herzens den Grund ihres Kummers und ihre Angst vor der Zukunft. Sie zeigte ihm, wie sehr sie beide gefehlt und hielt ihm so schöne, so christliche, so mit Tränen untermischte Reden, daß Hans im Innersten getroffen wurde von der gläubigen Frömmigkeit seiner Geliebten. Diese mit bittrer Reue getränkte Liebe, diese Zartheit des Gewissens bei aller Schuld, diese Schwäche und zugleich diese Kraft würden, wie die alten Schriftsteller sich ausdrücken, ein Tigerherz erweicht haben. Wundert euch also nicht, daß Hans bei seiner Ritterehre schwur, ihr in allem zu gehorchen und alles zu tun, was sie ihm zu ihrer und zu seiner Rettung in dieser und in der andern Welt befehlen werde.

Als sie dieses Vertrauen und das redliche Herz ihres Geliebten sah, warf sich Bertha zu seinen Füßen und bedeckte sie mit Küssen.

„Oh, mein Freund," rief sie aus, „den ich lieben muß, trotzdem es eine Todsünde ist, du mein einziger, der du so gut, so barmherzig mit deiner armen Bertha bist, wenn du willst, daß sie immer an dich denken soll wie jetzt und den Strom ihrer Tränen, dessen Quelle so süß und lieb ist, eindämmen soll (hier ließ sie sich einen Kuß rauben), mein Geliebter, wenn du willst, daß die Erinnerung meiner Himmelsfreuden mir nicht auf dem Gewissen lasten, sondern immer wie Gesang der Engel im

Gedächtnis bleiben und mir ein Trost sein soll in trüben Tagen, so tue, was die Heilige Jungfrau mir befohlen hat. Im Traum habe ich sie angefleht, in meine Verwirrung und Verirrung mit ihrer himmlischen Klarheit zu leuchten. Ich flehte sie an, mir zu erscheinen, und sie hat mich Unwürdige ihres Anblicks gewürdigt. Ich zeigte ihr die furchtbare Qual meines Herzens, wie mir bange ist für das Kind, das sich schon in mir bewegt, und wie ich erzittre für dessen wahren Vater, der, der Rache meines Gemahls ausgeliefert, eines gewaltsamen Tods sterben muß, wenn die alte Stasi wahr prophezeit hat. Die Heilige Jungfrau lächelte. Die Kirche gewährt uns die Verzeihung unsrer Sünden, sprach sie, wenn wir ihren Befehlen gehorchen, wenn wir freiwillig unsern Teil der Strafe schon hier auf Erden abbüßen und nicht freventlich abwarten, bis der Zorn des Himmels über uns hereinbricht. Dann zeigte sie mit ihrem Finger auf einen jungen Mann, der ganz dir glich, und so gekleidet war, wie du es sein solltest, wenn du deine Bertha mit einer ewigen Liebe liebtest."

Da versicherte ihr Hans nochmals, daß er ihr in allen Stücken gehorchen wolle, er hob sie auf sein Knie und küßte sie innig. Zitternd vor Angst, eine abschlägige Antwort zu bekommen, gestand ihm Bertha, daß das Gewand, in das er sich kleiden müsse, eine Mönchskutte sei, und daß er sich in das Kloster von Marienmünster in der Nähe der Stadt Tours zurückziehen solle; dann wolle sie ihm vorher noch eine letzte Liebesnacht gewähren, und ihm mit heiligem Eid versichern, von da an weder ihm noch einem andern Manne auf der Welt zu gehören. Jedes Jahr einmal aber solle er auf einen Tag zu ihr kommen, um sein Kind zu sehen. Das werde seine Belohnung sein.

Hans, gebunden durch seinen Schwur, beteuerte ohne Zögern, daß er ihr zuliebe Mönch werden und damit das einzige Mittel ergreifen wolle, ihr auch in der Ferne treu zu bleiben und keine andern Freuden der Liebe mehr zu genießen, als die der Erinnerung an ihre selige Verbindung. Gerührt warf sich Bertha an seine Brust.

„So ungeheuer groß auch meine Schuld ist," rief sie aus, „und was mir auch von Gott vorbehalten sein mag, zu erdulden, diese Stunde wird mir helfen, das Schwerste zu ertragen; denn nun glaube ich sicher, daß ich einem Engel, nicht einem Menschen angehört habe."

Und in schmerzlicher, verzweiflungsvoller Lust warfen sie sich aufs Lager, wo ihre Liebe zuerst erblüht war, um all den süßen Freuden ein letztes und erhabenes Lebewohl zu sagen. Da schien es, daß der Gott der Liebe an diesem letzten Opfer voll Schmerz und Verzweiflung sein besonderes Wohlgefallen fand. Er ließ die Opfernden untertauchen in die tiefsten Abgründe der Ekstase. Sie erstaunten selber über die Fülle von Verzückungen und den Reichtum und die Stärke der Zärtlichkeit, deren sie fähig waren, ohne sich zu erschöpfen. Sie hätten gewünscht, daß diese Nacht die letzte ihres Lebens wäre, und als eine süße Ermattung sich allmählich über ihre Sinne lagerte, glaubten sie, daß es ihnen bestimmt sei, in einem tötlichen Liebeskuß zu vergehen und ihre Seelen in einshin auszuhauchen; aber sie überlebten selbst unzählbare Wiederholungen ihrer Zärtlichkeiten.

Am andern Morgen mußte sich Fräulein Sylvia, da die Ankunft des Herrn von Bastarnay nahe bevorstand, von Bertha verabschieden. Das arme Mädchen fiel ihrer Muhme mit Tränen um den Hals. Jeder Kuß sollte ihr

letzter sein, und der letzte dauerte bis zur Vesperstunde. Dann mußte sie sich losreißen, trotzdem ihr Herzblut zu erstarren schien gleich dem Wachs, das von einer Osterkerze träufelt. Seinem Versprechen gemäß begab sich Hans nach Marienmünster und ließ sich dort unter die Novizen einreihen. Dem Herrn von Bastarnay aber teilte man mit, daß Sylvia in die Arme ihres „Lords" zurückgekehrt sei, was so viel bedeutete wie in die Arme des „Herrn" und also nicht einmal eine Lüge war. Berthas Schwangerschaft zeigte sich bereits so weit vorgeschritten, daß sie ohne Gürtel ging, und die Freude ihres Gemahls über ihren Zustand war der Anfang ihres Martyriums. Denn das Lügen wurde ihr sehr schwer und nach jedem unwahren Wort eilte sie zu ihrem Betstuhl, weinte sich ihr Herzblut aus der Seele und betete inbrünstig zu allen Heiligen des Paradieses. Sie rief laut um Erbarmen zu Gott und siehe, er hörte sie; denn er ist der Herr, der Allwissende und Allhörende, vor dessen Ohr alles dringt, das Rollen des Sandkorns im Ozean, wie jede Klage, die ein Armer zu ihm emporschickt. Wenn ihr aber das Glück und die Stärke eines solchen Glaubens entbehren solltet, werdet ihr, was ich jetzt erzähle, für unmöglich halten. Gott befahl also dem Erzengel Michael, dieser bußfertigen Sünderin schon auf Erden die Hölle zu bereiten, damit sie nachher ungehindert ins Paradies eingehen könne. Der heilige Michael begab sich hierauf an das Höllentor und überantwortete dem Fürsten Satan für die Dauer dieses Lebens alle drei Seelen, die der Mutter, des Vaters und des Kindes, indem er ihm Vollmacht gab, dieselben während ihres Erdendaseins durch alle menschliche Drangsal zu schleifen, sie zu ängstigen mit jeder Angst, sie zu martern mit jeder Marter.

Der Teufel, der nach dem Willen Gottes der Herr über das Böse ist, antwortete dem Erzengel, daß er sich des Auftrags gern entledigen wolle, und also nahm, gemäß des göttlichen Befehls, auf Erden alles seinen Lauf. Die edle Dame von Bastarnay schenkte dem Herrn Imbert das schönste Kind der Welt, einen Knaben wie aus Milch und Blut, voll Geist und Verstand wie ein kleiner Jesusknabe, lachend und voll Tollheiten wie ein heidnischer Liebesgott, immer schöner werdend von Tag zu Tag. Die glänzenden körperlichen und geistigen Eigenschaften seiner Eltern hatten bei ihm eine Mischung von wunderbar scharfem Verstand und holdester Grazie hervorgebracht, während sein älterer Bruder seinem Vater nachschlug, dem er zum Erschrecken ähnlich wurde. Der alte Bastarnay, der dieses Wunder von Schönheit und Geist täglich wie ein himmlisches Mirakel anstaunte, hätte gern seine ewige Seligkeit darangegeben, um dem jüngern die Rechte der Erstgeburt zu verschaffen, und er hoffte dies durch die Protektion des Königs wirklich zu erreichen. Bertha wußte nicht, wie sie sich zu der Sache stellen sollte. Sie vergötterte das Kind des Geliebten, während sie ihren Erstgeborenen nur mäßig lieben konnte; aber trotzdem verteidigte sie diesen gegen die üblen Absichten seines Vaters. Sie war nicht unzufrieden mit dem Lauf der Dinge und überredete sich gern, ihr Gewissen betäubend, daß die Sachen so bleiben würden, wie sie jetzt standen, da inzwischen zwölf Jahre verflossen waren, ohne daß ihre Freude durch Anderes als Zweifel und Furcht getrübt wurden. Einmal jedes Jahr erschien, wie vereinbart, der Mönch von Marienmünster, den niemand kannte als die Kammerzofe, auf einen ganzen Tag auf dem Schlosse, um seinen Sohn zu sehen, trotzdem Bertha den Bruder Johannes schon mehrere Male gebeten

hatte, auf sein Recht zu verzichten. Aber der Mönch deutete auf das Kind und sagte: „Du siehst ihn alle Tage des Jahrs und ich nur einen einzigen!"

Da fand die arme Mutter kein Wort der Erwiderung.

Einige Monate vor der letzten Empörung des Herrn Loys gegen seinen Vater, den König, entschloß sich der alte Bastarnay in seinem Vaterstolz, seinen jüngeren Sohn, der gerade sein zwölftes Jahr erreicht hatte und so gelehrt war, daß er einmal eine Leuchte der Wissenschaft zu werden versprach, mit sich an den Hof von Burgund zu führen, wo er hoffen durfte, daß Herzog Karl, ein Freund aller Gelehrten und Männer von Geist, dem Jüngling eine Laufbahn bereiten werde, um die ihn Fürsten und Prinzen von Geblüt beneiden müßten. Jetzt hielt der Teufel seine Zeit für gekommen und fuhr mit seinem stinkenden Schwanz mitten in das schöne Glück, jede Blume der Freude vergiftend, jede Hoffnung in Verzweiflung verkehrend.

III.

Von dem furchtbaren Strafgericht, das über Bertha hereinbrach. Ihre Sühne und ihr seliges Ende.

Die Kammerzofe der Dame von Bastarnay, die jetzt ihr fünfunddreißigstes Jahr erreicht hatte, verliebte sich in einen der Kriegsleute ihres Herrn und war so einfältig, ihm zu erlauben, sich einige Brote zum voraus aus ihrem Backofen zu holen. Die Folge davon war, daß sie eine natürliche innere Anschwellung davontrug, die man im Volksmund eine neunmonatliche Hydropisie nennt. Dieses arme Weib flehte nun ihre Herrin an, sich

doch bei dem gnädigen Herrn für sie zu verwenden, zu dem Zwecke, daß er den schlechten Menschen zwinge, vor dem Altar zu vollenden, was er im Bette angefangen hatte. Der Dame von Bastarnay fiel es leicht, ihr diese Gunst auszuwirken, und die Kammerzofe war sehr glücklich darüber. Ließ also der alte Kriegsmann Bastarnay, der in diesen Dingen keinen Spaß verstand und barsch nnd harsch sein konnte wie der Kriegsgott selber, sich seinen Mann kommen, schalt ihn gehörig aus und stellte ihm kurzerhand die Wahl, ob er sich lieber mit der Jungfer Hänsin oder mit der Kammerzofe vermählen wolle, mit andern Worten, was er vorziehe, den Galgen oder das Joch der Ehe. Der Soldat, der lieber seine Ruhe als seinen Kopf verlor, wählte von den beiden Übeln ohne Besinnen das letztere. Darauf ließ sich der Herr von Bastarnay auch das Weibsbild kommen, um ihr, weil er dies der Ehre seines Hauses schuldig zu sein glaubte, gründlich den Text zu lesen. Er tat dies mit so viel schmückenden Beiwörtern, mit so viel hochtönenden Tiraden, daß die arme Zofe fürchten mußte, nicht verheiratet, sondern für den Rest ihres Lebens in ein finsteres Kerkerloch geworfen zu werden; denn sie meinte nicht anders, als ihre Herrin wolle sich ihrer entledigen, um die Mitwisserin ihrer Geheimnisse auf diese Weise aus der Welt zu schaffen. Als nun der ungeleckte Affe ihr solche Reden an den Kopf warf, wie zum Beispiel, „man wäre ein Narr, wenn man eine Hure im Hause behielte,“ erwiderte sie dem Alten, „er sei allerdings ein Erznarr, da seine Frau schon seit langer Zeit zur Hure gemacht worden und noch dazu von einem Mönch, was für einen Kriegsmann die schlimmste wäre von allen Sorten Schande, die man sich erdenken kann“.

Nun stellt euch das furchtbarste Gewitter, das ihr je erlebt habt, vor, und ihr bekommt ein schwaches Bild von dem rasenden Zorn des Greises, der sich an einer Stelle des Herzens verletzt fühlte, wo sein zartestes Leben seinen Sitz hatte. Er packte die Zofe an der Gurgel und wollte sie erwürgen. Das Mädchen aber, um sich zu verteidigen, nannte ihm das „Wann", „Wo" und „Wie", und fügte hinzu, wenn er ihren Worten keinen Glauben schenken wolle, so solle er sich auf seine Ohren und Augen verlassen an dem Tage, an dem Herr Johannes, der Prior von Marienmünster, zu Besuch aufs Schloß komme; dann werde er schon selber sehen, wie der Vater sich für die Entbehrung langer Monate tröstete, indem er seinen Sohn an dem einen Tag küßte und herzte für ein ganzes Jahr. Imbert befahl dem Weibe, sofort das Schloß zu verlassen; denn er würde sie ebenso sicher töten, wenn sie wahr gesprochen, als wenn sie eine Lüge erfunden hätte. Er schenkte ihr zu ihrem Manne noch hundert Gulden und befahl den beiden, sich unverweilt außer Landes zu machen. Der Sicherheit halber ließ er sie durch einen seiner Offiziere nach Burgund begleiten. Seiner Frau machte er die Mitteilung davon mit der Begründung, die Zofe sei ein schlechtes Mensch, weshalb er es für richtig erachtet, sie zu entlassen und aus seinem Hause hinauszuschmeißen. Er habe ihr aber zuvor hundert Gulden ausgezahlt und ihrem Kerl am Hof von Burgund eine Anstellung verschafft. Bertha war erstaunt, daß ihre Zofe schon das Schloß verlassen hatte, ohne von ihrer Herrin den Abschied bekommen zu haben, aber sie sagte kein Wort darüber. Sie hatte jetzt andre Sorgen und Befürchtungen, da sie merkte, daß ihr Gemahl plötzlich einen ganz andern Ton anschlug, und oft wie mit bittrem

Scherz Vergleiche anstellte zwischen sich und seinen beiden Söhnen, wobei er in dem Jüngeren, den er so sehr liebte, in Kinn, Nase, Stirne oder sonst nicht das geringste von seinen eignen Zügen entdeckte.

„Er gleicht ganz mir," sagte Bertha eines Tags, als er sich wieder mit dieser Ähnlichkeitsfrage beschäftigte: „Wißt Ihr nicht, daß in den guten Ehen die Kinder abwechselnd dem Vater und der Mutter gleichen. Jedes kommt an die Reihe. Manchmal vermischt es sich auch, wie die Frau ihr eignes Blut mit dem des Manns mischt. Auch sagen die Doktoren, daß es Kinder gibt, die keinem der beiden Eltern im geringsten nachschlagen, welche geheimnisvolle Sache eine Laune des lieben Gottes sei."

„Ihr seid ja sehr gelehrt worden, mein Liebchen," antwortete Bastarnay. „Ich für meinen Teil bin ganz unwissend, aber ich halte daran fest, daß, wenn ein Kind einem Mönch ähnlich sieht . . ."

„So müßte es das Kind des Mönchs sein?" versetzte Bertha, indem sie ihrem Gatten furchtlos ins Gesicht schaute, trotzdem ihr Blut in den Adern zu Eis zu erstarren drohte.

Der gute Ehemann war schon fast überzeugt, einer verleumderischen Lüge zum Opfer gefallen zu sein. Er verfluchte heimlich die Zofe, versteifte sich aber nur noch hartnäckiger darauf, dem Geheimnis, wenn es ein solches gab, koste es, was es wolle, auf den Grund zu kommen. Als der Tag, der dem Dominus Prior gehörte, nahe bevorstand, schrieb Bertha, ängstlich gemacht durch die Worte ihres Gemahls, dem Freunde einen Brief, worin sie ihn bat, er möge ihr die Liebe tun und dieses Jahr fern bleiben; den Grund dafür werde sie ihm später er-

klären. Darauf begab sie sich zur alten Stasi, die den Brief überbringen sollte, und glaubte für diesmal, der Gefahr glücklich vorgebeugt zu haben. Sie beglückwünschte sich um so mehr zu ihrem Schritt, als ihr Gemahl, der sonst um diese Zeit in die Provinz auf seine Güter zu reisen pflegte, sich nun unerwartet zu Hause hielt, indem er die Vorbereitungen zum Aufstand des Prinzen Loys gegen den König vorschützte, der, wie jedermann weiß, an den Folgen der erneuten Empörung starb. Dieser Grund war so glaubhaft, daß Bertha sich dabei beruhigte und sich still und abwartend verhielt. An dem bestimmten Tage kam der Prior wie sonst. Bertha, erbleichend, sagte, ob er ihre Botschaft nicht bekommen habe?

„Welche Botschaft?" fragte Dominus Johannes.

„So sind wir also verloren, alle drei."

„Warum?"

„Ich weiß nur, daß unsre letzte Stunde heute gekommen ist."

Sie fragte ihren geliebten Sohn, wo der Herr von Bastarnay sich aufhalte, worauf der Knabe antwortete, daß sein Vater durch einen Eilboten nach Loches gerufen worden und erst zum Nachtmahl zurückkehren werde. Als Dominus Johannes dies hörte, bestand er darauf, der Bitten seiner Freundin nicht achtend, den Tag mit ihr und ihrem lieben Kinde zu verbringen. Nachdem nun seit der Geburt ihres Sohns, so meinte er, zwölf Jahre ohne Unheil verflossen seien, könne ihnen keine Gefahr mehr drohen. Aber als Bertha ihm den Grund ihrer Befürchtungen auseinandergesetzt hatte, ward auch Johannes unruhig; sie blieben den ganzen Tag auf Berthas Zimmer und nahmen früh das Mittagsmahl ein. Dominus Johannes suchte Berthas Mut zu stärken und die Freundin

zu beruhigen. „Der Herr von Bastarnay," sagte er, „der jetzt ohnedies bei Hof nicht gut angeschrieben sei, werde sich hüten, an einen Würdenträger der Kirche Hand anzulegen." So setzten sie sich also zu Tisch, während der Knabe im Schloßhof einen jungen spanischen Hengst tummelte, ein Geschenk des Herzogs Karl von Burgund an den Herrn von Bastarnay, und sein lebhaftes Spiel nicht lassen wollte trotz der wiederholten Bitten seiner Mutter. Und da die jungen Knaben sich gern groß machen, und die Knappen sich gern als Ritter dünken, so wollte auch der Kleine dem Mönch zeigen, was er inzwischen gelernt. Er ließ den Hengst die kühnsten Sprünge machen und blieb dabei so fest im Sattel sitzen wie der älteste Landsknecht.

„Laßt ihn gewähren, teure Freundin," sagte der Mönch zu Bertha. „Die unfolgsamen Kinder werden später willensstarke Männer."

Bertha aß wenig, so beklommen war ihr ums Herz. Der Mönch aber fühlte schon beim ersten Bissen in seinem Magen ein eigentümliches Gefühl und in seinem Gaumen einen bittern Geschmack, was ihm sofort den Gedanken eingab, daß ihnen der Herr von Bastarnay das Mahl gewürzt habe. Leider hatte Bertha schon gegessen, als er dazu kam, seinen Verdacht auszusprechen. Er faßte das Tischtuch mitsamt den Schüsseln und warf die ganze Mahlzeit in den Kamin.

Bertha dankte auf den Knien der Heiligen Jungfrau, daß ihr Sohn so auf sein Spiel erpicht gewesen, und der Mönch, der sein altes Handwerk noch nicht verlernt hatte, eilte in den Hof, riß seinen Sohn von dem Hengst herunter, gab dem Gaul die Sporen und raste mit solcher Schnelligkeit dahin, daß ihr hättet glauben können, eine

Sternschnuppe zu sehen. Bis aufs Blut spornte er seinen Hengst und ereichte in so kurzer Zeit, wie wenn der Teufel selber geritten, die Stadt Cosches und das Haus der alten Stasi. In zwei Worten teilte er ihr den Fall mit und bat sie um ein Gegengift, denn er fühlte, wie ihm die Würze des Ritters bereits an den Eingeweiden fraß.

„Ach," rief die Hexe, „hätte ich gewußt, daß das Gift für Euch bestimmt gewesen, so hätte ich lieber den Dolch verschluckt, mit dem man meine Kehle bedroht, und hätte mein armes Leben gelassen, um einen Mann Gottes zu retten und die süßeste Frau, die je auf dieser Erde geblüht hat; denn seht, mein Freund, ich habe nur noch dieses Restchen Gegengift in der Flasche."

„Wird es hinreichen für sie?"

„Ja, aber eilt," rief die Alte.

Der Mönch raste noch schneller zurück, als er gekommen war. Im Schloßhof angekommen, brach der Hengst unter ihm zusammen. Er trat in Berthas Gemach, die sich in Schmerzen windend, ihre letzte Stunde gekommen glaubte, die weinend ihr Kind liebkoste und küßte, das nun allein dem Grimme des Herrn von Bastarnay ausgeliefert war, und über der Vorstellung an dieses grausame Geschick ihre eignen Qualen vergaß.

„Nimm dies," rief der Mönch, „ich selber bin gerettet."

Dominus Johannes hatte den Mut, diese Worte ohne Zucken einer Miene auszusprechen, trotzdem er die kalten Krallen des Tods schon in seinem Herzen spürte. Kaum hatte Bertha getrunken, als der Prior tot zu Boden fiel, nachdem er seinen Sohn geküßt hatte und seine Geliebte mit einem Blick umfaßte, der sich auch im Tod nicht zu verändern schien. Ihr Herz erstarrte bei diesem

Anblick. Sie blieb unbeweglich vor dem Leichnam, der zu ihren Füßen ausgestreckt lag. Dann drückte sie ihrem weinenden Knaben die Hand, während ihr eignes Auge trocken blieb und es ihr schien, als ob sie anstatt Tränen heiße Sandkörner unter den Wimpern hätte. Betet für sie, barmherzige Seelen, keine Frau hat je so viel gelitten bei dem Gedanken, daß ihr Freund um ihretwillen in den Tod gegangen. Mit Hilfe ihres Sohns bahrte sie selber den Mönch in einem Bette auf und kniete mit dem Knaben, dem sie sagte, daß dies sein eigner Vater war, betend zu seinen Füßen nieder. So erwartete sie die schwere Stunde. Diese ließ nicht auf sich warten. Kurz vor Mitternacht kam Bastarnay zurück und als er die Zugbrücke überschritten, sagte man ihm, daß der Mönch tot, die Herrin jedoch und ihr Sohn am Leben seien. Er sah seinen schönen Hengst am Boden liegen, und von einer wilden Wut gepackt, Mutter und Sohn dem Mönch nachzuschicken, sprang er die Stufen der Treppe mit einem Satze hinauf. Beim Anblick des Toten, für dessen Seele die beiden, ohne sich zu unterbrechen, Gebete murmelten, fand der Ritter nicht mehr den Mut, seinen blutigen Vorsatz auszuführen. Nachdem seine erste Wut verraucht war, wußte er nichts zu tun, als ratlos im Gemach auf und ab zu gehen. Es überkam ihn das Gefühl, als ob er der einzig Schuldige wäre, und er wurde ganz kleinlaut bei den unaufhörlich gebeteten Litaneien für die Seele des Mönchs. Die Nacht ging in Tränen, Seufzern und Gebeten dahin. Auf Befehl der Herrin mußte ihre Zofe in der Stadt Losches ein einfaches Gewand, wie es die Edelfräulein tragen, und für ihren Sohn ein Pferd und ritterliche Waffen besorgen. Darüber verwunderte sich der Herr von Bastarnay nicht wenig. Er schickte nach seiner

Frau und seinem Sohn, die ihm keine Antwort gaben, sondern sich stumm mit den von der Zofe gekauften Gewändern bekleideten. Nach Berthas Weisung verteilte die Zofe den ganzen Besitz ihrer Gebieterin, Kleider, Perlen, Diamanten und alles unter das Gesinde, wie bei feierlicher Verzichtleistung einer Witwe auf ihr Erbrecht. Um die Zeremonie vollkommen zu machen, wurde sogar der Inhalt ihrer Almosentasche mit dem übrigen ausgeteilt. Das Gerücht über diese Vorbereitungen ging wie ein Lauffeuer durch das Schloß. Ein jeder sah, daß die edle Dame sie verlassen wolle, was alle Herzen zur Trauer stimmte; selbst ein kleiner Küchenjunge, der erst seit einer Woche im Schlosse weilte, weinte bitterlich, hatte ihm die Herrin doch auch schon ein gütiges Wort gesagt. Entsetzt über diese Anstalten, begab sich Bastarnay in das Zimmer seiner Frau, wo er sie weinend über der Leiche ihres Freunds fand. Denn jetzt hatte sie ihre Tränen wiedergefunden. Als sie ihren Gemahl erblickte, trocknete sie ihre Augen. Auf seine Fragen antwortete sie kurz mit dem Geständnis ihrer Schuld. Sie erzählte ihm, wie sie sich hatte täuschen lassen; wie der arme Page sich habe töten wollen, hier zeigte sie die Wunde auf dessen Brust; wie seine Heilung lange gedauert, wie er sich dann aus Gehorsam gegen ihren Wunsch und aus reuiger Bußfertigkeit vor Gott und den Menschen in ein geistliches Gewand gehüllt, indem er, seine ritterliche Laufbahn verlassend, auf die Fortdauer seines Namens verzichtet, was gewiß eine härtere Buße sei als der Tod. Darum habe sie gedacht, daß Gott selber dem Mönch nicht verweigert haben würde, seinen Sohn, für den er alles hingeopfert, einmal im Jahr zu sehen. Dann erklärte sie, daß sie nicht mit einem Mörder unter einem Dache wohnen

könne und darum, nachdem sie sich all ihres Eigentums begeben, ihr Haus verlassen werde; daß es nicht ihre, sondern seine Schuld sei, wenn die Ehre derer von Bastarnay einen Makel erlitten, da es ihre beste Absicht war, alles zum Guten zu führen; endlich, daß sie das Gelübde getan, mit ihrem Sohn über Täler und Berge zu pilgern, bis alle ihre Schuld vollkommen getilgt wäre. Sie hatte aber ihre eignen, geheimen Gedanken darüber, wie sie ihre Sühne zu erlangen und Genugtuung zu leisten hoffte.

Nachdem sie mit einem edlen Ausdruck in ihrem bleichen Gesichte diese Worte gesprochen, nahm sie ihren Sohn bei der Hand, und schöner und stolzer in ihrem Schmerz als die Dame Hagar beim Abschied vom Patriarchen Abraham, verließ sie das Schloß, also daß bei ihrem Anblick alles mit gefalteten Händen in die Knie fiel, wie wenn es Unsre Liebe Frau selber gewesen wäre, die da an ihnen vorbeizog. Es war ein Anblick zum Erbarmen, wie der alte Herr von Bastarnay, der Größe seiner Schuld bewußt, ihr kläglich und unter Tränen folgte, wie ein Verbrecher, der zum Schafott geführt werden soll.

Bertha hörte auf niemand. In der allgemeinen Ratlosigkeit war vergessen worden, die Zugbrücke aufzuziehen, so sehr hatte alles den Kopf verloren, und in Angst, daß man das Versäumte nachholen könne, überschritt die Schloßherrin in fast hastiger Eile den luftigen Steg. Am Rand des Burggrabens setzte sie sich nieder, angesichts der ganzen Einwohnerschaft des Schlosses, die sie alle unter Tränen anflehten, zu bleiben. Der arme Herr von Bastarnay stand da, die Hand auf der Kette der Zugbrücke, stumm und starr wie einer der steinernen Heiligen am Portal der Burgkapelle; er sah, wie Bertha

ihrem Sohn befahl, den Staub von seinen Schuhen zu schütteln, damit er nichts von denen von Bastarnay mit sich trage, und wie sie selber seinem Beispiel folgte. Dann zeigte sie mit einer langsamen Bewegung ihrer Hand auf den Grafen und sprach also:

„Mein Kind, siehe hier den Mörder deines Vaters, als welches der arme Prior war, wie du weißt; du hast bis jetzt den Namen jenes Manns dort getragen, du wirst ihn zurückgeben, gleich wie du hier den Staub des Schlosses von deinen Schuhen schütteltest. Was du an Nahrung und Kleidung dem Grafen schuldig geworden bist, diese Rechnung auszugleichen, werden wir mit Gottes Hilfe Mittel und Wege finden."

Bei diesen feierlichen Worten ward der alte Herr so erschüttert, daß er seiner Frau ein ganzes Kloster von Mönchen geschenkt haben würde, nur um nicht von ihr und ihrem jungen Sohne, der der Stolz seines Hauses war, verlassen zu werden.

„Bist du nun zufrieden, Teufel," rief Bertha, die trotz dieser Anrufung nicht ahnte, welche wichtige Rolle der Herr Satan in der ganzen Angelegenheit gespielt hatte. „So will ich jetzt auf den Beistand Gottes, der Heiligen und Erzengel hoffen, zu denen ich so inbrünstig gebetet habe."

Berthas Herz wurde plötzlich wunderbar getröstet, da gerade jetzt mit wehenden Fahnen an der Biegung eines fernen Feldwegs ein langer Zug der Brüder vom Kloster von Marienmünster erschien, deren geistliche Lieder ihr wie himmlische Gesänge im Ohr klangen. Die Mönche, von dem Mord ihres vielgeliebten Priors unterrichtet, kamen, begleitet von der kirchlichen Justiz, um seinen Körper in feierlicher Prozession nach ihrem Kloster zu geleiten. Als



Da begriff er, daß man ihn lebendig haben wolle.

der Herr von Bastarnay dies sah, hatte er gerade noch Zeit, mit seinem Kriegsvolk abzuziehen, um sich zu seinem Herrn, dem Kronprinzen Loys, zu schlagen.

Die arme Bertha, hinter ihrem Sohne im Sattel sitzend, begab sich zunächst nach Schloß Montbazon, um ihrem alten Vater Lebewohl zu sagen. Sie erklärte ihm, daß sie sterben wolle an ihrem Kummer, und alle Tröstungen der Verwandten waren nicht imstande, ihrem Herzen den Frieden zu geben. Der alte Herr von Rohan schenkte seinem Enkel eine schöne Rüstung mit den Worten, daß er durch seinen Mut und seine Tapferkeit die Schuld der Mutter zu ewigem Ruhme wandeln solle. Bertha selber hatte keinen andern Gedanken in das Herz ihres Sohns gepflanzt.

Beide, Mutter und Sohn, machten sich nun nach der Gegend auf, wo die Rebellion des Kronprinzen wider seinen Vater ihren Kriegsschauplatz hatte, ob sich vielleicht dort die Gelegenheit böte, daß sie dem Herrn von Bastarnay einen Dienst leisteten, dem er sein Leben, ja viel mehr als sein Leben zu verdanken hätte.

Die Flammen der Empörung hatten, wie man weiß, außer andern Orten besonders die Umgebung von Bordeaux und Engoulesme ergriffen, wo große Schlachten zwischen den Empörern und der königlichen Truppenmacht bevorstanden. Die Hauptschlacht, die den Krieg beendete, fand zwischen Ruffec und Engoulesme statt, wo auch die Gefangenen gerichtet und gehängt wurden. Diese Schlacht, die der alte Bastarnay anführte, fiel in den November, ungefähr sieben Monate nach der Ermordung des Priors Dominus Johannes. Der Graf wußte nur zu gut, daß er, als erster Ratgeber des aufrührerischen Prinzen, auf der Liste derer stand, die zum Tod durch das

Schwert verurteilt waren. Es geschah nun, daß er sich plötzlich in einigem Abstand von den Seinigen von sechs Bewaffneten umringt sah, die ihn zu ergreifen suchten. Er konnte nicht zweifeln, daß man ihn lebend fangen wolle, um ihm den Prozeß zu machen, seine Güter einzuziehen und seinen Namen für immer auszulöschen aus dem Buch des französischen Adels. Der edle Herr wollte aber lieber auf dem Schlachtfeld sterben, um seinen Namen zu retten und seinem Sohne die Herrschaft zu erhalten. Er verteidigte sich mit der Tapferkeit eines Löwen. Ungeachtet ihrer Überzahl mußten die Soldaten, als sie drei ihrer Leute fallen sahen, Bastarnay härter angehen, und nachdem sie seine zwei Knappen und einen Schildträger niedergestreckt hatten, warfen sie sich, auf die Gefahr hin, ihn zu töten, allesamt auf die Person des Grafen. In dieser äußersten Gefahr stürzte sich ein Knappe mit den Farben derer von Rohan wie ein Blitz auf die Angreifenden und mit dem Rufe: „Gott schütze die Bastarnay," tötete er ihrer zwei. Dem dritten, der den Grafen schon gefaßt hatte, versetzte er einen so wohlgezielten Stoß, daß er sein Opfer freigeben und sich gegen den neuen Angreifer wenden mußte, dem er, der schützenden Halsberge zum Trotz, seinen Dolch in die Gurgel stach. Bastarnay war ein zu ritterlicher Mann, als daß er geflohen wäre, ohne dem Befreier seines Hauses, den er erschlagen am Boden sah, zu Hilfe zu kommen. Mit einem kräftigen Hieb stieß er den Landsknecht zur Seite, hob den Knappen quer auf sein Pferd und gewann das freie Feld, wo er von einem unbekannten Führer zu dem Schloß von Roche-Foucauld geleitet wurde. Dort langte er mitten in der Nacht an und fand in der großen Halle Bertha von Rohan, die ihm diese Zuflucht bereitet hatte. Als er seinem Retter den Panzer löste,

erkannte er den Sohn des Priors, der seinen letzten Seufzer aushauchte, indem er mit Anstrengung zum letztenmal seine Mutter küßte mit dem Ausruf: „Mutter, unsre Schuld ist bezahlt.“ Als Bertha diese Worte hörte, preßte sie den Körper des geliebten Kindes an ihr Herz und verband sich so auf ewig mit ihm, da sie in demselben Augenblicke tot mit dem toten Sohne zusammenbrach, ohne daß Bastarnays Verzeihung und Reue noch zu ihrem Bewußtsein gelangte.

Dieses erschütternde Erlebnis beschleunigte sehr den Tod des armen Edelmanns, der nicht einmal den Tag der Krönung Loys des Eilften mehr erlebte. Er gründete eine tägliche Messe in der Kirche von la Roche-Foucauld, wo er Mutter und Sohn in Einem Grab bestatten ließ und wo in lateinischer Schrift viel Rühmliches über ihr Leben zu lesen ist.

Die verschiedenen Morale, die ein jeder beim Lesen dieser Historie sich selber, wenn er mag, aus den Fingern saugen kann, sind höchst nützliche Lebensweisheiten, da wir daraus lernen, daß ein Edelmann wohl daran tut, gegen die Geliebten seiner Frau immer fein höflich zu bleiben. Außerdem lehrt uns diese Geschichte, daß die Kinder ein Geschenk Gottes sind, also daß weder der falsche noch der wahre Vater ein Recht auf ihr Leben hat, wenn auch ein verabscheuungswürdiges heidnisches Gesetz im alten Rom das Gegenteil davon aussprach, was aber für uns Christen, die wir alle Kinder Gottes sind, keine Gültigkeit mehr haben kann.

Wie das Mädchen von Portillion seinen Richter überführte.

Die Schöne von Portillion, die, wie jedermann weiß, eine Wäscherin war, bevor sie eine Färberin wurde und der Taschereau sie zu seiner Tascherette machte, betrieb ihr Geschäft in dem Orte Portillion, von dem sie ihren Namen hat. Für diejenigen, so die Stadt Tours nicht kennen, ist zu sagen, daß das genannte Portillion talabwärts an der Loire liegt, ebenso weit von der großen Brücke entfernt, die zur Kathedrale führt, als diese Brücke von Marienmünster abliegt, da die genannte Brücke sich in genauer Mitte befindet zwischen den genannten beiden Orten. Ist das klar? Ja. Nun also, in diesem Portillion, wenige Schritte von der Loire, hatte das genannte Mädchen seine Wäscherei, und zwar nahe bei der Fähre von Sankt Martin, welche Vorstadt am andern Ufer des Flusses lag und unsrer Wäscherin die meisten Kunden lieferte.

Ungefähr um Sankt Johannis, sieben Jahre vor ihrer Verheiratung mit dem Gevatter Taschereau, wurde sie mannbar und, da sie ein unbekümmertes und lustiges Ding war, ließ sie sich lieben, ohne von ihren Anbetern einen vor dem andern zu begünstigen, ungeachtet, daß darunter junge Bursche waren wie der Sohn des Rabelais, der sieben Frachtkähne auf der Loire besaß, wie der Älteste

des Jahan, wie der reiche Weinbauer Mantschmann am Färbergraben, wie der Vergolder und Bigotterienhändler Grapser in der Schwanengasse. Sie spielte ihnen tausend Possen, denn sie wollte von keinem Manne wissen, der nicht entschlossen war, sie vorher in die Kirche zu führen, was beweist, daß sie auf Ehrbarkeit hielt und ihre Tugend zu verteidigen wußte. Sie war eine von den Dirnen, die mit Leichtigkeit so lange keusch und kaltsinnig bleiben, bis eines Tags der Richtige kommt, der sie übertölpelt; dann ist ihnen aber auch alles gleich, und sie denken, einmal mehr oder weniger, darauf kommt's nicht an, ein Flecken oder tausend, gescheuert muß doch werden. Und wahrlich, solche Naturen verdienen unsre Nachsicht.

Ein junger Herr vom Hofe sah eines Tags das schöne Waschermadel bei der Fähre von Sankt Martin. Es war zur Mittagszeit im Hochsommer, und ihre üppigen Reize schienen in der glühenden Sonne noch üppiger aufzublühen. Der Junker fragte, wer das hübsche Mädchen sei, und ein alter Mann, der am Ufer Kies schaufelte, sagte ihm, daß man sie nur die Schöne von Portillion nenne, daß sie Wäscherin sei und weit und breit bekannt durch ihre lustige Schalkhaftigkeit und strenge Tugend. Sofort beschloß der feine Hofmann, die Kundschaft seines Hauses dem schönen Mädchen von Portillion zuzuwenden. Er redete sie an, als sie aus der Fähre stieg, und sie dankte ihm mit vielen Reverenzen und Knixen, denn sie kannte ihn und wußte, daß es kein geringerer war als der hochmächtige Herr Du Fou, der Kämmerling des Königs. Sie war von dieser Begegnung so beglückt und geschmeichelt, daß sie den vornehmen Namen gar nicht mehr aus dem Munde brachte. Wem sie unterwegs begegnete, und wer im Lauf des Tags zu ihr ins Waschhaus

kam, einem jeden sprach sie von nichts als von dem hübschen königlichen Kämmerer, dem hochedlen Herrn Du Fou. Am andern Tag hatte sie große Wäsche am Fluß, und wer nur vorüberging, mußte die Erzählung von ihrer neuen vornehmen Bekanntschaft und Kundschaft anhören, also daß mit der Zeit in Portillion mehr von Herrn Du Fou die Rede war als in der Predigt vom lieben Gott. Und das war zu viel.

„Wenn die schon vor der Kirmes ein solches Wesen macht . . .“ sagte eine alte Vettel von Waschfrau, „er wird's ihr schön einbrocken, dieser Du Fou, nun sie kann sehen, wie sie's ausfrißt.“

Als sie dann zum erstenmal Wäsche im Du Fouschen Palast ablieferte, ließ der Kämmerling sie zu sich rufen und begann alsbald, ihr die Lauden und Kompletten zu singen und tausend Schmeicheleien zu sagen über ihre Schönheit, und wie sie dumm wäre, keinen Nutzen daraus zu ziehen, sondern ein so üppiges Feld brach liegen zu lassen. Von den Worten ging er zur Tat über und das hübsche Ding mochte hoffen, ein schönes Stück Geld zu verdienen, oder wie es sonst zugegangen ist. Einige behaupten, er habe sie nur mit Not und Mühe vergewaltigt, und andre wieder scherzten, es wäre ihm überhaupt nicht gelungen, da sie weinend und wehklagend seinen Palast verließ und in großer Hast nach dem Haus des Richters eilte. Unglücklicherweise war dieser über Feld. Also wartete die Wäscherin in der Halle auf seine Rückkunft und hörte nicht auf zu jammern und zu klagen, und der Magd zu erzählen, wie Seine Gnaden der Herr Du Fou ihr Gewalt angetan, ohne ihr etwas andres dafür zu geben als boshafte und höhnische Reden, während ein Chorherr des Kapitels ihr für das, was ihr der Kämmerer

geraubt, ohne sich zu weigern, eine schwere Summe Geldes bezahlt habe. „Wenn sie einen Mann liebe," sagte sie unter Tränen, „wolle sie ihr Vergnügen dabei haben, wie er das seine; aber dieser königliche Kämmerer habe sie geknetet und geknutet, genudelt und besudelt, gezwickt und gezwackt, gezerrt und gezaust und gar nicht zart und liebevoll angefaßt, wie sie es sich gedacht. Darum verlange sie tausend Taler von ihm, wie seinerzeit von dem Chorherrn."

Unterdessen kam der Richter, sieht die hübsche Wäscherin und denkt ein Geplänkel mit ihr anzufangen. Sie aber sagte ihm kurz, daß jetzt keine Zeit wäre zum Scherzen, sondern daß sie als Klägerin erscheine in einer schweren Sache, worauf der Richter unter Lachen erwiderte, daß sie über ihn verfügen könne, daß er ihr zu Liebe zu jeder Schandtat bereit sein und, wenn sie es wünsche, sofort einen hängen lassen wolle, auf welche Art es ihr beliebte. Die schöne Wäscherin aber erklärte, daß es sich nicht um Tod und Leben handle, sondern um eine Buße von tausend Talern für einen Gewaltakt, der gegen ihren Willen an ihr verübt worden.

„Oh," rief der Richter, „eine Jungfernschaft kostet mehr als tausend Taler."

„Ich begnüge mich mit tausend Talern," antwortete sie, „damit kann ich meine Wäscherei aufgeben, ich brauche nicht mehr."

„Und derjenige," fragte der Richter, „der die Blume gepflückt hat, kann er auch berappen? Denn Ihr wißt, wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren."

„Sehr gut kann er berappen."

„Er soll teuer zahlen. Wer ist es?"

„Der edle Herr Du Fou, des Königs Kämmerer."

„Das ändert den Fall," sprach der Richter.

„Und die Gerechtigkeit?“

„Ich habe gesagt den Fall, nicht die Gerechtigkeit. Und zuvörderst tut es not, zu wissen, wie der Fall beschaffen ist, id est, wie sich die Sache zugetragen hat.“

Darauf erzählte die Dirne in aller Ausführlichkeit, wie sie im Schrank Seiner kammerherrlichen Gnaden die Wäsche geordnet, als sie plötzlich gespürt, daß er sich mit ihren Röcken zu schaffen machte; sie habe sich umgedreht und ihm zugerufen, er möge damit zu Ende kommen.

„Damit zu Ende kommen,“ lachte der Richter, „nun, da konnte er nicht anders glauben, als daß du ihm erlaubtest, das Geschäft schnell fertig zu machen.“

Darauf antwortete das Dirnchen, daß es sich unter Schreien und Weinen gewehrt habe, und daß also der Fall der Notzucht vorliege. Denn trotz ihres heftigen Widerstrebens habe er sie am Gürtel gefaßt und auf sein Bett geworfen, und wie sie auch mit Armen und Beinen um sich geschlagen und geschrien, sei doch niemand zu Hilfe gekommen, so daß sie zuletzt den Mut verloren und die Hoffnung auf Rettung aufgegeben.

„Gut,“ sagte der Richter. „Und es war Euch also kein Vergnügen?“

„Nein,“ antwortete sie, „und darum verlange ich eine Entschädigung von tausend Gulden in feinem Gold.“

„Mein Schätzchen,“ erwiderte der Richter, „ich muß leider deine Klage abweisen, da es meine Überzeugung ist, daß man keiner Jungfrau Gewalt antun kann ohne ihre Einwilligung.“

„Oh, Herr Richter,“ jammerte das Mädchen, „da fragt doch einmal Eure Magd, was die dazu sagt.“

Die Magd erklärte, daß es zweierlei Vergewaltigungen gebe, solche, die sehr lustig, und solche, die durchaus



Sie war von dieser Begegnung so beglückt . . .

bösartig sind, und daß die Portillionerin, wenn es ihr kein Vergnügen war, wenigstens Bezahlung erwarten dürfe.

Dieses Sachverständigenurteil setzte den Richter in keine kleine Verlegenheit.

„Jakobine," sagte er zu seiner Magd, „ich will noch vor meiner Abendsuppe die Sache klargestellt haben; geh rasch und hole mir einen Aktenstecher nebst einer roten Schnur, womit man die Aktenbündel zu verschnüren pflegt."

Brachte also Jakobine eine Art Ahle mit einer ziemlich weiten Öse und einen dicken roten Faden, wie man ihn auf allen Gerichtsstuben findet. Und sie, wie die schöne Wäscherin, waren nicht wenig begierig, was diese mystagorischen Vorbereitungen und richterlicher Hokuspokus zu bedeuten habe.

„Meine Schöne," sprach der Richter, „ich werde jetzt den Aktenstecher halten, dessen Öhr oder Öse weit genug ist, um das Ende der Schnur in sich aufzunehmen. Wenn dir die Einfädelung gelingt, will ich deine Klage annehmen und den Junker zu einem Kompromiß bringen, mit dem du zufrieden sein sollst."

„Was ist das, ein Kompromiß," fragte sie; „ich weiß nicht, ob ich mich darauf einlassen kann."

„Das ist ein justizisches Wort und bedeutet soviel wie Vergleich; ist es jetzt klar?"

„Ja."

„Nun, siehst du, die Vergewaltigung hat dir auch den Verstand aufgeschlossen."

Dann hielt er ihr das Loch der Nadel hin, und nachdem sie das Trumm des Fadens zwischen zwei an den Lippen benetzten Fingern, dem Daumen und dem Zeiger, so lange gedrillt hatte, bis er steif und gerade

war, begann sie ihre Versuche. Aber so oft sie mit ihrer gesteiften Fadenspitze dem Öhr der Ahle nahe kam, um sie hindurchzuschieben, machte die Hand des verschmitzten Richters einen Ruck, und das Fadentrumm verfehlte das Loch. Wie sie auch die Finger leckte und den Faden steifte und spitzte, all ihre Mühe blieb vergeblich, die Hand des Richters hielt ihr nicht stand. Diese Hand der Justiz machte jetzt einen Ruck nach links, dann einen nach rechts, bewegte sich jetzt vorwärts, dann rückwärts, kurz, war unruhig und aufgeregt, wie ein Mädchen, das möchte und nicht wagt. Und also keine Möglichkeit einer Ehe zwischen dem Faden und der Ahle, die jungfräulich blieb, wie auch das Mädchen sich anstrengte.

Da konnte die Magd des Richters ihr Lachen nicht zurückhalten.

„Es scheint," sagte sie, „daß Ihr es besser versteht, vergewaltigt zu werden, als zu vergewaltigen."

„Darüber mußte sogar der Richter laut lachen, dem Mädchen von Portillion aber traten die Tränen in die Augen vor Zorn und Ärger, sie gab ihre Goldgulden bereits verloren.

„Natürlich," sagte sie unter lautem Flennen, „wenn Ihr absichtlich nicht stillhaltet, wenn Ihr immer ausweicht, kann ich in alle Ewigkeit den Faden nicht ins Öhr bringen."

„Siehst du, meine Tochter, du hättest tun sollen wie ich, dann würde dich der Herr Kämmerer in alle Ewigkeit nicht genotzüchtigt haben, ganz abgesehen davon, daß diese Öse mehr als nötig weit ist, was man doch bei dem Ding einer Jungfrau nicht voraussetzen darf.

Da wurde das Dirnchen, das sich einmal darauf versteift hatte, genotzüchtigt worden zu sein, nachdenklich

und sann auf eine Methode, wie sie den Richter überführen und ihm augenscheinlich machen könne, welchergestalt sie sich genötigt gesehen, die Segel zu streichen und klein beizugeben. Sie mußte notwendig diesen Beweis erbringen; denn es ging wahrlich um die Ehre aller armen Dinger, die das schöne Talent hatten, sich notzüchtigen zu lassen.

„Gestrenger Herr," sagte sie, „um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müßt Ihr verstatten, daß ich tue, wie der Herr Kämmerer mit mir getan hat. Wenn es bei ihm genügt hätte, einfach nicht still zu halten, so sollte selbst der liebe Gott mich nicht zum Stillhalten gebracht haben. Seine Gnaden haben andere Mittel angewandt, mich mürbe zu machen."

„Und die wären?" fragte der Richter.

Da tunkte das Mädchen seinen Faden in das flüssige Wachs des Leuchters, daß er an seinem Ende, das sie abermals zwischen den Fingern rieb, noch fester und steifer wurde als zuvor, und wie dann der Richter ihr wieder geschickt auswich, bald vorwärts, bald rückwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken, brachte das Mädchen tausend Possen und Spaßreden vor: „Oh, das zierliche Öhr, das hübsche Öhr," sagte sie. „Laß doch sehen, so eine niedliche Öse! So ein Kleinod! Nun, so halt' doch einmal still, daß ich meinen armen Faden hineinbringe, meinen schönen roten Faden! Habt Ihr kein Mitleid mit dem armen Kerl. Hört doch, mein Richter, mein süßer Richter, mein goldiger Richter! Soll denn der tapfere Faden niemals durch das eiserne Tor eintreten, durch das enge schmale Pförtchen schlüpfen, das ihn übel zurichten wird? Denn wie wird der Arme den Kopf hängen lassen, wenn er wieder daraus hervorkommt ..."

Und immer so fort; denn sie wußte von dem Spiel mehr als der Richter selber, der lachen mußte, um sich den Bauch zu halten, so gut spielte sie ihre Rolle, so belustigende und possierliche Gesichter machte sie dazu, wenn sie mit der Fadenspitze vorstach und wenn sie wieder zurückwich, ihm immerfort vor der Nase hin und her. Und so lang und so unermüdlich trieb sie's, bis seine Hand müde wurde, bis er nicht mehr konnte vor Lachen und Anstrengung und sich einen Augenblick ausruhen mußte, indem er sich am Rand des Tisches anlehnte ... Aber da war's auch schon geschehen. Mit Blitzesschnelle hatte das geschickte Dirnlein sein Fadenende ins Öhr gestoßen.

„Seht Ihr," rief sie triumphierend, „so ist es zugegangen."

„Du hast mich übertölpelt," sprach der Richter.

„Er mich auch," antwortete die Schöne.

Und also überführt und kleinlaut gemacht, versprach der Richter dem Mädchen, mit dem Herrn Kämmerer zu reden und einen Vergleich zu ihren Gunsten in die Wege zu leiten. Er ging denn auch am andern Tag an den Hof und trug dem königlichen Kämmerer die Klage des Mädchens vor, so wie sie ihm den Fall erzählt hatte. Diese richterliche Klage machte dem König viel Spaß; er fragte seinen Kämmerer, ob die Sache schwer gegangen sei, und als dieser harmlos erwiderte, sie habe ihn nur geringe Mühe gekostet, entschied der König, daß die lustige Vergewaltigung hundert Goldgulden unter Brüdern wohl wert sei, die der Kämmerer, um nicht in das Geschrei eines Schmutzians zu kommen, mit guter Miene bezahlte. Damit begab sich der Richter nach Portillion und meldete seiner Schönen, daß er nicht nur hundert

Goldgulden für sie erhoben habe, sondern daß ihr auch der Rest zu dem Tausend ebenfalls zur Verfügung stünde. Beim König befänden sich augenblicklich einige Herren, die von ihrem Fall gehört und sich bereit erklärt hätten, sie in jedem Sinn zu befriedigen. Die hübsche Dirne schlug dieses Anerbieten nicht aus, sie sagte, um den Preis, die schmutzige Wäsche der andern nicht mehr waschen zu müssen, wolle sie gern die eigne ein wenig schmutziger haben. Darauf bezahlte sie freigebig und reichlich in ihrer Münze den gefälligen Richter, ging dann hin und gewann ihre tausend Goldgulden in weniger als einem Monat.

Seit dieser Zeit wurde die schöne Wäscherin arg verleumdet. Aus den zehn Herren vom Hofe machte das Gerücht über kurz oder lang hundert; sie aber, nachdem sie die tausend Goldgulden gewonnen, bekehrte sich, im Gegensatz zu andern leichtsinnigen Dirnen, zu einem vernünftigen und gesetzten Lebenswandel, daß sogar ein Graf, der nicht wenigstens fünfhundert Taler geboten hätte, von ihr rund abgewiesen worden wäre, was beweist, daß sie haushälterisch mit ihrer Sache umzugehen und mit ihrem Ding zu wuchern verstand, so gut wie andre mit ihrem Pfund. Es ist auch richtig, daß der König sie eines Tags, vielmehr eines Nachts, in seine private Wohnung an der Gurgelschneiderstraße beim Maifeld im Finkenbusch kommen ließ; er fand sie hübsch und voller Schalkhaftigkeit, hatte viel Lust an ihr und gab Befehl, daß sie in keiner Weise von seinen Polizeisoldaten belästigt werde. Aber Ricke Süßlöchlin, die gute Freundin des Königs, die wohl sah, daß die Portillionerin schön war, gab ihr hundert Touraner Gulden und schickte sie damit nach Orleans, um nachzusehen, ob

daselbst das Wasser der Loire von der gleichen Farbe wäre, wie in der guten Stadt Tours. Das hübsche Mädchen erfüllte diesen Wunsch um so lieber, als sie sich einen Spauß aus dem König machte. Sie beichtete später einem heiligen Manne, dem nämlichen, der auch der Beichtvater des Königs war und seitdem kanonisiert worden ist, reinigte aufs peinlichste ihr Gewissen und stiftete ein Bett für die Leprosenanstalt zu Sankt Lazarus bei Tours. Mehr als eine große Dame, die ihr recht gut kennt, hat sich von mehr als zehn Herren vom Hof freiwillig vergewaltigen lassen, ohne an ein andres Bett zu denken als ihr eignes. Dieser Zug mußte berichtet werden, um die Ehre des guten Kindes rein zu waschen, die so viel schmutzige Wäsche der andern rein gewaschen hat und als ein Schalk und durchtriebener Vogel seither eine gewisse Berühmtheit gewann. Ein Beweis ihres Verdienstes ist ihre Verheiratung mit Meister Taschereau, den sie auf die lustigste Manier zum Hahnrei machte, wie es bereits oben in der Geschichte von „der schönen Färberin“ erzählt worden ist.

Daraus sehen wir und wird klar und deutlich bewiesen: daß man mit Gewalt und Ausdauer sogar die Dame Justitia vergewaltigen kann.

Worin bewiesen wird, daß das Glück nicht sächlichen, sondern weiblichen Geschlechtes ist.

Zur Zeit, als die Ritter in Verfolgung des Glücks sich noch gegenseitig Hilfe und Beistand leisteten, ereignete es sich eines Tags in Sizilien, als welches, wenn ihr es nicht wissen solltet, eine ehemals berühmte Insel irgendwo im Mittelländischen Meer ist: daß in einer wilden Gegend ein Ritter einem andern Ritter begegnete, der das Aussehen eines Franzosen hatte. Dieser Franke schien in einer recht übeln Lage zu sein; er war sonder Pferd und Schildträger, und ohne sein fürstliches Aussehen würde man ihn eher für einen Strauchdieb als für einen christlichen Ritter gehalten haben. Wahrscheinlich war sein Pferd vor Hunger oder Ermüdung schon jenseits des Meeres umgekommen und er selber mochte auf Sizilien gelandet sein, weil man sich damals viel von fränkischen Rittern erzählte, die durch wundersame Abenteuer auf dieser Insel ihr Glück gemacht hatten. Der andre, namens Pezzara, war ein Venezianer, der seit langer Zeit die Republik verlassen hatte, und da er am sizilianischen Hofe wohl gelitten war, nicht daran dachte, sobald wieder in sein Vaterland zurückzukehren, wo er als nachgeborener Sohn und ohne Sinn für Handelsgeschäfte nur eine traurige Rolle gespielt haben würde,

trotz der Berühmtheit seiner Familie. Dieser Venezianer ritt auf einem spanischen Hengst und dachte gerade darüber nach, wie einsam er im Grunde sei an dem fremden Hofe, wo er sich auf keinen einzigen Freund mit Sicherheit verlassen konnte. In diesen Gedanken, die ihn fast melancholisch machten, weil das Glück an dem Einsamen gern zum Verräter wird, sah er den fränkischen Junker auf sich zukommen, als welcher hundertmal ärmer und verlassener aussah denn er, der in blinkenden Waffen auf einem schönen Pferde ritt und dessen Diener in einer nahen Herberge ein ausgezeichnetes Abendmahl für ihn bereitete.

„Ihr scheint weit herzukommen," redete er den Franzosen an, „denn Ihr habt gewaltig verstaubte Füße."

„Meine Füße tragen lange nicht den Staub all der Straßen, die ich gezogen bin," entgegnete der Franke.

„Wenn Ihr so weit in der Welt umhergekommen seid, müßt Ihr viel gelernt und erfahren haben."

„Ich habe gelernt," antwortete der andre, „mich den Kuckuck um die zu kümmern, die mich nichts angehen. Ich habe ferner gelernt, daß auch die Füße derer, deren Kopf den meinigen überragt, mit mir auf gleichem Boden stehen. Überdies hab' ich noch gelernt, mich niemals auf drei Dinge zu verlassen: auf das warme Wetter im Winter, den Schlaf meiner Feinde und die Worte meiner Freunde."

„Ihr seid also reicher als ich," antwortete verwundert der Venezianer; „denn Ihr sprecht eine Weisheit aus, an die ich nie gedacht hatte."

„Jeder hat so seine Gedanken," sprach der fränkische Mann. „Aber da Ihr mich angeredet habt, darf ich Euch wohl um die Gefälligkeit ersuchen, mir den Weg nach Palermo oder eine Herberge zu weisen; denn der Tag neigt sich."

„Kennt Ihr keinen fränkischen oder sizilianischen Herrn in Palermo?“

„Nein.“

„So seid Ihr also nicht sicher, daß man Euch einläßt?“

„Ich bin in der Verfassung, denen zu verzeihen, die mich zurückstoßen. Den Weg, mein Herr.“

„Ich bin verirrt wie Ihr,“ sprach der Venezianer, „suchen wir zusammen.“

„Zu diesem Zweck müssen wir zusammen gehen, aber Ihr seid zu Pferd und ich zu Fuß.“

Lud also der Venezianer den fränkischen Edelmann ein, hinter ihm auf sein Pferd zu steigen.

„Ratet Ihr wohl, mit wem Ihr es zu tun habt?“ fragte er.

„Mit einem Manne, dem Anschein nach.“

„Und glaubt Ihr in Sicherheit zu sein bei mir?“

„Wenn Ihr zur Zunft der Strolche gehören solltet, um so schlimmer für Euch,“ antwortete der Franzose, indem er dem Venezianer seinen Dolchgriff auf die Brust setzte.

„Nun denn, mein Herr Franzose, Ihr scheint mir ein Mann zu sein von hoher Weisheit und großem Verstand. Wisset, daß ich als Fremder am Hofe von Sizilien lebe und mir nichts so sehnlich wünsche, wie einen treuen Freund. Einen solchen, wenn mich nicht alles täuscht, habt auch Ihr nötig; kann man Euch vertrauen?“

„Mehr als Euch,“ antwortete der Franke. „Ihr fangt Eure ritterliche Freundschaft damit an, daß Ihr mich betrügt. Ihr habt mir gesagt, Euch verirrt zu haben, aber Ihr lenkt Euer Pferd wie einer, der nicht nötig hat, den Weg zu suchen.“

„Und habt Ihr mich nicht ebenfalls betrogen, indem Ihr mir zu Fuß als ein Bauer entgegen kamt? Aber, da ist die Herberge. Meine Diener haben das Essen bereitet.“

Der fränkische Ritter sprang vom Pferd und betrat mit dem Venezianer, dessen Einladung er annahm, die Halle der Gastwirtschaft. Das Essen wurde aufgetragen und der französische Ritter bewies, daß er in Essen und Trinken nicht weniger Bescheid wisse als in klugen Reden, er aß für sieben, und wie oft er auch die Kannen leerte, trübte er damit doch nicht im geringsten die Klarheit seines Auges und seines Verstands. Da sah der Venezianer, daß er es mit einem Kerl zu tun habe, der nicht nur das Herz, sondern auch die Leber auf dem rechten Fleck hatte. Indem sie also zusammen becherten, versuchte er es, dem neuen Freund hinter seine Gedanken zu kommen. Aber er konnte sich bald überzeugen, daß es leichter gewesen wäre, dem Franzosen das Hemd vom Leibe, als die Würmer aus der Nase zu ziehen. Blieb ihm daher nichts andres übrig, als sich selber das Wams aufzuknöpfen und eingehend davon zu reden, wie die Dinge standen in Sizilien. Er sprach von König Leutfred und seiner schönen Gemahlin, von den galanten Sitten des Hofes, wo man spanische, französische, italienische und andre hohe Herren in bevorzugten Stellungen antreffe; er sprach von Prinzessinnen, die ebenso reich seien wie vornehm und ebenso schön wie reich; er sprach von den ehrgeizigen Plänen des Königs, der sich mit dem Gedanken trug, Morea, Konstantinopolis, Jerusalem und alle Länder des Sultans in Asien und Afrika zu erobern; von den Staatsmännern des Königs, die es verstünden, die Blüte der ganzen christlichen Ritterschaft auf dieser

Insel zusammen zu ziehen, in der Absicht, die Herrschaft Venetiens zu brechen, das nicht einen Daumen breit Landes besaß, und Sizilien von neuem zur Königin des Mittelländischen Meeres zu erheben, was es schon einmal im Altertum gewesen war.

Er gestand, daß er es war, der dem König, bei dem er in großer Gunst stand, diesen Gedanken eingeflüstert und sprach zuletzt davon, wie er trotz der königlichen Gunst und Gnade sich schwach fühle, und voll Mißtrauen auf sein Glück, weil er allein sei und ohne Freunde. Über diese Lage nachdenkend, sei er ausgeritten, und da habe ihm der Himmel den Mann in den Weg gestellt, der nach seiner Meinung alles erfülle, um der Freund zu werden, nach dem er seit Jahren schon suche. Forderte daraufhin den Franzosen auf, sich ihm als Bruder anzuschließen und stellte ihm seine Börse und seinem Palast zur Verfügung. Wenn sie nur treu zusammenhielten, so schloß er seine Rede, keiner ein Geheimnis hätte vor dem andern und sich treulich unterstützten wie Waffenbrüder auf einem Kreuzzug, könnte es ihnen nicht fehlen, das Ziel ihrer kühnsten Wünsche zu erreichen und zusammen zu Macht und Ehren zu gelangen, die sie vereinzelt nur schwer erreichen würden.

Der fremde Edelmann nahm seinen Vorschlag an.

„Obwohl ich", gab er zur Antwort, „in Wahrheit keines andern Menschen Beistand bedarf, da ich mich auf eine Sache verlassen kann, die stark genug ist, um mir alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, bin ich Euch dennoch dankbar für Euer freundliches Entgegenkommen und hoffe, daß Euch der Ritter Walther von Meusebug aus dem schönen Touranerland bald seinerseits zu Dank verpflichten wird."

„Besitzt Ihr eine kostbare Reliquie, die Euch Euer Glück verbürgt?“ fragte der Venezianer.

„Einen Talisman,“ erwiderte der Mann aus dem Touranerland, „den mir meine Mutter schon in die Wiege mitgegeben und womit so gut Schlösser und Städte gebaut und zerstört werden wie mit dem Schwert, einen Hammer, um mir Münze zu schlagen nach Wohlgefallen, ein Heilmittel gegen alle Übel, einen Stab auf die Reise, für den ich nicht wenig erhalte, wenn ich ihn zum Pfand einsetze, ein Werkzeug höchsten Ranges und unübertrefflicher Vollkommenheit, das in der rechten Schmiede geräuschlos wunderbare Arbeit vermag.“

„Beim Löwen von Sankt Markus,“ rief der Venezianer, „Ihr scheint ein seltsames Mysterium unter Eurem Panzerhemd zu tragen?“

„Keineswegs,“ entgegnete der Herr aus Frankenland, „es ist eine ganz natürliche Sache. Da seht selber.“

Und indem er sich erhob, um sich für die Nacht zu entkleiden, zeigte er dem Venezianer ein Werkzeug der Lust von solch überraschender Gestalt und Schönheit, wie dieser im Leben nicht geschaut.

„Das ist mein Zauberstab,“ sprach er, „der mir alle Hindernisse aus dem Wege räumt, mein Schlüssel, der mir alle Frauenherzen aufschließt, und da die Frauen Königinnen sind an diesem Hof, kann es nicht fehlen, daß Euer Freund Walther hier herrschen wird über kurz oder lang.“

Darauf gingen beide, nach der Sitte der Zeit, in demselben Bette zur Ruhe und der Venezianer konnte sich lange nicht erholen von seinem Erstaunen über die geheime und verborgene Schönheit seines neuen Freundes, den seine Mutter, und vielleicht auch sein Vater, derart ausgestattet hatte, daß er überall siegen mußte, um so mehr,

als er mit dieser prachtvollen Körperlichkeit den muntern Geist eines Pagen und die gesetzte Weisheit eines alten Brahminen verband.

Also schwuren sich beide ewige Kameradschaft, und und beglückt von ihrer Einigkeit und Brüderlichkeit, schliefen sie Seite an Seite auf demselben Kopfkissen. Denn so haben sich in jenen Zeiten die Sachen zugetragen.

Am andern Morgen schenkte der Venezianer seinem Bruder Walther ein schönes Pferd, idem eine Gürteltasche, ganz voll von kleinen und großen Münzen, idem ein golddurchwirktes samtenes Wams mit seidenen Ärmeln, nebst einem Mantel mit goldenen Spangen und gab seinen Dienern Befehl, den Herrn Walther zu bedienen als ihren eignen Herrn. So ausgestattet, hielten beide ihren Einzug in Palermo. Es war zur Zeit, als gerade der König und die Königin lustwandelten in den Gärten des Schlosses, und Pezzara ergriff die Gelegenheit, seinen fränkischen Freund den fürstlichen Personen vorzustellen. Er rühmte solchergestalt die Verdienste des Touraners, daß ihn der König aufs freundlichste empfing und sofort zur Mahlzeit zurückbehielt. Mit einem Blick wurden dem fränkischen Ritter tausend Geheimnisse offenbar. Der König war ein Fürst voll Schönheit und Tapferkeit und die Königin, mit dem heißen Geblüt der Spanierinnen, die schönste und stolzeste Dame des Hofes. Aber an einem melancholischen Zug um ihren Mund erkannte Walther, daß sie vom König vernachlässigt werde, da, nach einem alten Touraner Sprichwort, die Freude des einen Gesichts von der Freude des andern kommt. Pezzara bezeichnete seinem Freund Walther mehrere Damen, denen Leutfred ausgiebig den Hof mache, die wütig auf einander seien in verliebter Eifersucht und sich überboten in weiblichen

Liebespraktiken und galanten Erfindungen, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Daraus entnahm Walther, daß der König, obwohl er die schönste Frau der Welt sein eigen nannte, ein großer Hurer war vor dem Herrn, der gern alle Schönen seines Königreiches besessen hätte und seinen Gaul, der bei immer gleichem Futter den Appetit verlor, am liebsten jede Nacht in einem andern Stall anband. Nachdem der Touraner also das Treiben des Fürsten durchschaut und sich überzeugt hatte, daß niemand am Hofe je den Mut gefunden, die arme Königin aufzuklären, beschloß er bei sich in seinem Herzen, mit einem Schlag von dem Acker der schönen Hispanierin Beschlag zu nehmen und frech auf königlichem Feld seine Fahnenstange aufzupflanzen.

Um dem fremden Ritter eine Höflichkeit zu erweisen, befahl der König, daß Herr Walther zur Abendmahlzeit seinen Platz neben der Königin habe. Bot also Walther der Fürstin seine Hand und war darauf bedacht, in einem gewissen Abstand den andern voranzuschreiten, um gleich mit dem ersten Wort die Königin auf ein Thema zu bringen, das den Damen nie zuwider ist, von welchem Stand und Rang sie auch sein mögen.

„Frau Königin," begann er, „ich weiß, warum Euer Gesicht so blaß ist."

„Nun, warum?" fragte sie.

„Ihr seid so schön und Euer ganzes Wesen fordert so ungestüm zur Liebe auf, daß der König Euch Tag und Nacht keine Ruhe gibt, keinen noch so kleinen Waffenstillstand gewährt in dem Krieg und Kampfspiel, die Gott Amor zwischen zwei Liebenden zu entzünden pflegt. Ihr mißbraucht aber Eure Macht über den armen König und werdet ihn in ein frühzeitiges Grab liefern."

„Was kann ich denn tun,“ sprach die Königin, „um ihn davor zu bewahren?“

„Ihm verbieten, mehr als dreimal täglich auf Eurem Altar zu opfern.“

„Ihr scherzt wohl, lieber Ritter, wie es so im Frankenland Sitte ist,“ erwiderte die Dame, „der König hat mir erklärt, daß mehr als ein Opfer in der Woche schon den Tod nach sich zieht.“

„Er hat Euch getäuscht,“ sprach Walther, während er an der Tafel Platz nahm; „ich kann Euch im Gegenteil beweisen, daß die Liebe auf dem Altar einer Königin wie der gewöhnlichen Frauen täglich opfern muß und wiederholt, daß sie weder die Metten, noch die Vesper, noch die Kompletten, ein eingestreutes kleines „Ave“ hie und da nicht zu zählen, versäumen darf, kurz, daß sie, wie die frommen Mönche in ihren Klöstern, allstündlich zur Andacht in Inbrunst bereit sein muß, und für Euch, Frau Königin, dürfte die süße Litanei überhaupt kein Ende haben.“

Die Königin warf dem Ritter einen Blick zu, in dem mehr Wohlgefallen als Zorn ausgedrückt lag, doch zuckte sie leis mit der Achsel.

„In diesem Punkt“, sprach sie, „sind die Männer allzusammen große Lügner.“

„Ich habe im Gegenteil“, antwortete der Ritter, „eine große Wahrheit bei mir, die ich Euch auf Wunsch vorzeigen will. Und gern mache ich mich anheischig, mein Wort einzulösen, so daß Ihr in kurzer Frist viel verlorene Zeit einholen und reichlich sollt entschädigt werden für die Entbehrungen, die Euch der König auferlegt zugunsten andrer.“

„Aber der König wird Euch den Kopf vor die Füße legen, wenn er von unserm Handel erfährt.“

„Und wenn das geschehen sollte schon nach der ersten Nacht, würde doch das Glück, das ich bei Euch gefunden, mehr als hundert Jahre Leben aufwiegen; denn wer auch alle Höfe der Welt gesehen, wäre doch niemals einer Fürstin begegnet, die sich an Schönheit mit Euch messen könnte. Und ist es nicht gleich, so oder so das Leben zu verlieren und zu verlassen? Denn seht, wenn ich auch nicht durch das Schwert umkomme, bin ich doch fest entschlossen, mein Leben tropfenweise für Euch hinzugeben und in der Liebe zu Euch den Tod zu trinken, insofern man den Tod trinken kann an der Quelle, die der Ursprung des Lebens ist.“

Niemals hatte die gute Königin solche Reden gehört, und ihr könnt euch denken, daß sie wohlgefälliger darauf lauschte als auf die schönste Musik beim Hochamt. Das sah man an ihrem Gesicht, als welches sich mit einer sanften Röte überzog, weil die Worte des Ritters ihr Blut in höhere Wallung versetzten, dergestalt, daß alle Saiten ihrer Laute vibrierten und zu einem Akkord zusammenklangen, der ihr Seele und Leib und alle Nerven durchzitterte. Denn so lag es in ihrer Natur. Sie war jung, schön, Königin, Spanierin, und sie sah sich getäuscht und elend hintergangen. Und wie sie die Höflinge um sich her verachten mußte, die geschwiegen hatten zu dem Verrat aus Furcht vor dem König! Sie beschloß, sich zu rächen, zu rächen mit Hilfe dieses tapfern Touraners, der so unbekümmert um sein Leben war, daß er es sorglos aufs Spiel setzte, indem er vor der Königin eine Sprache führte, die ihn töten mußte, wenn die Fürstin sich an ihre Pflicht erinnerte. Aber sie tat das Gegenteil, sie setzte die Spitze ihres Fußes auf den seinigen und drückte ihn in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, wenn auch ihre Blicke andres auszudrücken schienen.

„Teurer Ritter," sagte sie laut, „ändern wir das Thema; es ist schlecht von Euch, eine arme Königin an ihrem schwächsten Punkt anzugreifen. Erzählt uns lieber etwas von den Damen Eures Hofes."

Diese Worte wollten dem Ritter sagen, daß die Sache abgemacht sei. Dann begann er so lustige Geschichten und Schwänke zum besten zu geben, so kühne und tolle Abenteuer zu berichten, so witzige und spitzige Anekdoten zu erzählen, und damit während der ganzen Mahlzeit den König, die Königin und alle Höflinge in solcher Kurzweil und Heiterkeit zu erhalten, daß der Fürst bei Aufhebung der Tafel laut gestand, seit lange keine so lustige Essensstunde verbracht zu haben. Begab sich hierauf die ganze Hofgesellschaft in die Gärten, die die schönsten waren, so man auf der Welt finden konnte, und unter dem Vorwand einer besondern Aufmerksamkeit und Höflichkeit führte die Königin den fremden Gast in einen Orangenhain, dessen Blüten einen süßen und bestrickenden Wohlgeruch verbreiteten.

„Schöne und edle Königin," begann alsbald der fränkische Ritter, „ich habe in allen Ländern und an allen Höfen die Erfahrung gemacht, daß nichts der Liebe so gefährlich, ja tödlich ist, als die Präliminarien, Vorspiele und Vorreden, auch Präambula genannt, kurz, die ganze höfische Komödie, die man dabei aufzuführen pflegt. Wenn Ihr also Vertrauen auf mich habt, so laßt uns handeln als zwei Menschen, die über alle Kleinlichkeiten erhaben sind. Halten wir fern von unsrer Liebe alle heuchlerischen Grimassen, die der Tod der Leidenschaft sind. Auf solche Weise werden wir zugleich die äußere Gefahr vermeiden, allen Verdacht von uns fernhalten und uns ungestört unsers Glückes freuen. So zu handeln ist allein einer Königin würdig, die weiß, was sie will."

„Es scheint mir," antwortete sie, „daß Ihr wohl gesprochen habt; aber ich bin Neuling und ohne Erfahrung, ich weiß nicht Mittel und Weg."

„Habt Ihr unter Euern Frauen eine, auf die Ihr Euch verlassen könnt?"

„Ja," erwiderte sie, „es lebt am Hofe eine Dame, die mit mir aus Hespanien herübergekommen ist und die sich auf einen glühenden Rost legte aus Liebe zu mir, wie Sankt Lorenz getan aus Liebe zu Gott; aber sie ist immer kränklich."

„Und darum besucht Ihr sie hie und da?" fragte Walther.

„Ja, manchmal sogar bei Nacht."

„Welch ein Glück," rief Walther, „dafür werde ich der heiligen Rosalie, der Patronin von Sizilien, einen goldenen Altar stiften."

„O Jesus," rief die Königin aus, „so werde ich doppelt glücklich sein, da mein Herzgeliebter so fromm ist."

„Ich bin es zwiefach, teure Herrin," erwiderte er; „denn ich verehre eine Königin im Himmel und eine auf Erden, beide weit genug auseinander, daß zum Glücke die eine nicht eifersüchtig zu werden braucht auf die andre."

Diese galante Rede rührte die Königin über die Maßen und wenig hätte gefehlt, daß sie sich zur Flucht entschlossen und mit dem leckeren Vogel davon geflogen wäre.

„Die Jungfrau Maria", sagte sie, „ist mächtig im Himmel; möge auch ich es werden durch die Liebe."

„Hm, sie reden von der Jungfrau Maria," sprach der König bei sich, der in die Nähe getreten war, um zu lauschen; denn ein sizilianischer Höfling, den die plötzliche Gunst des verfluchten Franken wurmte, hatte dem Fürsten den Floh der Eifersucht ins Ohr gesetzt.

Also nahmen die Königin und der Ritter ihre Maßregeln und alles wurde aufs feinste eingefädelt. Dann gesellte sich Walther zur Hofgesellschaft, und alle fanden an ihm ein großes Wohlgefallen. Zurückgekehrt vom Hofe, sagte er seinem Freund Pezzara, daß ihrer beider Glück gemacht sei und daß er morgen bei der Königin schlafen werde. Über diesen raschen Gang der Dinge war der Venezianer nicht wenig erstaunt; aber als guter Freund sorgte er für feine Spezereien, Brabanter Leinwand und kostbare Gewänder jeder Art, wie sie einer Königin würdig waren, und versah damit seinen geliebten Bruder.

„O, mein Freund," sprach er, „bist du auch sicher, nicht auszugleiten auf dem schlüpfrigen Weg, sondern fest und aufrecht zu bleiben, und der Königin solche Feste zu geben, daß sie sich für immer an deinen Stab halten und festklammern wird, wie ein Schiffbrüchiger an einem Balken?"

„Da sei ohne Sorge," antwortete lachend der fränkische Ritter; „ich verfüge über die Reserven und Ersparnisse der Reise, und ich will ihr so den Meister zeigen, ohne Gnade und Pardon, wie wenn sie eine einfache Magd wäre, und will sie in alle Praktiken unsrer Touraner Damen einweihen, die mehr von der Liebe wissen als alle andern, weil sie gar nichts sonst zu tun haben und nur darum von Zeit zu Zeit damit aufhören, um immer wieder von vorn anzufangen. Aber verständigen wir uns. Auf folgende Weise werden wir die Herrschaft über diese Insel erlangen: Ich werde mich der Königin bemächtigen, du des Königs. In den Augen des Hofes müssen wir als Todfeinde erscheinen und jeder muß für sich eine Partei bilden. So werden wir trennen, um zu herrschen. Du

wirst meine Feinde aushorchen, ich die deinen, also daß es uns ein leichtes sein wird, ihre Anschläge zu vereiteln. In einigen Tagen muß darum ein heftiger Streit zwischen uns ausbrechen, und der Vorwand dazu soll der sein, daß der König mich zurücksetzt und dir die höchste Gewalt überträgt; denn so will ich es mit Hilfe der Königin einfädeln und ausspinnen."

Am andern Tag schlich sich Walther zu jener Spanierin, nachdem er überall ausgesagt, daß er sie einst in Hespanien gut gekannt, und blieb acht volle Tage in ihren Gemächern. Jeder kann sich leicht denken, mit wem er hier zusammentraf. Der Touraner bediente die Königin wie eine Frau, die man liebt, er führte sie in tausend unbekannte Länder der Liebe und überschüttete sie so mit überraschenden Verzückungen und verzückten Überraschungen, lehrte sie solche verliebte Tollheiten und solche tolle Verliebtheiten, daß sie schwur, nur die Franken verstünden, was Liebe sei. So wurde der König dafür gestraft, daß er seinen Weizen in fremden Scheuern ablud und auf dem königlichen Speicher die Spreu aufschüttete. Die Königin aber war so gerührt von dem unerschöpflichen Reichtum des Herrn von Meusebug, der durch die Kraft und Fülle seiner Wunder ihre Weibheit quasi vom Tod erweckt hatte, daß sie das Gelübde tat, ihn zu lieben in Ewigkeit. Sie verabredeten, daß die hespanische Ehrendame immer krank bleiben, und daß kein andrer Mann in ihr Geheimnis eingeweiht werden solle, als der Leibmedikus der Königin, der seine Herrin über alles liebte. Durch einen seltsamen Zufall hatten die Stimmbänder seines Kehlkopfs auf ein Haar genau dieselbe Beschaffenheit wie die Walthers, so daß infolge dieses Naturspiels die Stimmen der beiden nur schwer zu unterscheiden waren, worüber die Königin sich nicht genug

verwundern konnte. Der Leibmedikus schwur bei seinem Leben, den Geliebten treu zur Seite zu stehen; denn längst hatte ihm die Verlassenheit und Verschmähtheit der armen Königin in der Seele leid getan, also daß er sich über die Maßen freute, endlich zu sehen, wie der Königin, was eine seltene Sache ist, königlich aufgewartet wurde.

Unterdessen war ein Monat verstrichen, und den Geliebten ging alles nach Wunsch. Auf geschicktes Betreiben der Königin wurde die ganze Regierungsgewalt von Sizilien allmählich dem Venezianer in die Hände gespielt, während Walther, den der König um seiner Weltkenntnis willen außerordentlich liebte, leer ausging, da die Königin gegen ihn, als einen wirschen und ungalanten Gesellen, einen unbändigen Haß an den Tag legte und sich jeder Gunstbezeugung, die der König ihm zudachte, widersetzte. Als nun der erste Minister des Königs, der Herzog von Cataneo, in Ungnade fiel und Pezzara sein Nachfolger wurde, ohne sich auf dem Gipfel seiner Macht, so schien es, im geringsten an seinen Freund Walther zu erinnern, schlug dieser einen großen Lärm an über die schwarze Undankbarkeit des Italieners und machte sich damit den gestürzten Cataneo und seinen ganzen Anhang für immer zu ergebenen Freunden. Um sie ganz in Vertrauen einzuwiegen, zettelte er mit ihnen zum Sturze Pezzaras eine heimliche Verschwörung an, und ihr könnt euch denken, wie ernst diese von seiner Seite gemeint war. Pezzara aber zeigte sich, wie alle seine venezianischen Landsleute, in der schweren Kunst des Regierens und allem, was damit zusammenhängt, als ein Meister ersten Ranges. Er bewirkte wahre Wunder in der Verwaltung des Königreichs. Er ließ die Häfen ausbessern und lockte durch seine liberalen Einrichtungen die Kaufleute der ganzen Welt

herbei, wodurch Geld ins Land floß wie nie zuvor. Er versammelte Künstler aller Nationen in Palermo und veranstaltete Feste und Aufzüge von unerhörter Pracht, daß vom Morgen- und Abendland die Reichen der Erde herbeiströmten und ihren Überfluß auf der Insel zurückließen. Die Früchte des Landes und der Boden selber stiegen im Preis, der Weizen Siziliens wurde wieder bis nach Asien hin versandt, und der König Leutfred galt bald für den glücklichsten König der Christenheit. Der Glanz seines Hofes überstrahlte alle andern Höfe. Dieses alles wurde bewirkt durch das geheime Einverständnis zweier Männer, die am königlichen Hof für Todfeinde gehalten wurden. Während der eine die Geschäfte des Staates im großen förderte, wichtige Unternehmungen einleitete, die bewaffnete Macht in Ordnung hielt und besonders darauf bedacht war, daß der königliche Schatz nie leer wurde, sorgte der andre für das Vergnügen der Herrschaften. Er hatte es längst erreicht, daß die Königin, die er auf touranische Art bediente, den melancholischen Zug um ihren schönen Mund verlor und ihre Augen nicht nur von Schönheit und Jugend strahlten, sondern noch mehr von heimlichem Glück. Aber auch der König kam nicht zu kurz. Walther erriet seine Wünsche, ehe er sie aussprach, versorgte ihn mit mehr schönen Frauen als das Jahr Tage hat, riß ihn von einer Tollheit zur andern fort, und ließ ihn keinen Augenblick zu sich selber kommen. Der gute König mußte sich nur über die Sanftmut seiner Gemahlin verwundern, an die er seit langer Zeit so wenig rührte wie der Jude an eine Speckschwarte.

Das gute Einvernehmen der beiden Freunde dauerte drei Jahre, andre sagen vier, aber sogar den Benediktinern ist es nicht gelungen, dieses historische Datum mit Sicher-

heit festzustellen, das darum wohl ungewiß bleiben wird für alle Zeiten, ebenso wie die Ursache des Zerwürfnisses der beiden ausgezeichneten Männer. Wahrscheinlich hatte der Venezianer den kühnen Ehrgeiz, seine Macht allein und ungeteilt auszuüben, wobei er die wichtigen Dienste, die er dem fränkischen Edelmann verdankte, ganz und gar vergaß, wie es unter Hofleuten so Sitte ist, was bereits aus den Schriften des Herrn Aristoteles erhellt, der selber ein feiner Hofmann war, und der da sagt, daß nichts so schnell veralte in dieser Welt als eine Wohltat, ausgenommen etwa die Liebe, die sich oft auch nicht länger halten mag als eine Mispel im Bettstroh.

Vertraute also der Venezianer einzig auf die große Freundschaft des Königs Leutfred, der ihn seinen lieben Gevatter nannte, und beschloß in seinem Herzen, sich des alten Freundes zu entledigen, indem er den König ein wenig aufklärte über das zufriedene Glück seiner Frau Königin und ihn also an einer Stelle kitzelte, wo er, wie Pezzara wußte, über die Maßen empfindlich war. Träumte auch schon von nichts anderm mehr, als von dem abgeschlagenen Kopf des alten Freundes, und multiplizierte im Geist seine Reichtümer, die er unter Walthers Mitwissen in einem venezianischen Bankhaus niedergelegt hatte, und die er mit dem Ritter aus Touran teilen mußte, wenn er ihn nicht aus dem Wege räumte. Von Jahr zu Jahr schwoll dieser Reichtum mehr an. Er floß aus verschiedenen Quellen. Ein großer Teil ergab sich aus den Geschenken der Königin, die von ihren spanischen Besitztümern her über beträchtliche Einkünfte verfügte und ihren Geliebten mit echt königlicher Freigebigkeit behandelte; der andre Teil stammte von der Großmut des Königs, der von den Erträgnissen der Handels-Zölle und andrer Abgaben dem

begünstigten Minister mehr überließ, als vielleicht recht und billig war.

Pezzara mußte bei seinem verräterischen Plan mit größter Vorsicht zu Werke gehen, denn der Herr von Meusebug war der Mann, um den Feinsten zu verkaufen. Er mußte den König durch Augenschein überzeugen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, in sein eignes Verderben zu rennen. Versprach darum dem Fürsten, daß er mit eignen Augen sehen solle, und eines Nachts, jedoch erst gegen Morgen, damit man besser sehe, führte er den Monarchen in das Schrankzimmer jener spanischen Dame, hinter dem er die Königin und ihren Geliebten im Schlafgemach der genannten Dame, die noch immer die Kranke spielte, in verliebtem Tun beisammen wußte. Zum Unglück war die Spanierin schon munter, hörte die Tritte der beiden Männer, und durch einen Spalt des Verschlags, hinter dem sie schlief, so oft sie die eigne Kammer, ihr wißt zu welchem Zweck, der Königin überließ, erkannte sie den König, wie er durch ein Loch der Kammertüre blickte, das der Venezianer heimlich hatte anbringen lassen. Und was sah der König? Er sah jene göttliche Laterne, die so viel Öl verbrennt, dafür aber auch die ganze Welt erleuchtet, die mit Arabesken und kostbarem Laubwerk so wunderbar verziert ist und heißer flammt als eine, jene wahre Laterna magica, die er auf einmal schöner fand als alle andern, da er sie so lange nicht gesehen hatte. Weiter konnte er durch die enge Öffnung nichts erkennen. Nur eine männliche Hand sah er noch, die schamhaft die Laterne bedeckte, und hörte die Stimme Walthers zärtliche Worte sprechen, närrische, verrückte Worte, wie sie Liebende im Scherz gebrauchen, wenn sie von dieser Laterne reden, die die wahre Sonne der Liebe ist in allen Ländern, als

welcher sie darum tausend Kosenamen geben und sie vergleichen oder gleichsetzen allen schönen Dingen dieser Erde. Sie nennen sie und reden sie an: mein Granatapfel, meine Rose, meine Muschel, mein Zuckerschneck, mein süßes Mäuschen, mein Schatzkämmerlein, Ankergrund meiner Liebe ... Ja, noch ketzerlichere und fast gotteslästerliche Ausdrücke gebrauchen einige. Fragt nur, wenn ihr mir nicht glauben wollt.

Unterdessen war die Spanierin herbeigeschlichen und gab durch Zeichen zu verstehen, daß der König da sei.

„Horcht er?“ fragte die Königin.

„Ja!“

„Späht er?“

„Ja!“

„Wer hat ihn hergeführt?“

„Pezzara.“

„Rufe mir den Hofmedikus und bringe Walther unverzüglich nach seinen Gemächern.“

Und in weniger Zeit als ein Armer gebraucht hätte, um sein Vaterunser zu beten, hüllte die Königin ihre Laterne so in blutiges Verbandzeug, daß man glauben mußte, sie leide an einer Wunde und bösartigen Entzündung. Der König aber, voll Wut über das Gehörte, drückte jetzt die Türe ein und erschien gleichzeitig mit dem Arzeneykünstler in der Kammer. Er fand die Königin noch in derselben Lage, wie er sie durch den Spalt gesehen, und der Meister Physikus — diese Herren sind den Frauen gegenüber oft von gar zierlichen Redewendungen —, die Hand auf dem Verband, sagte scherzend: „Na, wie geht es der Kleinen heute morgen?“ Seine Stimme war die gleiche wie diejenige, die der König zuvor gehört hatte.

Das machte den Fürsten kleinlaut. Er stand da wie ein ertappter Dieb. Die Königin aber, rot vor Scham, richtete sich auf und fragte mit zorniger Entrüstung, was für ein Mann es wage, zu einer solchen Stunde vor ihr zu erscheinen. Und den König erblickend, brach sie in heftige Klagen und Beschuldigungen aus.

„Ah, gestrenger Herr," rief sie, „so entdeckt Ihr nun, was ich Euch seit langer Zeit und mit so viel Sorgfalt zu verhehlen suchte. Erratet Ihr, was die Ursache meines Übels sei? Scham und Stolz verbieten mir, davon zu sprechen. Aber seht, um meine Ehre und die Eurige zu schonen, war ich genötigt, die häßliche Krankheit bei meiner guten Donna Miraflor Euch und der Welt zu verbergen."

Auch der Meister Physikus sagte sein Sprüchlein. Mit hundert lateinischen Citationen, die er wie Körner einer göttlichen Weisheit aus den Schriften des Hippokrates, des Galienus, der Schule von Salerno und andern ausgezogen hatte, demonstrierte er dem König, wie wenn es einen Satz aus dem Euklid zu beweisen gelte, der so klar ist wie zwei mal zwei vier, daß das Brachliegen des campi veneris immer von ärgerlichen Konsequenzen und fatalen Erscheinungen begleitet sei, die bei einer Königin mit spanischem Geblüt doppelt gefährlich wären und bei eintretenden Komplikationen sogar zum Tode führen könnten. Das alles trug er mit einer langsamen und hochernsten Feierlichkeit vor und fand immer neue Argumente und Citationen, um dem Herrn Walther Zeit zu lassen, sich in seiner Kammer einzuriegeln und in seinem Bett den wahrhaftigen Schlaf des Gerechten zu heucheln. Darauf nahm die Königin kurzerhand den Arm des Königs, um, wie sie sagte, die kranke spanische Dame nicht zu inkommodieren, die sonst die Königin, um ärger-

lichem Gerede vorzubeugen, in ihre Gemächer zurückzugeleiten pflegte. Als sie durch den Korridor schritten, an dem die Gemächer des Herrn Walther lagen, scherzte die Königin:

„Ihr solltet“, sagte sie zum König, „diesem Herrn von Meusebug einen Schabernack antun. Ich wette, daß er nicht zu Hause ist, sondern irgendwo zwischen den Tüchern einer schönen Dame steckt. Er wird uns noch eine rechte Stänkerei anrichten. Wenn man mir gefolgt hätte, wäre er längst nicht mehr auf der Insel.“

Leutfred trat rasch bei Walther ein und fand ihn im tiefsten Schlaf, schnarchend wie ein Domherr in seinem Chorstuhl. In ihren Gemächern angelangt, hielt die Königin mit allen Mitteln ihren Herrn Gemahl bei sich zurück und schickte heimlich einen Pagen ab, um den Herzog von Cataneo herbeizurufen. Sie saß noch mit dem König beim Frühstück, der auf einmal fand, daß seine Frau nicht nur die schönste, sondern auch die geistreichste und liebenswürdigste Dame seines Königreichs sei, als man ihr zuflüsterte, der Herzog harre ihres Befehles. Unter einem leichten Vorwand trat sie in den Saal hinaus.

„Mein lieber Herzog,“ sprach sie, „laßt sofort auf der Bastei einen Galgen errichten und daran den Pezzara aufhängen, ohne daß er Zeit findet, schriftlich oder mündlich ein Wort an den König zu richten. Tel est notre bon plaisir, so befehlen wir es Euch.“

Cataneo verlangte nicht erst einen Kommentar zu dieser Rede. Er ließ Pezzara ergreifen, der gerade wieder davon träumte, wie der König dem von Meusebug den Kopf vor die Füße legte. Er wurde auf die Bastei geschleppt, wo er im Fensterkreuz der Königin seinen alten

Freund Walther erblickte, wie er mit dem König und allen Hofleuten munter scherzte, welcher Umstand dem unglücklichen Venezianer den augenscheinlichen Beweis lieferte, daß ein Mann besser daran tut, es mit der Königin zu halten als mit dem König.

„Mein Freund,“ sprach die Königin, indem sie ihren Gemahl in die Fensternische zog, „dort seht Ihr den Verräter, der Euch das Liebste nehmen wollte, das Ihr auf der Welt besitzt; die Beweise dafür werde ich Euch in die Hand geben, sobald Ihr Zeit haben werdet, sie mit Muße zu studieren.“

Da sah auch Walther unten auf dem Platz die Vorbereitungen zu der schauerlichen Zeremonie. Überwältigt von dem grausigen Anblick, warf er sich dem König zu Füßen und bat um Gnade für den, der sein Todfeind war.

„Herr von Meusebug,“ sprach die Königin und zeigte ihm ihr zornigstes Gesicht, „Ihr seid sehr kühn, daß Ihr Euch unserm Wunsch und Willen zu widersetzen wagt.“ Der König nötigte den Herrn Walther, sich zu erheben.

„Ihr seid ein braver Ritter,“ sagte er, „aber Ihr habt keine Ahnung, welche schwarze Verräterei der Venezianer gegen Euch angesponnen hat.“

Also wurde Pezzara zwischen Kopf und Schulter sanft zu Tode gekitzelt, während die Königin durch einen Lombarden aus der Stadt die ungeheuren Summen nachrechnen ließ, die sein Günstling auf der Bank von Venedig niedergelegt hatte und die der empörte Fürst großmütig dem Touraner schenkte. Die schöne und stolze Königin aber fand nicht lange darauf einen harten Tod, wie es in der Geschichte beider Sizilien zu lesen ist. Sie starb nämlich an den Folgen einer schweren Entbindung, wobei sie einem Sohn das Leben schenkte, der ein großer Mann,

aber in allen seinen Unternehmungen sehr unglücklich wurde. Der König ließ sich von seinem Hofmedikus leicht überzeugen, daß der Tod seiner Frau in dem verdorbenen Blut der Königin seine Ursache hatte, als welches wieder die Folge war von ihrer langen Enthaltsamkeit und Keuschheit; er fühlte sich darum in hohem Grade schuldig an dem beklagenswerten Ende der tugendsamen Königin und gründete zur Buße und Genugtuung die Kathedrale zu Unsrer Lieben Frau, die noch heute die schönste Kirche von Palermo ist. Als der Herr von Meusebug die Zerknirschung des Königs sah, sagte er ihm offen heraus seine Meinung.

„Wenn ein König", so ungefähr lautete seine Rede, „sich eine Hispaniolin zur Frau nehme, so müsse er wissen, daß er in ihrem Dienst nicht nachlässig sein dürfe, sintemal die Frauen dieses Landes von einem so heißen Geblüte wären, daß ihrer Eine so viel Sorgsamkeit verlange als zehn andre; wenn er aber eine Frau wolle, einfach um sie als Monstranz vor dem Volke aufzustellen, so möge er sie sich aus dem nördlichen Deutschland verschreiben, wo die Frauen herb und frisch sind wie Holzbirnen im Erntemond." Der brave Ritter kehrte mit reichen Gütern nach Touran zurück, wo er schöne Tage verlebte, ohne über sein Glück in Sizilien das geringste auszuplaudern. Als der Sohn des Königs seinen berühmten Zug gegen Neapel unternahm, eilte er herbei, um ihm seine Dienste anzubieten, verließ aber Italien von neuem, als der unglückliche Fürst in der Schlacht auf den Tod verwundet worden, wie es in den Chroniken zu lesen ist.

Außer der wichtigen Wahrheit, die in dieser Geschichte zwischen den Zeilen steht, und welche wir so ausdrücken wollen, daß das Glück nicht sächlichen, sondern weiblichen

Geschlechts ist und darum öfter von der Frau als vom Manne kommt, lernen wir aus dieser Historie, daß die Verschwiegenheit wenigstens neun Zehntel der Weisheit ausmacht. Überdies hat der Mönch, der uns diese schöne Historiam überliefert, noch eine weitere und nicht weniger beherzigenswerte Wahrheit hinzugefügt. Wir könnten daraus sehen, sagt er, wie um des Vorteils willen Freundschaften nicht nur geschlossen, sondern auch gebrochen werden. Möge der Leser von den drei Moralen die auswählen, die ihm am besten in den Kram paßt.

Der Vagabund von Rouen.

Der alte Chronist, der den Flachs geliefert hat, aus dem die gegenwärtige Historie gesponnen ist, will selber in der Zeit gelebt haben, in der diese Geschichte sich in der Stadt Rouen zugetragen hat, wo man tatsächlich seinen Namen in alten Urkunden und Registern verzeichnet findet. In der Umgebung dieser schönen Stadt, allwo damals der Herzog Richard Hof hielt, trieb in jenen Tagen ein Vagabund und Landstreicher sein Wesen, der mit Namen Dreiballer oder Tryballer hieß. Obwohl er nie ein anderes Dach über seinem Haupte hatte als das Zelt des Himmels und nur Lumpen seinen Leib bedeckten, war er doch von jedermann geliebt im ganzen Herzogtum, wo man sich so an ihn gewöhnt hatte, daß man ihn vermißte, wenn er einmal ausblieb.

Dieser Vagierer und Wegelagerer hatte von seinem Vater, der ebenfalls ein Tryballer und überdies ein fleißiger Bürger und sparsamer Mann war, ein hübsches Vermögen geerbt, das ihm erlaubte, eine Zeitlang in Saus und Braus zu leben, da er sich gerade zu den entgegengesetzten Grundsätzen bekannte als sein Vater, der, wenn er vom Feld heimkehrte, links und rechts am Weg jedes Spreißelchen Holz auflas, jedes dürre Reis und Strohhälmlein zusammenraffte, weil er sagte, daß es ihm sein Gewissen verbiete, mit leeren Händen nach Hause zu kommen. So heizte

dieser brave Bürger im Winter seine Stube mit dem Holz der Fahrigen und Nachlässigen, und wahrlich, er tat wohl daran. Auch gab er mit seinem Tun ein so anreizendes Beispiel, daß später auf Weg und Steg nicht das kleinste Holzsplitterchen mehr zu finden war; sein Exempel machte aus den Fahrlässigsten umsichtige und sparsame Leute. Nur sein Sohn verschmähte es, dem Beispiel seines Vaters zu folgen. Aber der Alte hatte ihm das schon in der frühsten Kindheit vorausgesagt. Wenn da der Vater den kleinen Tryballer auf seinen Acker hinausschickte, um die Vögel zu verjagen, die als freche Spitzbuben die Erbsen stibitzten und was sie nicht fraßen zu Boden hackten und verdarben, fiel es dem Buben nicht ein, das Diebsgesindel zu erschrecken und zu verjagen, sondern er hatte seine helle Freude an ihnen, an ihrem schönfarbigen Gefieder, ihren zierlichen Gestalten, ihren hurtigen Bewegungen, und wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn sie die Scheuchen und Schlingen, die der Vater gestellt hatte, mit klugen listigen Blicken beäugelten und ein heftiges Geschrei erhoben, als wenn sie sich lustig machen wollten über die plumpe Mummerei. Wenn sie dann beladen davon flogen und in zehnfachen Haufen wiederkamen, schreiend, lärmend, jauchzend vor Übermut, da kannte seine Freude keine Grenzen. Der Vater ärgerte sich grün und gelb über den Leichtsinn des Jungen. Es half auch nichts, daß er den Schlingel an den Ohren zog, wenn er ihn hinter einem Haselbusch über allerhand Allotria antraf; der Taugenichts fuhr dennoch fort, die Sitten der Häher, Amseln, Stare, Spatzen und andrer zu studieren, deren Klugheit und Verschmitztheit er nicht genug bewundern konnte. Oft sagte ihm sein Vater, daß er wahrlich gut daran tue, dem Geschmeiß seine Kniffe

abzugucken; denn wenn er so fortfahre, werde er selber noch ein rechter Spitzbub werden, den die Diener der Gerechtigkeit jagen und hetzen, wo sie ihn nur sehen. Und diese Prophezeiung wurde wahr, da der junge Tryballer, wie wir schon gesagt haben, in der kürzesten Frist durchbrachte, was sein Vater in langen Jahren zusammengespart hatte. Er hielt es mit den Menschen wie seinerzeit mit den Spatzen, ließ jedermann in seinen Beutel greifen und hatte wieder seine Freude daran, wie sich die Leute drehten und wandten und Grimassen schnitten, um ihm seine Groschen abzulaufen. Auf diese Weise kam er bald ans Ende. Aber er ließ sich keine grauen Haare wachsen, als er seinen Beutel leer sah; er hatte nicht umsonst seine Philosophie in der Schule der Vögel studiert.

Nachdem er also eine kurze Zeit in dulci jubilo dahingelebt, hatte er eines Morgens nichts mehr in seinem Vermögen als einen Becher und drei Würfel. Das war genug, um zu trinken und zu spielen. Überdies war es ein leichtes Gepäck, das ihn wenig beschwerte. Er konnte also mit Recht die Großen der Erde bemitleiden, die sich nicht im geringsten in Bewegung setzen können ohne ganze Wagenladungen voll Kisten und Koffern, Schachteln und Schirmen, ohne einen Troß von Dienervolk. Tryballer zog aus, seine guten Freunde zu besuchen. Aber er traf keinen, der ihn wiedererkannte. Das gab ihm das Recht, auch niemand mehr zu kennen. Da ihm aber bereits der Magen vor Hunger knurrte, beschloß er bei sich, einen Beruf zu ergreifen. Es sollte aber einer sein, der keine Arbeit verlangte und doch sehr einträglich war. Wie er darüber nachdachte, fielen ihm seine alten lustigen Freunde ein, die Spatzen, Drosseln und Herrenvögel. Da entschloß er sich kurzerhand und wählte den Beruf eines

Bettlers und Landstreichers. Er hatte sich auch nicht verrechnet. Wo er die Hand ausstreckte, erhielt er von mitleidigen Leuten seinen Obolus, und wahrlich, er konnte zufrieden sein. Er fand seinen Beruf ganz herrlich. Man zahlte ihm keine Vorschüsse, verlangte aber auch keine Leistungen. Einen bequemeren Beruf konnte es in der Welt nicht geben. Und weil er sein Handwerk liebte, liebten ihn die Menschen. Er war überall wohl empfangen und erhielt tausend Tröstungen, die dem Reichen verweigert werden. Er sah die Landleute säen und mähen, pflanzen und ernten, und sagte bei sich in seinem Herzen: „Wie doch die Leute sich plagen, um mich zu nähren." Wer ein Schwein in seinem Stalle hatte, schuldete, ohne es zu bedenken, dem Tryballer ein Stück davon, und der Hausfrau, die einen Ofen voll Brot buck, kam nicht der Einfall, daß eines davon notwendig dem Tryballer gehörte. Dennoch nahm er nichts mit Gewalt, im Gegenteil, die Leute gaben ihm noch gute Reden obendrein.

„Da, alter Vagierer," sagten sie, „laß dir's schmecken. Geht's gut? Komm, das hat die Katze angenagt, iß du's vollends auf."

Bei allen Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen erschien Tryballer; denn er war überall, wo die Menschen, offen oder versteckt, sich ein Fest gaben. Mit großer Strenge beobachtete er das oberste Gesetz seines Berufs, nämlich, niemals etwas zu arbeiten. Denn wenn er gezeigt hätte, daß er auch nur das geringste arbeiten könne, würde ihm kein Mensch mehr einen Bissen gegeben haben.

Wenn er sich den Wanst gefüllt hatte, streckte er sich in einem Straßengraben aus oder lehnte sich an den Pfeiler einer Kirche und versank in süßes Träumen.

Dann philosophierte er. Immer von neuem meditierte er über die Philosophie seiner liebenswürdigen Lehrer, der Herrenvögel, Drosseln und Spatzen; denn wenn er auch am Leibe mit Lumpen bekleidet war wie ein Bettler, hatte er im Kopf doch keine lumpigen Gedanken. Vielmehr war sein Gehirn glänzend ausgestattet. Mit seiner Philosophie belustigte er nicht wenig seine Kundschaft, denen er für die Brocken, die von ihrem Tische fielen, die Aphorismen, id est Brocken und Abfälle seiner Weisheit, mitteilte. Er sagte zum Beispiel, die Reichen hätten nur darum die Gicht, weil ihre Füße immer in weichen Pantoffeln steckten. Und er rühmte sich, so gut auf den Beinen zu sein, weil er per pedes apostolorum ginge. Er sprach von den Kopfschmerzen gekrönter Häupter, wovon er verschont sei, da weder Sorgen noch Kronen seine Stirne drückten. Viele Reiche, sagte er, stürben an Verdickung der Säfte, weil sie so viel Ringe an den Fingern trügen, die den Blutumlauf hinderten. In der Tat war er gesund wie ein neugebornes Kind, obwohl er sich von Zeit zu Zeit, wie es sein Beruf verlangte, die schlimmsten Wunden beibrachte.

Der Gevatter belustigte sich viel mit andern seinesgleichen. Willkommenen Zeitvertreib verschafften ihm seine drei Würfel, die er sorgfältig aufgehoben hatte, um damit jederzeit sein Geld verspielen zu können und also seinem Gelübde der Armut nicht untreu zu werden. Aber wie den Bettlerorden, flossen ihm, seinem Gelübde zum Trotz, so viele Einkünfte zu, daß er einmal an einem Ostersonntag zehn Taler ausschlug, die ihm ein Mitbruder zum voraus für das Erträgnis des Tages geboten hatte. In der Tat konnte er am Abend vierzehn Taler für ein Festessen und Bankettieren ausgeben, das er seinen Kameraden

den Almosenspendern zu Ehren veranstaltete, da es zu den Gesetzen des Bettlertums gehört, gegen die Geber dankbar zu sein. Obwohl er sich sorgfältig alles dessen entledigte, was den andern Sorgen machte, als welche, weil es ihnen zu gut geht, sich Kümmernisse suchen, war er unendlich besser daran, als wenn er sich mit den Talern seines Vaters durchs Leben geschleppt hätte. Er konnte sich sogar von Adel dünken; denn er tat nur, was seiner Phantasie zusagte, und lebte in Hülle und Fülle, ohne eine Hand zu rühren. Er wäre für dreißig Taler nicht aufgestanden, wenn er sich einmal zur Ruhe hingelegt hatte. Seine Lebensregel war: Kommt der Tag, bringt der Tag, und wenn wir dem Meister Plato glauben dürfen, dessen Autorität schon einmal in einer unsrer Historien angerufen wurde, so glich sein Leben auf ein Haar dem Leben der größten Weisen des Altertums.

Zweiundachtzig Jahre war er so nach und nach alt geworden, ohne daß er einen einzigen Tag ohne Heller gewesen wäre, und noch immer wie in seiner Jugend leuchtete sein Gesicht in den Farben der Gesundheit. Dabei war er überzeugt, daß man ihn längst eingescharrt haben würde, wenn er dazu verdammt gewesen wäre, unter dem Fluch des Reichtums zu leben, und es ist wohl möglich, daß er recht hatte.

In seiner grünen Jugend hatte er für einen großen Schwerenöter gegolten, will sagen in puncto puncti, und es wurde behauptet, daß in diesem wie in andern Punkten das Gevögel des Feldes, die Spatzen, Turteltauben und andre seine Lehrmeister waren. Zu jeder Stunde war er aufgelegt, die Weiber umzulegen; denn da er nie etwas tat, war er immer bereit, zu tun. Die Waschfrauen des Landes pflegten zu sagen: wie sie

auch die Damen einseiften, der Tryballer verstünde es doch noch tausendmal besser. Und diese seine facultas occulta, die an das Wunder grenzte, war vielleicht der heimliche Grund seiner großen Beliebtheit weit herum im Lande. Man erzählt sich, daß ihn die Schloßdame von Langficken eines Tages auf ihr Schloß rufen ließ, um über die genannte facultas der Wahrheit auf den Grund zu kommen; acht Tage soll sie ihn bei sich eingeschlossen haben, um ihm das leidige Betteln abzugewöhnen, aber aus Furcht, im Wohlleben zu verkommen, sei er ihr zuletzt durch das Fenster entsprungen.

Wie er aber nun älter und älter wurde, sah sich dieser seltene Philosoph, der seine Philosophie bei den Vögeln studiert hatte, immer mehr verschmäht, wozu doch, wie er nur allzu gut wußte, gar kein Grund vorhanden war. Hier aber ist die erste Ursache und der Ausgangspunkt des Prozesses zu suchen, der in Rouen zu seiner Zeit so großes Aufsehen erregt hat und von dem nun endlich die Rede sein soll.

Der Vagabund stand also in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahr und sah sich seit ungefähr sieben Monaten zur gänzlichen Enthaltsamkeit verurteilt, da er kein Weib mehr finden konnte, das etwas von ihm wissen wollte. Er sagte später vor dem Richter, daß ihm eine so schreckliche Sache in seinem ganzen langen Leben nicht vorgekommen war. In diesem Zustand gewahrte er eines schönen Tages, es war wirklich ein schöner Tag, ein warmer Tag im Monat Mai, auf dem Feld ein junges Mädchen, das bei seiner Herde eingeschlafen war, wie die Landleute auf dem Feld zur Mittagszeit bei großer Hitze wohl zu tun pflegen. Das arme Ding, zufällig eine Jungfrau, lag also da hinter einem Busch, das Gesicht im kühlen Gras,

während sein Vieh wiederkäute, und erwachte plötzlich über der Tat des Alten, der ihr das geraubt hatte, was ein Mädchen nur einmal verlieren kann. Als sie sich den Schaden besah, den ihr der Vagabund ohne ihre Einwilligung und ohne daß es ihr ein Vergnügen war, zugefügt, erhob sie ein großes Geschrei, daß von weither die Leute zusammenliefen und von ihr zu Zeugen ihres Zustands aufgerufen wurden, als welcher kein andrer war als derjenige einer jungfräulichen Braut nach der Hochzeitsnacht.

Sie flennte und jammerte immerfort und sagte, daß der alte Affe doch lieber ihre Mutter hätte notzüchtigen sollen, die jedenfalls nichts dagegen gehabt hätte. Auf die Vorwürfe der Bauern, die den Vagabunden mit ihren Gabeln und Kärsten bedrohten, gab er zur Antwort, daß er nichts dafür könne, daß er im Drange der Not gehandelt, worauf die Leute erwiderten, daß er sich sein Vergnügen suchen könnte, ohne eine Jungfrau zu schänden, als welches ein Fall sei, auf dem der Galgen steht. Und mit großem Geschrei brachten sie ihn nach den Gefängnissen von Rouen.

Vor dem Profossen erzählte das Mädchen die Sache also: Sie sei in der Mittagshitze eingeschlafen, weil sie nichts andres zu tun gehabt habe, da sei ihr im Traum ihr Bräutigam vorgekommen, mit dem sie sich seit langem herumgestritten, weil er ihr das vorweg nehmen wollte, das sie ihm erst nach der Kopulation zu geben entschlossen war. Im Traum habe sie ihm nun das gezeigt, was er doch einmal kennen lernen mußte, um ihn zu überzeugen, daß alles mit ihr seine Richtigkeit habe. Trotz ihres Widerstands sei er dann weiter gegangen, als sie ihm erlauben wollte, und da sie dabei mehr Schmerz als Lust empfunden, sei sie darüber erwacht und habe sich ver-

gewaltigt gesehen von dem alten Vagabunden, der sich über sie geworfen, wie ein Kapuziner über einen Schinken am Ende der Fasten. Der Fall machte ein solches Aufsehen in der Stadt Rouen, daß der Profoß vor den Herzog gerufen wurde, der sich vergewissern wollte, was an der Sache Wahres sei. Auf die Aussage des Richters hin befahl er, daß ihm der alte Tryballer vorgeführt werde, und war sehr neugierig darauf, was der seltsame Greis zu seiner Verteidigung vorbringen möchte. Der Landstreicher erschien also vor dem Fürsten. Und in aller Unbefangenheit erklärte er: daß das Ungestüm seiner Natur, die ihn fortreiße wie einen Jüngling, allein an dem Unglück schuld sei; daß ihn die käuflichen Menscher nichts nützten, da er kein Geld habe; daß er auch bis auf dieses Jahr nie der Weiber ermangelt; daß er nun aber an die acht Monate gefastet, weil die ehrbaren Frauen, die ihm früher die Mildtätigkeit erwiesen, sich von ihm abgekehrt, seitdem seine Haare ergrauten, wie sehr auch die Liebe noch grüne in seinem Herzen; daß er also wohl gezwungen sei, sich die Lust zu nehmen, wo er sie finde; daß ihm da der Teufel hinter dieser Buchenhecke die Jungfrau in den Weg gelegt und sie so kitzlich entblößt habe, worüber er in seinem ausgehungerten Zustand alle Vernunft verloren; daß nicht er, sondern das Mädchen schuldig sei, da es den Jungfrauen nicht erlaubt wäre, vor den Vorübergehenden das so sorglos zu entblößen, wovon die Frau Venus Kallypigos ihren Namen habe; endlich, daß der Herzog gewiß aus eigner Erfahrung wisse, mit welcher Mühe zu solcher warmen Mittagsstunde ein Mann die Begierden an sich halte, als welche dann schwerer zu bändigen seien denn die Jagdrüden an der Leine, was schon der König David erfahren habe, als er zu dieser Stunde das Weib

des Herrn Urias erblickt; daß man da, wo ein so frommer König gestrauchelt, der ein Geliebter Gottes war, mit einem armen verachteten Teufel nicht allzu streng ins Gericht gehen dürfe; daß er sich übrigens gern bereit erkläre, für den Rest seines Lebens zur Harfe bußhafte Psalmen zu singen, wie jener fromme König getan, der sich außerdem mit der großen Missetat beladen, einen Ehemann ermordet zu haben, während er, der Vagabund, einer Dirne des Feldes höchstens einen kleinen Schaden zugefügt; daß — et caetera. Der Herzog fand Geschmack an den Verteidigungsgründen des Vagabunden. Er bemerkte lächelnd, der Alte müsse wahrhaftig ein Kerl von guten H . . . . sein. Dann fällte er folgendes denkwürdige Urteil: Wenn es wahr sei, wie der Bettler aussage, daß er in seinem Alter noch solche unwiderstehliche Anwandlungen habe, so möge er dies unter dem Galgen, wozu ihn der Profoß bereits verurteilt hatte, beweisen. Wenn ihm dort, am Fuß der Leiter, zwischen dem Beichtvater und dem Henker, mit dem Strick um den Hals, noch einmal dergleichen Phantasie anwandle, solle er begnadigt werden.

Dieses Urteil des Fürsten verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt, und als der arme Teufel zur Richtstätte geführt wurde, strömte eine Menschenmenge zusammen, wie es niemals erlebt worden war. Doch sah man, wie ihr euch wohl denken könnt, mehr Hauben unter der Menge als Hüte. Das war nicht sehr verwunderlich. Aber erstaunen wird es euch zu hören, daß eine schöne und vornehme Dame den Beschluß gefaßt hatte, alles aufzubieten, um den lumpigen Kerl vom Tode zu retten. Sie hatte dem Herzog gesagt, daß es die christliche Barmherzigkeit verlange, dem armen Menschen seine Rettung

so viel als möglich zu erleichtern. Schmückte sich die genannte Dame also wie zu einem Tanzfest, entblößte tief ihre wunderbar geformten schneeweißen Brüste, bei deren Anblick dem Sattesten das Wasser im Mund zusammenlief und die Kraft der Männlichkeit sich regte beim Unkräftigsten. Und mit einem Lächeln auf den Lippen, das ganz Herausforderung, ganz Einladung war, stellte sie sich vor den armen Verurteilten, der in einem Kittel von grober Leinwand traurig und niedergeschlagen heranschritt, da er, wie er auch um sich blickte, nichts sah als Hüte und Hauben. Er würde, so waren später seine eignen Worte, in diesem Augenblick gern tausend Taler dafür gegeben haben, eine Dirne vor Augen zu bekommen in der Situation jener Kuhhirtin, an deren Entblößungen er jetzt dachte. Sie hatten ihm Verderben gebracht und waren vielleicht zu gleicher Zeit imstande, ihn zu retten. Er suchte sie sich also recht deutlich vorzustellen, fand aber in seiner Greisenphantasie nur abgeblaßte schwache Bilder. In dieser höchsten Not, als er schon einen Fuß auf die Leiter setzte, erschien vor ihm jene Dame; er sah die zierlichen schimmernden Rundungen mit dem süßen Delta dazwischen, und der Anblick versetzte seinen Meister Iste in solche Aufwallung, daß der Leinenstoff seines engen Kittels eine plötzliche straffe Falte schlug.

„He, Männer der Gerechtigkeit," rief er, „kommt schnell und beaugenscheinigt, ich habe meine Begnadigung gewonnen; doch wie lang es der Kerl treibt, dafür kann ich nicht stehen."

Die Dame zeigte sich mit dieser Huldigung sehr zufrieden, und die Gerichtsbüttel, die mit der Beaugenscheinigung beauftragt waren, glaubten nicht anders, als daß der Alte der leibhaftige Teufel sei; denn nie hatten sie in Büchern und Geschrift ein so aufrichtiges I (J)

gefunden, als wie es ihnen hier entgegenstarrte. Wurde denn auch der Begnadigte im Triumph zum Palast des Herzogs geführt, vor dem der Profoß und andre die Richtigkeit der Tatsachen beglaubigten. In jenen Zeiten der Unwissenheit erregte diese kuriose Art der Rechtsprechung die größte Bewunderung und einstimmig verlangte die Bevölkerung, daß dem seltenen Manne an der Stelle, wo er sich seine Begnadigung gewonnen, eine Statue errichtet werde, die ihn dergestalt verewige, wie ihn alles Volk beim Anblick jener tugendsamen und vornehmen Dame mit Staunen betrachtet. Diese Statue war noch zu sehen zur Zeit, als die Stadt Rouen von den Engländern eingenommen wurde, und die zeitgenössischen Chronisten erzählen die Geschichte unter den wichtigsten Begebenheiten der Stadt und der Provinz.

Als die gute Stadt Rouen beschloß, dem Alten so viel Dirnen zu liefern als er haben wollte, und auch für sein sonstiges Auskommen reichlich zu sorgen, legte sich der Herzog ins Mittel, schenkte der Entjungferten ein Tausender Taler und verheiratete sie mit dem neugebackenen Volkshelden. Da dieser durch seine Verurteilung zum Galgen seinen alten Namen Tryballer verloren hatte, gab ihm der Herzog einen neuen und erhob ihn zu einem Junker von Gutenh.... Seine Frau aber gebar ihm nach neun Monaten einen wohlgebildeten Knaben, der mit zwei Zähnen zur Welt kam. Aus dieser Heirat erwuchs die edle Familie derer von Gutenh...., die später, weil sie sich, aber mit Unrecht, ihres Namens schämten, von dem vielgeliebten König Loys dem Eilften ein Patent auswirkten, das ihren ursprünglichen Namen in Gutenhuden umwandelte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte König Loys den Herren von Guten...., daß es in dem Staat der

Herren von Venedig eine sehr berühmte Familie gebe, die den Namen Coglioni und drei H.... in ihrem Wappen führe. Darauf erwiderten die Herren von Gutenh.... dem König, daß ihre Damen immer erröteten, wenn sie am Hof und in den Sälen der guten Gesellschaft mit diesem Namen genannt würden.

„Sie sind nicht klug," entgegnete der König lachend, „sie wollen ihren eignen Schaden. Mit dem Namen wird auch die Sache flöten gehen."

Er gab ihnen dennoch das verlangte Patent. Seitdem lebt die Familie unter dem neuen Namen und hat sich über mehrere Provinzen des Königreichs ausgebreitet. Der erste Herr von Gutenh.... aber lebte noch siebenundzwanzig Jahre und hatte noch einen zweiten Sohn und zwei Töchter. Er war nur darüber unglücklich, daß er nun doch als ein Reicher enden mußte und nicht mehr von Haus zu Haus sein Brot betteln durfte.

Daraus könnt ihr eine schönere Lehre ziehen und eine dickere Moral entnehmen als aus irgend einer Geschichte, die ihr in eurem Leben lesen mögt, meine „dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten" glorreichen Angedenkens natürlich ausgenommen. Nämlich die Wahrheit: daß ein Abenteuer dieses Kalibers niemals weichlichen und morschen Hofleuten oder andern reichen Prassern begegnet wäre, die mit übermäßigem Essen und Trinken ihr bestes Werkzeug frühzeitig dem Verfall überantworten und auf weichen Dunen schlafen, während der Herr von Gutenhuden die Erde zum Lager und einen Stein zum Kopfkissen hatte bis zu dem Ereignis, das ihr nun kennt.

Das mag vielleicht viele, die diese Geschichte lesen, dazu bewegen, ihr Leben von Grund aus zu ändern, um, wenn sie in die Jahre kommen, den alten Tryballer nachzuahmen.

Unangebrachte Reden dreier Pilger.

Als der Papst die gute Stadt Avignon verließ, um von neuem seinen Thron in Rom aufzuschlagen, sahen sich viele Pilger recht genasführt und angeschmiert, als welche, in dem Komitat angelangt, sich so wenig am Ziel ihrer Wünsche sahen, daß sie gezwungen waren, den Weg erst recht unter die Füße zu nehmen und die Schneealpen zu übersteigen, um nach vielen Strapazen die genannte Stadt Rom zu erreichen, wo sie allein das Remittimus ihrer Schulden, id est die Ausleerung ihres vollen Sündensäckleins, erwarten und erhoffen durften. Man traf damals auf den Heerstraßen und in den Herbergen eine Menge derer, die den Orden der Kainsbrüder um den Hals oder die Blume der Reu' und Buße im Knopfloch trugen, große Missetäter vor dem Herrn, mit einem Wort, deren Seelen über und über bedeckt waren mit dem eklen Aussatz der Sünde und die brannten vor Verlangen nach den pontifikalen Reinigungswassern, nach dem „Teich von Bethesta" in der Sakristei von Sankt Peter. Sie trugen alle nicht wenig gemünztes und ungemünztes Gold und andre Kleinodien bei sich, um sich damit loszukaufen, die Sporteln für die päpstliche Bulle zu bezahlen und an den Altären der Heiligen zu opfern. Wenn sie auf dem Hinweg sich mit Wasser begnügten, so mußte es auf dem Herweg wenigstens Weihwasser sein, aber von dem, das man in den Kellern der Herbergen findet.

Zu dieser Zeit kamen drei Pilger nach der obengenannten Stadt Avignon, als welche zu ihrem und der Pilger Schaden, gerade zur päpstlichen Strohwitwe geworden war. Als sich diese drei Pilger von hier weiter auf den Weg machten, den Fluß Rhodanus entlang, dem Mittelländischen Meer entgegen, war einer davon, der seinen kaum zehnjährigen Sohn mit sich geführt, unvermerkt zurückgeblieben, und erst vor der Stadt Mailand stieß er, aber ohne seinen Sohn, wieder zu den beiden Genossen. In der Mailänder Herberge feierten sie darauf das Wiedersehen mit einem ordentlichen Trinken; denn sie hatten schon geglaubt, daß der Verschwundene aus Ärger, weil er den Papst nicht in Avignon angetroffen hatte, unbußfertig und unverrichteter Sache wieder umgekehrt sei.

Von diesen drei Romfahrern war der eine aus der Stadt Paris, der andre kam aus Deutschland und der dritte, der offenbar seinen Sohn auf der Reise hatte unterrichten wollen, stammte aus dem Herzogtum Burgund, wo er ein Lehen inne hatte und als der nachgeborne Sohn des Hauses von Sayenwiller (Villa in Sago) den Namen von La Vangrenand führte. Der Freiherr von jenseits des Rheinstroms war mit dem Bürger aus Paris bei der Stadt Lyon zusammengestoßen, und zu den beiden hatte sich kurz vor Avignon der Edelmann aus Burgund gesellt.

In der genannten Herberge ließen die drei ihrer Zunge freien Lauf und sprachen vor allem darüber, wie sie ungefährdet und wohlbehalten in Rom ankommen möchten, was keine allzu leichte Sache war, da die Wege und Heerstraßen nur so wimmelten von Beutelschneidern, Buschkleppern, Schnapphähnen und anderm lichtscheuen Raubgeziefer, das sich einen Beruf daraus machte, die Pilger

einstweilen von dem zu erlösen, was ihnen auf dem Leibe lastete, in Erwartung, daß der Papst sie von dem löste, was ihr Gewissen bedrückte.

Nach dem Trinken ergingen sich die drei Pilger erst recht in heitern Reden, da kein Zauber so sehr die Zunge frei und lebendig macht, als der Wein, wenn sie vorher auch noch so sehr am Gaumen geklebt. Und alle drei gestanden übereinstimmend, daß nichts als das Weibszeug oder das Zeug des Weibes, dieser Spring- und Quellpunkt alles männlichen Unheils, schuld sei an ihrem Büßerlos. Der Freiherr zeigte eine schwere goldene Kette vor, die er unter seinem Panzerhemd bei sich trug, um sie dem Heiligen Vater in Rom zu verehren; seine Sünde aber sei so groß, sagte er, daß er kaum hoffen dürfe, sich mit dem zehnfachen Wert dieser Kette loszukaufen. Der Pariser Bürger zog seinen Handschuh ab, ließ einen großen Diamanten im Licht der Kerze blitzen und sagte, daß er dem Papst hundertmal so viel bringe als der Stein wert sei. Der Burgunder nahm aus einer versteckten Tasche seines Wamses zwei Perlen so groß wie Taubeneier, die als Ohrgehänge Unsrer Lieben Frau von Loretto vortrefflich zu Gesicht stehen mußten. Der Edelmann meinte, daß sie sich auch im Halsband seiner Dame nicht übel ausgenommen hätten, und die Magd der Herberge, ganz geblendet vom Anblick so kostbarer Kleinodien, tat die Äußerung, die Verbrechen der drei Pilger müßten groß sein wie die der Visconti.

So groß seien ihre Übeltaten, gestanden die drei, daß sie geschworen hätten, nie wieder in ihrem Leben an ein Weib zu rühren, wenn es auch die schönste und vornehmste Dame der Welt wäre, und von dieser Enthaltung nicht abzugehen, was ihnen der Papst auch oben-

drein zur Buße noch auferlegen möge. Mußte sich die Magd nur wundern, daß sie alle drei dasselbe Gelübde getan.

„Allein dieses Gelübde," erzählte der Burgunder, „war der Grund, warum ich in Avignon mich plötzlich von euch getrennt habe. Ich sah die Gefahr des Weibes meinem Sohn drohen, trotz seinem zarten Alter, und da ich geschworen hatte, im Umkreis meiner Gewalt niemanden mehr, weder Mensch noch Tier, das süße und verderbliche Spiel zu erlauben ..."

„Ihr geht zu weit," rief die Magd.

„Laß den Grafen erzählen," herrschte der Deutsche sie an.

„Ihr wißt," fuhr der Burgunder fort, „daß die gute Gräfin Johanna von Avignon einst eine Verordnung erlassen hat, wonach jene ungefiederten Nachtvögel, die ihr kennt, in eine Vorstadt eingeschlossen wurden, wo sie in bordellierten Häuschen mit verschlossenen roten Fensterläden wohnen mußten. Indem ich nun in eurer Gesellschaft durch die verfluchte Vorstadt zog, wurde mein Bube, denn so ein Springinsfeld von zehn Jahren läßt seine Augen überall herumgehen, aufmerksam auf die rotgemalten Läden, zupfte mich am Ärmel und quälte mich mit tausend Fragen über die Häuser und was man darin mache, bis ich ihm, um Ruhe zu bekommen, erklärte, das seien die Orte, wo die Menschen gemacht werden, Männlein und Weiblein, und wo jedem, der von der Sache nichts versteht, gräßliche Gefahren drohten. Ich sprach ihm von fliegenden Kröten, Vampiren und andern Scheusalen, die dem Uneingeweihten dort ins Gesicht flögen und ihn kannibalisch zurichteten. Da bekam es der Schlingel mit der Angst und wagte keinen Blick mehr nach den verdächtigen

Fensterläden zu werfen. Scheu und furchtsam schlich er hinter mir drein nach der Herberge. Als ich aber hier den Stall aufsuchte, um wegen unsrer Pferde nach dem Rechten zu sehen, schlich er sich davon wie ein Dieb und niemand konnte mir sagen, wo er geblieben. Erst zur Stunde der Mahlzeit erschien er wieder. Er machte aber ein verlegeneres Gesicht, als unser göttlicher Heiland unter den Schriftgelehrten des Tempels. „Nun, woher?" rief ich ihm zu. „Von den Häusern mit den roten Läden," antwortete der Lausbub. Ich drohte ihm mit der Peitsche, wenn er mir nicht haarklein alles erzählte, was ihm begegnet, und unter Flennen und Greinen beichtete er. Aus Angst vor den fliegenden Kröten habe er nicht gewagt, in ein Haus hineinzugehen, doch habe er sich an einen der roten Läden geschlichen und vorsichtig durch den Spalt geblickt, weil er gar zu gern gewußt hätte, wie die Menschen gemacht werden. „Und was hast du gesehen?" fuhr ich ihn an. „Oh," antwortete er, „eine schöne Frau war schon fast fertig, es fehlte nur noch ein Zapfen, den der Menschenmacher ihr gerade einfügte. Es war eine sehr anstrengende Arbeit. Dann sprang sie auf, tanzte im Zimmer herum, sprach, lachte, und küßte ihren Verfertiger." So mein Kleiner. Ich aber kehrte noch in der Nacht nach Burgund zurück und ließ dort den Allzuneugierigen lieber in der Obhut seiner Mutter, als es erleben zu müssen, daß er in der nächsten Stadt der ersten besten Dirne mit seinem Zapfen beisprang."

„Ja, die lieben Kinder haben oft drollige Antworten," sagte der Pariser. „Der Schlingel meines Nachbarn zu Haus verriet mit einem solchen Wort die Hahnreischaft seines Vaters. Eines Abends wollte ich ihm ein wenig auf den Zahn fühlen, was er bei seinem Kapuziner in

der Religion gelernt. „Sage mir," fragte ich, „was ist die Hoffnung?" „Ein dicker Armbrustschütze des Königs," antwortete er, „der immer zu Muttern kommt, wenn Vater ausgegangen ist." In der Tat wurde der Schützenweibel in seiner Kompagnie also genannt, und der Herr Nachbar, der die Rede seines hoffnungsvollen Sprößlings mit angehört hatte, griff sich unwillkürlich nach der Stirne, wo er aber nichts fand, wie alle, die nichts finden wollen."

„Die Rede dieses Kindes," sprach der Deutsche, „enthielt in Wahrheit einen tiefen Sinn; denn die Hoffnung ist es, die mit uns zu Bette geht und uns in ihre Arme nimmt, wenn die Wirklichkeit des Lebens uns nicht genug tut."

Und abermals konnten es die drei nicht satt bekommen, übles vom Weibe zu reden, als dem Quell und Ursprung alles Unglücks in dieser Welt.

„Ihre Pforte steht öfter offen," sagte der Burgunder, als die Türe einer Schenke."

„Ihr Herz ist aufrichtig wie eine Schlange," erwiderte der Pariser.

„Warum sieht man so viele Pilger und so wenig Pilgerinnen?" fragte der deutsche Baron.

„Das kommt daher," antwortete darauf der Pariser, „daß ihr Ding nicht zu sündigen vermag. Dieses Ding hat kein Gewissen, es kennt nicht Vater noch Mutter, nicht die Gebote Gottes, noch die der Kirche, nicht die menschlichen noch göttlichen Gesetze. Dieses Ding weiß von keinem Dogma, von keiner Orthodoxie und keiner Heterodoxie, von keiner Gläubigkeit und keinem Ketzertum. Dieses Ding kann von niemand zur Rechenschaft gezogen werden. Dieses Ding ist vollkommen unschuldig. Es

würde lachen, wenn man ihm einen Vorwurf machte. Weder Verstand noch Vernunft hat dieses Ding, das ich darum ärger hasse und verabscheue als die Gabel des Teufels."

„Und ich," beteuerte der Burgunder, „ich begreife allmählich die Variante, die ein großer Gelehrter über jene Bibelverse gemacht, welche von der Schöpfung handeln. Aus dieser Variante, die wir bei uns zulande eine Legende nennen, wird es klar wie Hutzelbrühe, warum das genannte Ding also unchristlich beschaffen ist, wie Ihr eben dargetan, mein Freund, dergestalt, daß kein Mann imstande ist, seinen Durst zu stillen, allwas allein vom menschlichen Weibe gilt und nicht von den Weibchen der Tiere. Folgendes aber ist die genannte Legende. Als Gott der Herr just an der Eva bosselte, sah er einmal, weil gerade ein Esel seine Kehle stimmte zum Gesang, einen Augenblick weg von seinem Werk. Diesen Augenblick benutzte der Teufel und brachte mit seiner roten Kralle der lieblichen Kreatur eine tiefe Wunde bei, die der liebe Gott sofort wieder — daher die Jungfrauen — verklebte so gut es gehen wollte. Damit tat der Herr seine Absicht kund, daß das Weib verschlossen bleiben und die Kinder nach den gleichen Regeln geformt und gedrechselt werden sollten, wonach er bereits seine Engel erschaffen, nämlich in Akten der Schöpfung, deren Wonnen und Seligkeiten über denen der fleischlichen Zeugung so erhaben sein sollten, wie der Himmel erhaben ist über der Erde. Als aber der betrogene Teufel sah, wie der Herr seine Tücke vereitelt, machte er sich heimlich an den schlafenden Adam, zupfte mit zwei Fingern an der Haut und formte ihm ein Anhängsel nach seinem Ebenbild, id est nach dem Ebenbild seines Schwanzes, nur daß er dem Teufel nach hinten

hing, dem Herrn Adam aber nach vorn, weil er unanständigerweise auf dem Rücken geschlafen hatte. Waren also dem Teufel zwei Teufeleien wenigstens halb und halb gelungen, und die beiden Werke verleugneten ihr Herkommen nicht. Sie strebten zusammen, wo sie konnten, mit unbezwinglicher Gier, und durch sie kam die Sünde in die Welt und alles Unheil; denn der liebe Gott, als er die Machenschaften des Teufels erkannte, war selber begierig, was daraus entstehen möchte."

Dem allem hatte die Magd zugehört.

„Ach ja," sagte sie seufzend, „die Herren haben recht, das Weib ist ein gar schlechtes Haustier."

Sie war aber eine hübsche dralle Dirne, und die drei Pilgrime, denen bei ihrem Anblick um ihr Gelübde bange zu werden anfing, erhoben sich und gingen eiligst zu Bett. Unterdessen lief die Magd zu ihrer Herrin und erzählte ihr die Gespräche der Fremden.

„Dummes Mensch," sagte die, „was kümmern mich die Gedanken im Gehirn meiner Gäste; die Hauptsache ist, daß sie Gold im Beutel haben."

Aber als ihr das Mädchen von den Kleinodien der Pilger gesprochen:

„Das ist etwas andres," erklärte sie voll Feuer und Flamme. „Darüber läßt sich reden. Weißt du was, ich nehme die zwei Edelleute auf mich, den Bürgerlichen lasse ich dir."

Begab sich also die Frau Wirtin, die als die größte Kupplerin im ganzen Herzogtum Mailand bekannt war, nach der Kammer, wo der burgundische Baron und der deutsche Freiherr untergebracht waren, und beglückwünschte die Herren zu ihrem Gelübde.

„Mir scheint übrigens," sagte sie lachend, „daß wir Frauen dabei nicht viel verlieren; denn was so ein Gelübde

wert ist, kann man erst wissen, wenn man es ein wenig auf die Probe gestellt."

Zu diesem Zweck erbot sie sich, bei den Herren zu schlafen. Sie sei zu neugierig, setzte sie hinzu, ob sie wirklich unberührt bleiben werde. Dieser Schimpf sei ihr noch von keinem Manne angetan worden.

Am andern Morgen beim Frühstück hatte die Magd den Diamanten am Finger, und die Wirtin trug das Perlengehäng in den Ohren und die goldene Kette um den Hals. Die drei Pilgrime aber blieben fast einen Monat in der genannten Stadt, gaben ihre ganze Barschaft dahin bis zum letzten Kreuzer und erklärten zuletzt, daß sie ihre unbesonnenen Gelübde nur getan, weil sie die Mailänderinnen nicht gekannt hatten.

Als der deutsche Freiherr in seiner Heimat anlangte, sagte er sich, daß er nur Eine Dummheit in seinem Leben begangen, nämlich die: seine Heimfahrt so sehr beschleunigt zu haben. Der Pariser Bürger kam über und über mit Muscheln bedeckt in seine geliebte Stadt zurück und traf bei seiner Frau den genannten Waibel, der in seiner Kompagnie „Die Hoffnung" hieß. Dagegen fand der burgundische Edelmann seine Dame dergestalt in der Trübsal, daß er über den Tröstungen, die er ihr zukommen ließ, fast darauf gegangen wäre, wenn er es auch nicht Wort haben wollte.

Daraus können wir lernen, daß wir in fremden Herbergen keine Reden halten sollen.

Kindermund.

Bei dem feuerroten vielgezackten Kamm meines Hofhahns und dem rosenfarbenen taftenen Futter der schwarzen Pantöffelchen meiner Liebsten! Bei allen Hörnern aller Hahnreie — die ich über alles liebe — und bei der Tugend ihrer hochheiligen unberührbaren Ehefrauen:

Nicht die vielgerühmten Heldenlieder göttlicher Sänger, nicht die schönste Musik auf Harfen und Flöten; nicht die stolzesten Schlösser und höchsten Kathedralen der Welt; auch nicht die blühenden Schildereien aus Welschland, wenn sie gleich in unnachahmlichen Farben gemalt und von vergoldetem Schnitzwerk eingerahmt sind, und nicht die Bilder der Heiligen und der Könige, noch so kühn aus Stein gehauen oder aus Helfenbein oder Holz; auch nicht die weißbewimpelten Schiffe auf dem blauen Meer sind das schönste, was der Mensch hervorbringt. Von allem, was vom Menschen kommt, das schönste sind die Kinder. Und sie sind es so lange, als sie eben Kinder sind. Denn danach werden sie Mann und Weib, werden die gleichen Tölpel wie die Alten, nehmen Vernunft an, und bei Gott, sind kaum mehr wert was sie gekostet haben. Die Schlimmsten sind noch die Besten. Aber betrachtet einmal die Kleinen, wenn sie noch kaum die volle Zahl der Zähne haben, wie sie anmutsvoll spielen mit allem, was ihnen in die Hände kommt, mit einem Werkzeug, das sie sich vom Brett holen, mit einem alten

Schuh, den sie in der Rumpelkammer aufgestöbert haben; betrachtet, wie sie das, was sie satt bekommen, liegen lassen und nach dem schreien, was sie haben wollen, wie sie überall Zuckerwerk und Eingemachtes erschnüffeln, wie sie an einem Backwerk knuspern und immer aufgelegt sind zum Tollen und Lachen. Betrachtet sie und ihr werdet zugeben müssen, daß sie einfach entzückend sind. Sie sind Blüte und Frucht zugleich, Frucht der Liebe und Blüte des Lebens. Nichts Heiligeres und Köstlicheres als ihre Einfälle und ihre Art, sich auszudrücken, so lange sie noch nicht von Altklugheit angesteckt sind und ihr Geist sich nicht in der Sudelküche des Lebens beschmutzt hat. Die höchste geistige Anmut könnt ihr bei ihnen lernen. Kein Erwachsener wird ihnen das je gleich tun. Die Naivetät der Großen ist selten ohne falsche Note, die Naivetät der Kinder ist rein und lauter wie die heilige Natur. Ihr könnt das aus folgendem ersehen:

Die Königin Kathrein war damals noch Frau Kronprinzessin, und um sich ihrem Schwiegervater, dem König, dem es schon recht schlecht ging, angenehm zu machen, schenkte sie ihm von Zeit zu Zeit eine italienische Malerei, da sie wohl wußte, wie sehr er sie liebte, der einst der Freund des Meisters Rafael von Urbino und des großen Leonhard von Wintschi gewesen war, denen er namhafte Summen aus seinem Schatz zugewendet hatte. Und so erhielt sie von ihrer Familie, die die vorzüglichsten dieser Werke besaß, da ihr Vater, der Herzog Medici, damals der Herr von Toskana war, eine äußerst kostbare Schilderei, die ein Venezianer namens Meister Tizian gemalt hatte, der Hofmaler des Kaisers Karl, als welcher ihn über alles schätzte. Auf dieser Tafel waren Adam und Eva abgebildet, wie Gott sie im Paradiese erschaffen hatte, in

Lebensgröße und durchaus im Kostüm ihrer Zeit; nämlich sie waren bekleidet mit ihrer Unschuld und umhüllt mit dem Wohlgefallen Gottes, was sehr schwer nachzubilden ist, besonders mit Farben, worin aber der genannte Meister Tizian sich in hohem Grad auszeichnete. Dieses Gemäld wurde in dem Zimmer des armen Königs aufgehängt, der von der Krankheit, an der er später starb, schon damals sehr geplagt wurde, und war am ganzen Hofe viel des Redens von dem genannten farbigen Schilderwerk, also daß ein jeder es gern gesehen hätte. Doch dieser Wunsch ward wenigen erfüllt, solange der König lebte, der das wunderbare Bild immer vor Augen haben wollte.

Eines Tags brachte die Kronprinzessin ihren Sohn Franz und die kleine Grete zum König, die gerade anfingen, wie Kinder ihres Alters, alles herauszuschwatzen was ihnen in den Sinn kam. Sie hatten hie und da etwas davon aufgeschnappt, wenn von den genannten Abbildungen Adams und Evas die Rede war, und verhehlten nicht ihre Neugierde, etwas zu sehen, wovon jedermann sprach. Da nun ohnedies die Gegenwart der Kinder den König schon oft erheitert hatte, gab die Mutter ihrem Drängen nach und führte sie hin.

„Ihr wolltet Adam und Eva sehen, die unsre ersten Eltern waren," sagte sie. „Hier sind sie." Damit ließ sie die beiden Kinder, die große Augen machten, vor der Malerei des Meister Tizian und setzte sich an das Krankenlager des Königs, dessen Miene sich aufheiterte beim Anblick seiner Enkel.

„Du," sagte der zehnjährige Franz, indem er die Gret am Ärmel zupfte, „wer ist nun der Adam von den beiden?"

„Du bist recht dumm," erwiderte die Kleine, „das kann man doch nicht wissen, sie haben ja keine Kleider an."

Diese Antwort entzückte den König über alles und die Frau Kathrein berichtete sie in einem Briefe nach Florenz, wo man sie sorgfältig aufbewahrte; aber keiner von all den Bücherwürmern, die dort seit Jahrhunderten im Staub der Bibliotheken wühlen, ist bis heut' mit seiner Nase oder Brille drauf gestoßen. Diese Art Tier stößt immer nur auf Wust. Möge darum die schöne Rede aus Kindermund, einer seltenen Blüte gleich, still in einem Winkel dieser Geschichten stehen, obwohl sie bei Gott wenig damit gemein hat und wir auch keine andre Lehre daraus entnehmen können, als die, daß wir erst fleißig für Kinder sorgen müssen, wenn wir aus ihrem Munde so schöne Worte hören wollen.



. . . man müßte sie Theodora nennen, was so viel bedeutet als „Geschenk des Himmels“.

Die Heirat der schönen Imperia.

I.

Wie sich Frau Imperia selber in den Netzen fing, mit denen sie sonst die verliebten Täuber zu fangen pflegte.

Die schöne Dame Imperia, die ruhmreich diese sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten eingeleitet hat, wie sie ja auch in Wirklichkeit der Ruhm ihrer Zeit war, mußte nach der Beendigung des Konzils von Kostnitz ihren Aufenthalt in der Stadt Rom nehmen, da der Kardinal von Ragusa, der sie mehr liebte als seinen Kardinalshut, sich nicht von ihr trennen wollte. Dieser Tausendsasa von einem Priester war so großartig, daß er ihr in der besagten Stadt einen schönen Palast zum Geschenk machte. Um diese Zeit hatte sie das Unglück, durch den Kardinal schwanger zu werden. Wie jedermann weiß, endigte diese Schwangerschaft mit der Geburt einer schönen Tochter, von der der Papst scherzend gesagt haben soll, man müßte sie Theodora nennen, was so viel bedeutet als „Geschenk des Himmels". Das Mädchen wurde auch wirklich so genannt und entwickelte sich zu einer wunderbaren Schönheit. Der Kardinal setzte Theodora zu seiner Erbin ein, und die schöne Imperia wies ihrer Tochter ihren eignen Palast in Rom zum Aufenthalt an, während sie selber eiligst die Stadt verließ als einen Ort des Schreckens, wo man der Gefahr ausgesetzt ist, Kinder zu

bekommen, seine Gestalt zu verderben, und alle die wunderbaren Linien von Rücken und Brust und verführerischen Biegungen und anmutigen Vollkommenheiten zu verlieren, als welche die schöne Imperia so hoch über alle Frauen der Christenheit erhoben hatten, wie der Papst erhaben ist über alle Christen. Ihre Liebhaber wußten übrigens, daß mit Hilfe von eilf Doktoren aus Padua, sieben Medizinkünstlern aus Pavia und fünf Chirurgiussen aus allen Teilen der Welt, die der Dame bei ihrer Entbindung beigestanden hatten, ihre Schönheit vor jedem Schaden bewahrt geblieben war. Einige behaupteten sogar, daß sie an Feinheit der Form und Weiße der Haut eher noch gewonnen habe, und ein berühmter Arzt aus der Schule von Salerno schrieb bei diesem Anlaß ein gelehrtes Buch, mit dem er bewies, wie vorteilhaft eine Entbindung für die Erhaltung der Jugend, Gesundheit und Schönheit der Damen sei. Aus diesem sehr gelehrten Buch ersah der Leser, daß an der schönen Imperia nichts so Schönes zu sehen war, als was allein ihre Liebhaber zu schauen bekamen, und auch diese nur selten; denn diese wahrhaft kaiserliche Hure entkleidete sich nicht etwa vor jedem kleinen deutschen Fürsten und Herrn. Sie nannte diese ihre Kurfürsten, Markgrafen, Burggrafen, Herzöge, und behandelte sie nicht anders als wie ein Kriegsherr seine Soldaten.

Jedermann weiß, daß die schöne Theodora im Alter von achtzehn Jahren den heißen Wunsch hegte, sich in einem Kloster als Nonne einkleiden zu lassen, um durch ein Leben in Entsagung und Frömmigkeit für die Tollheiten ihrer Mutter abzubüßen. Sie verschrieb all ihr Gut dem Kloster der Klarissinnen und wandte sich an einen Kardinal, daß er sie auf ihren geistlichen Beruf vorbereite. Dieser schlechte Hirte fand sein Schäflein aber

so wunderbar schön, daß er versuchte, sie zur Liebe zu zwingen. Um der schmählichen Gewalt zu entgehen, tötete sich Theodora mit einem Dolchstoß. Dieses Abenteuer, das in den Chroniken der Zeit niedergeschrieben ist, machte großes Aufsehen, und die ganze Stadt Rom legte Trauer an um die von allen geliebte Tochter der Frau Imperia. Bei dieser Gelegenheit kehrte die stolze Buhlerin in großer Trauer nach Rom zurück, um ihre Tochter zu beweinen. Sie stand damals den Vierzig nahe, und wenn man einigen Autoren der Zeit Glauben schenken will, auf dem Gipfel ihrer reifen Schönheit. Der Schmerz machte sie stolz und abweisend gegen alle, die ihr, um sie zu trösten, von Liebe sprachen. Es verfing auch nicht, daß der Papst selber sich in ihren Palast verfügte, um ihr mit Worten des Zuspruchs in ihrem Kummer beizustehen. Sie verharrte in ihrer Trauer und wollte, wie sie sagte, jetzt nur noch Gott gehören, auf den allein ein sicherer Verlaß ist, während all ihre ungezählten Liebhaber, mit Ausnahme eines kleinen Priesters, in den sie einmal sehr verliebt war, sie immer nur enttäuscht hätten. Bei diesem Entschluß erzitterten alle, denen sie je angehört, und wahrlich, deren Zahl war nicht klein. Wo zwei sich auf der Straße begegneten, sprachen sie von nichts anderm als von dem Vorhaben der Frau Imperia. „Haben Eure Gnaden es schon gehört? Sie will der Liebe Valet sagen.“ Verschiedene Botschafter sandten an ihre Souveräne lange Berichte über das Ereignis. Der römische Kaiser war außer sich. Er hatte sieben Wochen mit Frau Imperia getollt und sie nur verlassen, um in den Krieg zu ziehen; er liebte sie auch in der Ferne wie seinen Augapfel, vielmehr er liebte sie wie den Teil seines Körpers, der ihm noch teurer war als sein Auge.

In dieser verzweifelten Notlage ließ der Papst einen spanischen Arzt kommen, den er bei Frau Imperia einführte, und dieser bewies der Dame mit wissenschaftlichen Gründen und mit geschickten und von Zitaten gespickten Redensarten, die von lateinischen und griechischen Brocken nur so strotzten, daß die Schönheit durch Kummer und Tränen notwendig entstellt wird und nichts so tiefe Furchen und Runzeln in das Gesicht einer schönen Frau eingrabe als der Schmerz eines einsamen Herzens. Diese Behauptung wurde von den übrigen Herren Doktoren des Heiligen Kollegiums, die sich am Gespräch beteiligten, bestätigt und hatte die Wirkung, daß der Palast der Imperia sich noch an demselbigen Abend nach der Vesper von neuem öffnete. Erschienen auch alsbald die jungen Kardinäle, die Gesandten aller fremden Länder und viele reiche Edelleute, um der schönen Herrin aus Jubel über diese Sinnesänderung ein prächtiges Fest zu geben. Das kleine Volk aber zündete Freudenfeuer an, und alles feierte die Rückkehr der Königin der Liebe auf ihren Thron und in ihr Amt. Denn auch die kleinen Handwerker jeder Art und Kunst verehrten die Frau Imperia sehr, die ungeheure Summen spendete zum Bau einer Kirche, in welcher lange Zeit das stolze Grabmal der Theodora zu sehen war, bis es bei der Belagerung Roms durch die Kriegsleute des verräterischen Connestable von Bourbon zerstört, die heilige Leiche geschändet, und der schwersilberne und reichvergoldete Sarg, worin die jungfräuliche Theodora gebettet lag, von den rohen Horden zerhackt und in tausend Beutestücke verteilt wurde. Diese Basilika soll, wie man sagt, mehr gekostet haben als die Pyramide, die zu Ehren der Dame Rhodope, einer ägyptischen Kurtisane, achtzehnhundert Jahre vor der Geburt unsers Heilands errichtet wurde,

was beweist, wie alt dieses schöne Handwerk ist und wie teuer die alten Ägypter ihre Freuden bezahlten, die nach und nach derart im Preis und Wert gesunken sind, daß man sich heut' in der Friedrichstraße zu Berlin für einen einzigen Taler schon eine Portion weißes Fleisch kaufen kann. Ist das nicht scheußlich?

Noch nie war Frau Imperia so schön gewesen als bei diesem ersten Feste nach ihrer großen Trauer, und alle Fürsten, Kardinäle und andre erklärten, daß die Edle der Huldigung der ganzen Erde würdig sei. In Wirklichkeit war auch ein jedes Land durch seinen Gesandten vertreten, woraus zu entnehmen, daß die Schönheit allerorten Königin ist. Ein wenig spät erschien — trotzdem er Frau Imperia nie gesehen und vor Neugierde brannte auf ihren Anblick — der Botschafter des Königs von Frankreich, ein jüngerer Sohn aus dem Hause derer von Isle-Adam. Er war ein hübscher junger Kavalier und gut angeschrieben bei seinem König, an dessen Hof er eine Freundin hatte, die er zärtlich liebte, nämlich die Tochter des Herrn von Montmorency, dessen Güter nachbarlich an die des Hauses von Isle-Adam grenzten. Diesen jüngeren Sohn also, der in der Welt nichts besaß als seinen schönen Namen, hatte der König mit einer diplomatischen Mission nach Mailand gesandt, und der kleine Isle-Adam hatte sich deren so geschickt entledigt, daß er daraufhin mit weiteren Aufträgen für Rom betraut wurde, wovon die Geschichtsschreiber in ihren Büchern ausführlich berichten. Und so verließ sich der hübsche Junker, wenn er auch sonst nichts sein eigen nannte, auf diesen guten Anfang seiner diplomatischen Laufbahn wie auf ein sicheres Versprechen von Glück und Reichtum. Er war von schlanker Gestalt, gerade wie eine Kerze, von brauner Gesichtsfarbe,

mit schwarzen strahlenden Augen und einem stolzen Bart, der einem älteren Gesandten Ehre gemacht haben würde. Trotz des hellen Verstands, der aus seinen Zügen sprach, hatte er ein unschuldiges Kindergesicht, das ihn liebenswürdig und bezaubernd machte wie ein schelmisches kleines Mädchen. Beim ersten Blick, den Frau Imperia auf diesen jungen Edelmann warf, fühlte sie eine so heftige Bewegung in ihrem Herzen, wie sie seit langem nicht empfunden. So heftig entbrannte sie in Liebe beim Anblick dieser frischen Jugend, daß sie den geschmeidigen Franzosen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, ihrer kaiserlichen Majestät etwas zu vergeben, am liebsten gleich auf seine beiden Wangen geküßt hätte, die wie zwei kleine Borstdorfer Äpfel leuchteten. Nun müßt ihr wissen: die stolzen und abweisenden Frauen, die Damen mit Wappenschildern über ihrem Bett, verkennen meistens die Natur des Mannes, da sie sie nur nach dem einzigen Manne urteilen, den sie kennen, als zum Beispiel die Königin von Frankreich, die da glaubte, alle Männer seien stinkend, weil der König stinkend war. Eine erfahrene Buhlerin hingegen, wie die Frau Imperia, kennt das andre Geschlecht von Grund aus, da sie von dessen Vertretern mehr als genug unter die Hände bekommen, auch keiner in ihrer Schlafkammer sich einen Zwang antat oder mehr Scham an den Tag legte als ein Hund, der seine eigne Mutter bespringt; darüber Frau Imperia sich ihr Leben lang bitter beklagt hat, also daß man sie oft mit bösem Lachen sagen hörte, sie sei wahrlich kein Lusttier, aber ein Lasttier, keine Erzhure, sondern eine Sterzfuhre, keine Scherz- oder Herzdame, sondern eine Schmerzdame, keine Folterbank, sondern von Folter krank. Das war die Kehrseite ihres Lebens und sie ließ sich deshalb eine Liebesnacht mit Wagen-

ladungen Goldes bezahlen, abgesehen davon, daß es mehr als einem dabei um den Kopf ging. So war es für sie ein Fest ohnegleichen, als sie merkte, daß sie sich wieder einmal ebenso närrisch verliebte, wie damals in den jungen Priester, von dem im allerersten Anfang unsrer sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten die Rede war. Nur zeigte sich jetzt ihre Verliebtheit um so viel heftiger und das Feuer in ihren Adern um so ungestümer und brennender, als sie sich der Neige ihrer Jugend um so viel näher wußte. Sie wäre am liebsten dem Edelmann an den Hals gesprungen, um ihn in ihr Bett zu tragen, wie ein Geier seine Beute ins Nest. Aber sie tat sich Gewalt an und bewahrte ihre Würde. Als der Jüngling sie begrüßte, machte sie sich so steif als möglich, umgab sich mit ihrer ganzen hoheitsvollsten Majestät, kurz tat so, wie alle die tun, die ihre Verliebtheit verstecken wollen. Dieser würdevolle Ernst bei der Begrüßung des jungen Gesandten wurde so auffallend gefunden, daß darüber die seltsamsten Vermutungen umliefen. Aber der junge Isle-Adam, der seinen sicheren Schatz im Herzen trug, kümmerte sich einen Spauz darum, ob Frau Imperia ihm eine ernste oder heitere Miene zeigte und war vergnügt und sorglos wie eine losgelassene und ausgelassene junge Ziege. Das verdroß nun die Dame sehr und sie stimmte ihr Instrument danach. Wenn sie zuvor streng und ernsthaft war, so wurde sie nun liebenswürdig und einschmeichelnd; sie machte sich, so oft es nur anging, in die Nähe des Jünglings, sie gab ihrer Stimme, indem sie ihn anredete, die sanftesten Töne, sie liebkoste ihn mit ihren Blicken, sie bewegte ihr Köpfchen zierlich hin und her, rieb sich mit dem Ärmel an ihm, nannte ihn „mein hoher Herr“, kurz, schmeichelte ihm mit den glattesten Worten, spielte mit

ihren Fingern auf seiner Hand und lächelte ihn schließlich ganz offen und herausfordernd an. Aber er, der sich nicht denken konnte, daß ein junger Bursche, ohne Gold in seinen Taschen, überhaupt bei der Dame in Frage kommen könne, und nicht glauben wollte, daß seine Jugend und Schönheit bei einer solchen Frau so hoch im Preise stehe, blieb ungerührt bei all ihren Lockungen, und stand da fest wie gepanzert, mit eingestemmten Armen. Als Frau Imperia sich so mißverstanden sah, wurde sie immer erregter und ihr Herz geriet, wie wenn der Blitz hineingefahren wäre, ganz in helle Flammen. Wenn ihr an der Wahrheit dieses Vorgangs zweifelt, so kommt das daher, daß ihr nicht wißt, was alles zum Handwerk der Frau Imperia gehörte; sie glich in diesem Augenblick einem Kamin, in dem viele Tausend kleine glimmende Freudenfeuer entzündet worden, deren Rauch und Geschwel ihn ganz mit Ruß und Teer überkleidet haben, also daß ein Streichhölzchen genügte, um alles in Brand zu setzen und die ganze stolze Imperia in eine einzige große und schreckliche Flamme zu verwandeln, die nur durch den allmächtigen Sturm einer wahren Leidenschaft niedergeduckt werden konnte. Aber der junge Herr von Isle-Adam merkte nichts von dieser Glut und verabschiedete sich von der Dame, die, in Verzweiflung darüber, ganz den Kopf verlor und ihm eine Botschaft nachschickte, durch die sie ihn kurzerhand aufforderte und einlud, die Nacht bei ihr zu schlafen. Noch niemals, weder für einen König noch Kaiser, noch für den Papst selber, hatte sie sich so feige herabgelassen, denn sie wußte wohl, daß sie die Männer um so besser in sklavischer Unterwürfigkeit erhalten konnte, je härter und hochfahrender sie dieselben behandelte. Die schlaue Kammerzofe, die die Botschaft

auszurichten hatte, gab dem jungen Kostverächter zu verstehen, daß ihm ohne Zweifel eine ganz besonders schöne Nacht bevorstehe, indem die gnädige Frau ihm mit den ausgesuchtesten Leckerbissen der Liebe aufzuwarten bereit sei. Sehr vergnügt über diesen unerwarteten Glücksfall kehrte der Junker in die Gesellschaft zurück, der es nicht entgangen war, wie Frau Imperia bei seinem Abschied bleich und blaß geworden, und alle freuten sich bei seinem Wiedereintritt in den Saal; denn jedermann hatte hier ein Interesse daran, daß die Dame Imperia ihr altes lustiges Leben wieder aufnahm. Ein englischer Kardinal, der schon von mehr als einer erlesenen Schüssel gegessen hatte und auch einmal versuchen wollte, wie Frau Imperia schmecke, kam auf den jungen französischen Gesandten zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Spinnt sie Euch nur gut ein, daß sie Euch nicht entschlüpft.“ Die Geschichte dieser Nacht wurde dem Heiligen Vater bei seinem Morgenempfang erzählt und er antwortete darauf mit den Worten der Schrift: „Laetamini, gentes, quoniam surrexit Dominus,“ über welche Zitation die älteren Kardinäle als über eine Profanation des göttlichen Wortes sich sehr entsetzten. Als der Papst dies merkte, nahm er Gelegenheit, sie tüchtig abzukanzeln und ihnen zu sagen, daß sie zwar gute Christen, aber schlechte Politiker wären. Er rechnete nämlich darauf, mit Hilfe der schönen Imperia den Kaiser zu zähmen und für sich einzufangen, also daß er recht als ein Politikus und Pfiffikus handelte, indem er der großen Hure gelegentlich solche verzuckerte Schmeicheleien zu schlecken gab.

Kehren wir zum Vorabend zurück. Im Palast waren die Lichter endlich gelöscht und am Boden zwischen Flaschen und Gläsern lagen die Betrunkenen, die auf den

Teppichen ihren Rausch ausschliefen. Da führte die Dame ihren auserwählten Freund an der Hand in ihr Schlafgemach und gestand ihm, daß sie eine so heftige Begierde für ihn gefaßt, wie für keinen einzigen Mann in der ganzen Zeit ihres Lebens. Und so brenne sie in ihrem Wunsch, daß sie sich schon vorhin im Saal, wenn es nur angegangen wäre, wie ein Tier auf den harten Boden hätte legen mögen, um sich von ihm mit Wollust unter die Füße treten zu lassen. Dann bemächtigte sie sich des Jünglings, nachdem sie ihre stolzen Gewänder heruntergerissen, mit einer solchen wilden Ungezügeltheit und einem so tollen Ungestüm, daß sich ihre Kammerzofen nicht wenig erstaunten, die ihre Herrin von dieser Seite noch gar nicht gekannt hatten, denn Frau Imperia war sonst immer stolz und hochfahrend, selbst in ihrem Bette, und von barscher Kargheit. Dieses Erstaunen sollte auch nicht so bald aufhören, es ergriff im Gegenteil die ganze Stadt; denn die beiden Liebenden blieben volle neun Tage und neun Nächte zusammen, aßen und tranken auf ihrem Lager und taten dazwischen nicht viel anders, in ungezählten Malen, als wie wilde Bestien, die im besten Zuge sind, sich gegenseitig aufzufressen, also daß es einem Mirakel gleich zu achten war, wenn sie dennoch beide ganz und heiler Haut blieben, das eine wie das andre. Die Frau Imperia aber gestand ihren Kammerfrauen, daß sie, im Gegensatz zu allen andern Männern, die sie nur ertragen hatte, endlich einen richtigen Phönix der Liebe entdeckt habe, der, hundert und hundert Mal verbrannt, sich immer von neuem und mit verjüngter Kraft aus der Asche erhebe und von dem sie darum nie genug bekommen könne, dessen Augen ihr mehr seien, als das ewige Licht, und der ihr mit einem so wunderbaren Löffel einen so wunder-

baren Trank eingebe, daß ihr Durst immer wieder nach mehr lechze, wie viel sie auch davon trinke. Und also unersättlich müsse sie ihn lieben, gestand sie, und also rückhaltlos, daß sie ihm, wenn er Lust danach haben solle, erlauben würde, ihre Brüste aufzuzehren, die doch die schönsten seien auf der ganzen Welt, daß sie für ihn ihre Haare abschneiden würde, davon sie bis jetzt nur ein einziges dem guten Kaiser geschenkt, der es als kostbare Reliquie auf seiner Brust trug. Überhaupt, fügte sie hinzu, rechne sie ihr wahres Leben erst seit jener Nacht, wo dieser göttliche Villiers von Isle-Adam ihr zum ersten Male das Herz geöffnet und sie angerührt an dem heimlichsten Sitz ihrer Seele.

In Rom und in ganz Italien war von nichts anderm die Rede, zum großen Schmerz vieler, als von diesem Sieg, den der junge Franzose über Frau Imperia davongetragen, die plötzlich von keinem andern Mann mehr etwas wissen wollte und auf alle pfiff, ob es nun Herzöge, Burggrafen, Markgrafen oder einfache Grafen waren, als welchen sie höchstens erlaubte, ihr die Schleppe zu tragen. An dem Tage, an dem Frau Imperia sich zum ersten Male wieder öffentlich zeigte, erzählte sie den Damen Roms, daß sie eines bösen Todes sterben müsse und sich wie einst die Königin Kleopatra eine Natter oder einen Skorpion an die Brust setzen wolle, wenn der angebetete Junker sie je verlassen sollte. Mit ernster Entschlossenheit erklärte sie, den Tollheiten ihres Lebens für immer Lebewohl zu sagen und der Welt jetzt zu zeigen, was Tugend sei, indem sie ihr stolzes Kaiserreich um den kleinen Isle-Adam aufgeben und lieber die letzte Magd ihres Geliebten, als die Herrscherin der ganzen Christenheit sein wolle. Eine solche Liebe zu einem einzigen Manne, erklärte der englische Kardinal, sei eine

Schande für eine Frau, die die Freude und das Glück so Vieler gewesen, und er machte seinen ganzen Einfluß geltend, um den Heiligen Vater zu bewegen, die neue Ehe für null und nichtig zu erklären, für null und nichtig im Quadrat, und durch ein Breve in partibus eine Heirat zu verbieten, die der schönen Gesellschaft so verhängnisvoll zu werden drohe. Aber die Liebe des armen Mädchens, das jetzt die ganze Misere ihres Lebens eingestand, war so rührend und schön, daß sie auf die schlimmsten Gesellen noch Eindruck machte und alles Gerede verstummen ließ. Denn jeder, der nicht ein Unmensch war, gönnte ihr das späte Glück.

An einem Tage der Fasten nun ließ Frau Imperia alle ihre Leute zur Beichte gehen, warf sich selber, zerknirscht in Reue, dem Papst zu Füßen und erlangte die Absolution aller ihrer Sünden, abgesehen davon natürlich, daß auch der Papst ihrem Körper und ihrer Seele keine neue Jungfernschaft oder Jungfräulichkeit verschaffen konnte, um sie ihrem neuen Freunde darzubringen. Es ist aber anzunehmen, daß die kirchliche Reinwaschung nach seinem Dafürhalten ganz und gar unnötig war. Denn der gute Isle-Adam war so fest eingesponnen in dem Netzwerk der Schönen und saß so sicher auf den Leimruten festgepappt, daß er alles im Stiche ließ, um seine Sache allein Gott anheimzustellen, im Stiche ließ seine diplomatischen Aufträge für den König von Frankreich, im Stiche ließ das Fräulein von Montmorency, seine angetraute Braut, kurz alles, um Frau Imperia zu heiraten und mit ihr zu leben und zu sterben. Hier sieht man, welches die Wirkung ist, wenn eine große Buhlerin, erfahren in jeder Wissenschaft auf dem Gebiete der Liebe, sich zur Tugend bekehrt.

Frau Imperia feierte also ihre Hochzeit und gab damit ihren verliebten Schleppenträgern oder schleppentragenden Verliebten ein wahrhaft königliches Abschiedsfest, dem sogar italienische Fürsten beiwohnten. Sie besaß, wie man sagte, rund eine Million Gulden, und in Anbetracht dessen schalt niemand den guten Villiers, vielmehr beglückwünschte ihn jedermann, besonders, da es ganz offenkundig war, daß weder Frau Imperia, noch ihr junger Gemahl viel von diesem Reichtum hielten, sondern etwas andres höher schätzten als alles Gold der Erde. Der Papst segnete selber die Ehe ein, er nannte diese Rückkehr einer Buhlerin zu Gott und der Tugend auf dem Wege der Heirat einen wahrhaft erhebenden Anblick. Doch gab es bei diesem letzten Abschiedsfeste, das die Königin der Liebe in eine einfache Schloßherrin verwandelte, natürlich auch viele, die mit Bedauern an die Zeiten toller Lustigkeit dachten, an die Nächte voller Mummenschanz und Maskenscherz, voll Rausch und süßer Liebesseligkeit, was alles nun ein Ende haben sollte. Sie sahen mit Trauer im Herzen das auserlesene Geschöpf, das heute schöner war als selbst im Frühling seines Lebens, so strahlte ihr inneres Glück wie Sonnenschein aus ihren Augen und übergoß ihr Antlitz mit fast übernatürlichem Glanz.

All denen, die sich beklagten, daß Frau Imperia den traurigen Gedanken fassen konnte, tugendhaft zu werden, antwortete scherzend die schöne Frau: Daß man ihr die wohlverdiente späte Ruhe nicht mißgönnen dürfe, nachdem sie sich vierundzwanzig Jahre lang so ausgiebig für das öffentliche Wohl geopfert habe. Dem gegenüber beriefen sich die andern auf die Sonne, dieses himmlische Gestirn, das, so weit es sich auch entfernt, doch jedem noch von

seiner Wärme spende, während die schöne Frau Imperia sich ganz und für immer ihren Blicken entziehen wolle; worauf dann die Dame zu verstehen gab, daß sie immer noch ein Lächeln für die Besucher haben werde, die sich mit eigenen Augen davon überzeugen wollten, wie sie ihre Rolle als tugendhafte Frau spiele und durchführe. Kein Zweifel, meinte der englische Kardinal, sie ist imstande, alles auf die Spitze zu treiben, sogar die Tugend.

Die schöne Imperia hinterließ sodann jedem ihrer Freunde ein Geschenk, vermachte den Armen und Kranken Roms beträchtliche Summen, überwies dem Kloster, in das ihre Tochter hatte eintreten wollen, einen Teil des von dieser hinterlassenen Vermögens, das von Kardinal Ragusa stammte, und mit dem andern Teil baute sie die schon einmal erwähnte Kirche mit dem Grabmal der Theodora. Als die beiden Gatten ihre Reise antraten, wurden sie ein großes Stück Weges von trauernden Kavalieren und außerdem von einer großen Menge Volk begleitet, das der Frau Imperia tausend gute Wünsche nachrief; denn die schöne Frau hatte sich nur gegen die Großen stolz und hochfahrend, harsch und herbe gezeigt, gegen die Armen und Geringen war sie immer mild und freundlich gewesen. Ebenso wurde die Königin der Liebe in allen Städten Italiens gefeiert, wo das Gerücht von ihrer Bekehrung sich verbreitet hatte; ein jeder war neugierig, die beiden liebenden Gatten, diese seltene Ausnahme von der Regel, zu sehen, und mehrere Fürsten empfingen das schöne Paar ohne Bedenken an ihrem Hofe, da, wie sie sagten, diese Dame, die den Mut gehabt hatte, auf die Herrschaft über die ganze Welt zu verzichten, um eine tugendhafte Frau zu werden, einer solchen Ehre wohl würdig sei.

Doch war darunter auch ein boshafter Gesell, der Herzog von Ferrara, der dem jungen Ehemann zu verstehen gab, daß er sein großes Vermögen auf leichte Weise erworben hätte. Bei dieser Beleidigung zeigte Frau Imperia erst ihre große Seele; sie stiftete all ihr Vermögen, das sie in der Zeit ihrer Liebesherrschaft gewonnen hatte, zum Bau der Kirche Unsrer Lieben Frau von der Lilienblüt' oder, wie sie in Welschland sagen, Santa Maria del Fiore in Florenz, und behielt nur jene Summe für sich, die ihr der Kaiser aus reiner Freundschaft bei seinem Abschied überwiesen hatte, und die nicht unbeträchtlich war. Auf Kosten des Herrn von Este jedoch wurde viel gelacht, da er immer damit geprahlt hatte, eine Kirche bauen zu wollen, trotz der Schäbigkeit seiner Einkünfte. Er soll auch wegen seines Benehmens von seinem Bruder, dem Kardinal, scharf getadelt worden sein. Der Herr von Isle-Adam aber bestand einen Zweikampf mit dem besagten Herzog, der dabei nicht unbedeutend verwundet wurde, und also würde niemand mehr gewagt haben, dem Herrn Villiers ein unebenes Wort zu sagen. Die ritterliche und edle Art seines Auftretens bewirkte, daß die beiden Liebenden an jedem Ort, durch den sie reisten, sogar noch festlicher empfangen wurden als bisher; besonders in Piedmont wollte der Festjubel kein Ende nehmen. Die Dichter verfaßten Sonette, Epithalamia und Oden (die in alten Sammlungen noch zu finden sind), zum Preis der schönen Imperia, als welche, nach einem Ausspruch des Boccaccio selber, die verkörperte Poesie war, dergestalt, daß jedes Gedicht neben ihr armselig und gering erschien. Den Preis in diesem Wettkampf der Feste und galanten Huldigungen trug der römische Kaiser davon, der, nachdem er von dem Betragen des Herzogs von Ferrara Kunde

bekommen, einen Boten mit lateinisch geschriebenen Briefen an seine Freundin absandte, in welchen zu lesen stand, daß er selbstlos genug sei, um sich an ihrem Glücke zu freuen, daß er aber bedaure, nicht selber der Begründer dieses Glückes zu sein. Das Recht, sie zu beschenken, habe er zwar verloren, fuhr der Kaiser fort, doch würde er sich's zur Ehre anrechnen, einen Villiers von Isle-Adam für das Heilige Römische Reich zu gewinnen und biete ihm darum, im Falle der König von Frankreich den Ehegatten nicht freundlich entgegenkomme, von sich aus ein Fürstentum an, ihm freie Wahl lassend, für welche der kaiserlichen Domänen er sich entscheiden wolle. Imperia antwortete, daß sie die Großmut des Kaisers zu schätzen wisse, daß sie aber dennoch, wenn ihr auch tausend Kränkungen bevorstünden, ihr Leben einzig nur in Frankreich beschließen wolle.

II.

Was für einen Verlauf und Ende diese Ehe nahm.

Die Dame von Isle-Adam zeigte keine Lust, zu Hofe zu gehen, da es sehr fraglich war, wie sie da empfangen worden wäre; sie lebte auf dem schönen Gute Beaumont-le-Vicomte, das ihr Gemahl für sie gekauft hatte, und auf dessen Namen eine feine Anspielung gemacht wurde, die unser vielgeliebter Meister Franziskus in seinem glorreichen Buche der Nachwelt aufbewahrt hat. Der junge Ehemann erwarb dazu noch die Herrschaft von Nointel, den Wald von Karanelle, St. Martin und andre Orte, die an die seinem Bruder gehörige Herrschaft von Isle-Adam grenzten. Durch diese Erwerbungen wurde er

einer der mächtigsten Grundbesitzer in Isle de France und der Vizegrafschaft von Paris. Er baute in Beaumont ein prächtiges Schloß, das später durch die Engländer zerstört wurde, und schmückte es mit den kunstvollen Geräten, ausländischen Teppichen, kostbaren Gemälden und Bildern in Holz und Helfenbein, die seiner Frau gehört hatten, wodurch dieses Schloß zu einer der größten Sehenswürdigkeit unter den übrigen Schlössern des Lands wurde. Die beiden Gatten führten da ein viel beneidetes Leben, und in der Stadt Paris und am Hofe des Königs konnte man nicht genug erzählen von dem Glück des Herrn von Beaumont und dem tugendhaften, frommen und vollkommenen Lebenswandel seiner schönen Frau Gemahlin, die man aus alter Gewohnheit immer noch Frau Imperia nannte, trotzdem sie von ihrer früheren hochfahrenden und hochnasigen Art auch nicht das geringste mehr an sich hatte, dafür aber alle Eigenschaften einer vornehmen und ehrbaren Schloßfrau an den Tag legte, deren Umgangs sich eine Königin nicht zu schämen gebraucht hätte. Große Stücke galt sie wegen ihrer aufrichtigen Frömmigkeit bei der Kirche; hatte sie doch Gott niemals im Leben ganz vergessen, sondern schon früher durch ihren Verkehr mit geistlichen Würdenträgern jeder Art, mit Äbten, Erzbischöfen, Kardinälen und andern, Gelegenheit genug gefunden, auch zwischen ihren Betttüchern an das Heil ihrer Seele zu denken.

Das Lob, das dem König von allen Seiten über die Dame gesungen wurde, machte ihn so neugierig, dieses Wunder zu sehen, daß er bei Gelegenheit einer Jagd, an der auch die Königin und der ganze Hof teilnahm, dem Herrn von Beaumont die Gnade erwies, auf dessen Schloß zu übernachten. Die königliche Jagd dauerte drei Tage,

und ihr könnt euch denken, daß sowohl der König und die Königin, wie auch der ganze Hof bezaubert waren von der Schönheit und den höfischen Manieren der Dame von Isle-Adam. Jedermann von Hofe, der König an der Spitze, auch die Königin nicht ausgenommen, beglückwünschten Herrn Villiers zur Wahl seiner Gemahlin, deren bescheidenes Auftreten mehr Eindruck machte als es ihr Stolz getan haben würde, so daß man sie aufforderte, zu Hofe und überall hinzukommen, wo sie es nur wünschen konnte. Denn so stark war ihre Liebe zu ihrem Gatten, so großdenkend ihre Seele, daß sie unter der Fahne der Tugend ebenso siegreich und noch liebreizender erschien als früher im Glanze ihrer imperialen Weltmacht. Der König verlieh seinem ehemaligen Botschafter die vakante Statthalterschaft von Isle de France und gab ihm den Titel eines Vizegrafen von Beaumont, wodurch er Gouverneur der ganzen Provinz wurde und in allernächste und fortwährende Berührung mit dem Hofe kam. Bei Gelegenheit der genannten Jagd war es übrigens, daß das Herz der Dame von Beaumont den ersten Stachel empfing, indem ein Neider ihres Glücks sie scherzend fragte, ob ihr Gemahl ihr auch von seiner ersten Liebe zu dem Fräulein von Montmorency gesprochen habe. Diese Dame stehe nun im zweiundzwanzigsten Jahre (sie war also bei der Verheiratung ihres ehemaligen Verlobten sechzehn Jahre alt) und weigere sich hartnäckig, eine andre Vermählung zu schließen, sondern verzehre sich in Sehnsucht nach ihrem einstigen Geliebten, den zu vergessen und sich aus dem Sinn zu schlagen ihr eine Unmöglichkeit sei, weshalb das Gerücht gehe, daß sie nächstens in das Kloster von Chelles als Novize eintreten wolle. Seit den sechs Jahren ihres

Glücks war dies das erstemal, daß der Name des Fräuleins von Montmorency zu Frau Imperias Ohren kam, und sie erkannte daraus, wie sehr sie geliebt wurde. War doch diese ganze Zeit den beiden vergangen wie ein einziger Tag; jede ihrer Nächte war eine neue Hochzeitsnacht für sie, und wenn der Graf, um seine Geschäfte im Lande zu besorgen, sich von seiner Gattin trennen mußte, wurden beide ganz trübsinnig, so wenig vermochten sie eines ohne das andre zu leben. Aber auch dem Grafen wurde vom König ein Wort gesagt, das ihn verwundete.

„Du hast keine Kinder?" fragte ihn die Majestät.

„Gnädiger Herr," antwortete Beaumont, indem er sich zusammennahm wie ein Mann, in dessen schmerzende Wunde man den Finger bohrt, „gnädiger Herr, mein Bruder hat zwei Söhne, und also ist unsre Nachkommenschaft gesichert."

Nun ereignete es sich aber, daß die beiden Kinder dieses Bruders plötzlich starben, der eine durch einen Sturz vom Pferd, der andre an einer gefährlichen Krankheit, und ihr Vater sich den Tod dieser geliebten Söhne so zu Herzen nahm, daß er aus Kummer darüber in kurzer Zeit dahinsiechte. So wurden die Herrschaften Nointel, St. Martin und die zugehörigen Domänen mit Isle-Adam vereinigt und aus dem jüngeren Sohn wurde das Haupt der Familie.

Frau Imperia zählte um diese Zeit fünfundvierzig Jahre und war noch immer jung genug, um Kinder bekommen zu können. Aber sie bekam keine. Als nun die Nachkommenschaft der Isle-Adam ausgestorben war, erfaßte sie eine große Beunruhigung; sie ließ einen berühmten Arzt von Paris kommen, um ihn über den Grund ihrer Unfruchtbarkeit auszuforschen. Der Meister

Medikus gab ihr zu verstehen, daß sie und ihr Gemahl zu viel Vergnügen an der Sache vorweg nähmen und eher wie zwei Verliebte als wie zwei Eheleute miteinander verkehrten, wodurch sie allein schon die Empfängnis verhinderten. Da gab sich die gute Frau alle Mühe, so ruhig zu bleiben wie die Henne unter dem Hahn, denn der Arzeneikünstler hatte ihr nahegelegt, daß bei den Tieren die Befruchtung in der Regel eben darum unausbleiblich sei, weil ihre Weibchen nichts wissen von all den kitzeligen Kunstgriffen, frivolen Spielereien und verdächtigen Lesbinereien, mit denen unsre Damen sich den Bissen verfeinern und verzuckern. Faßte also Frau Imperia den festen Vorsatz, all ihre gelehrten und spitzfindigen Rezepte, an deren Studium und Vervollkommnung sie ihr Leben lang gearbeitet hatte, künftighin ganz und gar außer Brauch zu setzen und sich womöglich nicht anders bei der Sache zu verhalten wie jene deutsche Baronin, die durch ihre Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit ihren Herrn Gemahl dahin gebracht, daß er sie zu Tod genudelt, worauf der Papst, zu dem der Baron um der Absolution dieser Sünde willen gewallfahrtet, sein berühmtes Breve erlassen, darin er die Damen des teutonischen Landes ermahnte, sich bei der gewissen Sache wenigstens so weit ihrer Haut zu wehren, um einem derartigen Verbrechen in Zukunft vorzubeugen. Aber ach! auch diese Bemühung blieb fruchtlos, und Frau Isle-Adam verfiel darüber in eine große Traurigkeit und Mutlosigkeit. Sie beobachtete manchmal ihren Gatten, wie er nachdenklich vor sich hinstarrte, wenn er sich allein glaubte, und wie er heimlich weinte, weil seiner Liebe keine Frucht geschenkt ward. Und da in dieser schönen Ehe alles gemeinsam war und keines von beiden auch nur einen Gedanken vor dem

andern geheimhalten konnte, so dauerte es nicht lange, daß beide Gatten, wie einst ihr Glück, so jetzt ihren Kummer sich täglich mitteilten, also daß oft ihre Tränen in eins zusammenflossen. Wenn Frau Imperia einem armen Kinde begegnete, wollte sie sterben vor heimlichem Schmerz, und ihr Gatte hatte einen ganzen Tag lang an ihr zu trösten. Er befahl zuletzt, daß sich kein Kind mehr in der Nähe der gnädigen Frau zeigen durfte. Er selber gab seiner Gemahlin die sanftesten Worte, er gab ihr zu bedenken, wie oft die Kinder schlecht ausfielen und wie seine Söhne, wenn er welche hätte, sterben könnten gleich denen seines armen Bruders. Sie aber erwiderte ihm, daß ihre Kinder sicher die schönsten und wohlgeratensten sein würden, die man auf der Welt nur finden könne, und daß sie ihr ganz gewiß nicht wegsterben sollten, weil sie dieselben ebensowenig von sich lassen wollte als eine Henne ihre Küchlein, kurz, nahm keinen Trost und keinen Zuspruch an.

Sie ließ sich jetzt ein altes Weib kommen, das im Geruch stand, hexen zu können und sich besonders auf diese Art von Geheimwissenschaft zu verstehen. Als sie aber auch hier wohl Ratschläge, aber keine Hilfe erfuhr, wie lange sie auch glaubte und hoffte, kam sie von neuem auf die Wissenschaft der Doktoren von Paris zurück und zog zuletzt einen berühmten morgenländischen Arzt zu Rate, der nach Frankreich gekommen war, um seine ganz neue ärztliche Wissenschaft da anzumelden und zu verbreiten. Dieser Arzt, der in der Schule eines gewissen Meisters mit Namen Averroës studiert hatte, sagte ihr sehr grausame Worte. Da sie, erklärte er, sich in ihrem Leben zu Vielen hingegeben und sich ihrem Handwerk entsprechend keinerlei Beschränkung auferlegt, so habe sie

für immer in ihrem Leibe gewisse traubenkammähnliche Gebilde zerstört, an denen Mutter Natur eine Menge Eier befestigt, welche, vom Mann befruchtet, in schützender Hülle ausgebrütet werden, bis daraus das junge Leben bei der Niederkunft hervortritt und sozusagen ausschlüpft, was ganz deutlich bewiesen wird durch die Haut, die den Kopf der neugeborenen Kinder bedeckt. Diese Beweisführung schien so einfältig, dumm und albern, so entgegengesetzt der Heiligen Schrift, wo geschrieben steht, daß der Mensch nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sei, und so ganz im Widerspruch mit der gesunden Vernunft und den althergebrachten Anschauungen und Lehrmeinungen, daß die Ärzte von Paris sich nicht genug darüber lustig machen konnten. Der morgenländische Arzt verließ daher die Schule von Paris, wo er nur Hohn und Spott über seinen Meister Averroës zu hören bekam, also daß von seiner neuen Wissenschaft da nicht mehr die Rede war. Die Pariser Ärzte aber erklärten der Frau Imperia, sie könne nichts Gescheiteres tun, als in ihrer seitherigen Gepflogenheit fortfahren, und da sie schon einmal während ihres früheren Lebens ein Kind empfangen und geboren, die schöne Theodora nämlich, so habe sie auch Aussicht, deren mehrere zu empfangen, solange ihre Natur noch wach sei und der Strom ihres Geblüts noch fließe. Dieser Ausspruch schien ihr höchst weise, und sie verdoppelte ihre Anstrengungen, erhielt aber wieder nur Blüten und keine Früchte. Da schrieb die betrübte Frau an den Papst, der sie sehr liebte und vertraute ihm ihren Kummer. Der gute Papst antwortete ihr gnädigst in einem eigenhändigen Schreiben. Wo die menschliche Kunst und Wissenschaft versage, meinte er, sei es an der Zeit, die Hilfe des Himmels und den Beistand des allgütigen Gottes an-

zuflehen. Darauf wurde von den beiden Gatten beschlossen, barfuß zu Unsrer Lieben Frau von den Sieben Freuden zu wallfahrten, als welche bekannt ist für ihren Beistand in den besagten Fällen, und ihr das Gelübde zum Bau einer prächtigen Kathedrale abzulegen. Kasteite sich so die arme Frau und verdarb ihre schönen Füße, ohne aber etwas andres davon zu tragen als einen noch schmerzlicheren Kummer, eine noch bitterere Betrübnis, dergestalt, daß ihr die Haare ausgingen und andre weiß und grau wurden. Darüber verlor sie auch noch die letzte Hoffnung und Möglichkeit, ein Kind zu bekommen, und wurde mit der Zeit so lebensfeindlich und schwermütig, daß sie mit keinem Tritt mehr ihr Schloß verließ, in welchem sie sich verkroch wie ein Aussätziger in seinem Spittel. Die Arme war um so verzweifelter, als ihr Gatte sie noch immer in gleichem Grad liebte, während sie doch selber so wenig ihre ehelichen Pflichten erfüllte und ihrem Gemahl, wie sie sich verächtlich ausdrückte, nichts sein konnte als eine Bettflasche zur Wärmung seines Magens.

„Ach," sagte sie einmal nach der Vesper, wo sie wieder von diesen quälenden Gedanken verzehrt worden war, „trotz Kirche und Kaiser, König und Papst, ist die Frau von Isle-Adam doch immer noch die schlimme Imperia." Oft kam eine unbändige Wut über sie, wenn sie ihren blühenden Gemahl ansah, der alles besaß, was er wünschen konnte, große Güter, die königliche Gunst, die schönste Frau der Welt, eine Liebe ohnegleichen, unerhörte Seligkeiten der Liebe, alles, nur keine Nachkommen. Und sie war ohnmächtig in dieser für ein Familienoberhaupt so wichtigen Sache. Sie wünschte zu sterben bei dem Gedanken, wie er sich edel und groß-

mütig gegen sie benahm, die so wenig ihre Pflicht erfüllte. Da tat sie bei sich im tiefsten Herzen ein Gelübde, das ihrer großen Seele würdig war. Um ihren heldenmütigen Vorsatz gut zu Ende zu führen, zeigte sie sich noch liebevoller als sonst, pflegte ihre Schönheit mit äußerster Sorgfalt und gebrauchte alle Mittel, die sie besser kannte als eine, um ihren Körper jung zu erhalten, der noch immer in erstaunlicher Frische glänzte.

Um diese Zeit war es, daß der Herr von Montmorency die Abneigung seiner Tochter gegen die Ehe überwand, dergestalt, daß sie sich mit einem Herrn von Chastillon verlobte. Von dieser Verbindung wurde viel gesprochen, und Frau Imperia sagte sich, daß jetzt die Zeit für sie gekommen sei, zu handeln und ihr Gelübde einzulösen.

Ihr Schloß war nur sieben Meilen von Montmorency entfernt, und eines Tags, nachdem sie ihren Gatten auf die Jagd geschickt, machte sie sich selber auf den Weg nach dem Schlosse, wo sie wußte, daß sie das Fräulein von Montmorency finden werde. Dort angekommen, beauftragte sie einen Diener, dem Fräulein zu sagen, daß eine Dame sie in einer wichtigen Sache zu sprechen wünsche. Sehr neugierig gemacht durch die Beschreibung des Dieners von der Schönheit und höfischen Art der unbekannten Dame, begab sich das Fräulein von Montmorency in großer Eile in den Garten und traf also hier mit ihrer Nebenbuhlerin zusammen, die sie nie in ihrem Leben gesehen hatte.

„Meine Teure,“ sprach die arme Frau unter Tränen, als sie das Fräulein in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit, so wie sie selber es einst war, vor sich erblickte, „ich weiß, daß man Euch zwingen will, den Herrn von Chastillon zu heiraten, trotzdem Ihr in Eurem Herzen

niemand liebt als den Herrn Villiers von Isle-Adam. Darum bitte ich Euch, glaubet nun meiner Prophezeiung: Der Mann, den Ihr liebt, und der in Schlingen gefallen, aus denen ein Engel des Himmels sich nicht hätte retten können, wird über kurzem von seiner alten Frau befreit, und Eure treubeständige Liebe wird mit Sieg gekrönt werden, noch ehe im Herbst die Blätter fallen. Habet also den Mut, Euch der geplanten Heirat zu widersetzen und Ihr werdet Euch Eures Geliebten erfreuen dürfen Euer Leben lang. Schwört mir, den Herrn Villiers über alles zu lieben und niemals einen Kummer dem zu bereiten, der der beste und edelste ist unter allen Männern dieses Lands. Bittet ihn, daß er Euch die Geheimsprache der Liebe lehre, die Frau Imperia erfunden hat, damit wird es Euch, jung wie Ihr seid, gelingen, die Erinnerung an diese Frau in seinem Herzen zu töten."

Das Fräulein von Montmorency war so starr vor Erstaunen, daß sie keine Antwort finden konnte, und die Königin der Schönheit, die das Fräulein für eine Art Fee gehalten, sich längst entfernt hatte, bevor ein Diener seine Herrin darüber aufklären konnte, daß die Fremde die Dame von Isle-Adam war. So rätselhaft nun dieses ganze Erlebnis schien, und so lächerlich es auch war, den verlockenden Versprechungen der anmutigen Fee zu vertrauen, erweckten dieselben doch Hoffnungen, die süßer schmeckten wie Honigkuchen. Und also erklärte das Fräulein ihrem Vater, daß sie sich erst nach dem Herbst zu der genannten Verbindung entschließen wolle. So sehr liegt es in der Natur der Liebe, sich an die Hoffnung zu klammern, sollte diese auch im Glanz eines falschen Edelsteins schimmern. Während des ganzen Monats der Weinlese wollte Frau Imperia ihren Gatten nicht mehr

von sich lassen, sie erfand immer neue Freuden für ihn und umflammte ihn dergestalt mit dem Feuer ihrer Liebe, daß man hätte glauben können, sie wollte ihn ersticken in ihrer Glut. Sie war jede neue Nacht eine neue Frau für den vielgeliebten Mann. Dann eines Morgens beim Erwachen bat sie ihn, diese vollkommene Liebe gut in seinem Gedächtnis zu bewahren. Und um das Herz ihres Freunds zu prüfen:

„Armer Schatz," sagte sie, „das war nicht klug von dir, mit deinen dreiundzwanzig Jahren eine alte Frau von beinahe vierzig zu nehmen."

Der Gatte antwortete ihr, wie sie erwartet hatte. „Sein Glück", sprach er, „sei ihm von Tausenden geneidet worden; denn unter allen Jungfrauen des Lands sei keine zu finden, die es mit Ihr, der einzigen, aufnehmen könnte, als welche er darum lieben müsse bis in den Tod, dergestalt, daß ihre Runzeln, wenn sie je altern sollte, ihm teurer wären, als die Rosen auf den Wangen einer andern."

Bei diesen Worten traten der armen Frau die Tränen in die Augen. Aber sie verstellte sich.

„Das Fräulein von Montmorency", sagte sie wie im Spott, „sei doch sehr schön und sei so treu."

„Ach," antwortete er, „das ist hart von Euch, mich an das einzige Unrecht zu erinnern, das ich in meinem Leben begangen, indem ich meiner Braut das Gelöbnis brach, als ich meine Liebe erloschen fühlte."

Bei diesem offenen Geständnis zog sie ihn heftig in ihre Arme und preßte ihn an sich, tief gerührt von seinen ehrlichen Worten.

„Teurer Freund," sprach sie, „seit mehreren Tagen fühle ich einen Krampf im Herzen; in jungen Jahren wurde mir's prophezeit, daß ich einmal an diesem Übel

sterben werde, und der arabische Arzt hat mir dieses Horoskop bestätigt. Wenn ich sterben sollte, so befehle ich dir, daß du mir dein heiligstes Ritterwort gibst, das Fräulein von Montmorency zur Frau zu nehmen. Ich habe ganz bestimmte Todesahnungen und ich vermache all mein Vermögen deinem Hause unter der Bedingung, daß du diese Heirat eingehst."

Als Villiers von Isle-Adam seine gute Frau so sprechen hörte, erzitterte er. Der Gedanke einer Trennung von ihr schien ihm unerträglich.

„Oh, mein geliebter Schatz," fuhr sie fort, „Gott hat mich da gestraft, wo ich am meisten gesündigt habe; die großen Freuden, die ich genießen durfte, haben mein Herz geschwächt und, wie der arabische Doktor mir erklärte, die Blutgefäße so vermürbt, daß sie eines Tags bersten werden. Aber ich habe ja Gott immer angefleht, mich in dem Alter, in dem ich jetzt stehe, sterben zu lassen, damit ich den Verfall meiner Schönheit nicht zu überleben brauche."

Nach dieser Rede sah die edle Frau noch deutlicher, wie über alles der Mann sie liebte; denn jetzt empfing sie das größte Opfer der Liebe, das je auf dieser Erde gebracht wurde. Sie allein wußte, was ihre außerordentlichen Liebkosungen ihrem Manne bedeuteten, und daß zu andrer Zeit der arme Isle-Adam lieber gestorben wäre, als daß er auf die verzuckerten Leckerbissen der Liebe, die sie für ihn bereit hielt, verzichtet hätte. Bei ihrem Geständnis aber, daß in einer Verzückung der Liebe einmal ihr Herz brechen werde, fiel ihr der Edelmann zu Füßen und gelobte ihr, er wolle, um ihr Leben zu erhalten, niemals wieder Liebe von ihr verlangen; er wolle sich glücklich preisen, sie an seiner Seite zu haben, ihre Haare zu küssen und ihre Gewänder berühren zu dürfen. Sie

aber antwortete, in Tränen ausbrechend, lieber wolle sie den Tod, als auf eine einzige Knospe am Rosenstrauch der Liebe freiwillig zu verzichten, und vor allem wolle sie sterben, wie sie gelebt habe. Zum Glück sei ihr Macht gegeben, einen Mann zur Liebe zu zwingen, ohne daß sie ein Wort zu sagen brauche.

Nun müßt ihr wissen, daß Frau Imperia von dem genannten Kardinal Ragusa einmal ein kostbares Geschenk erhalten, das der Teufelskerl kurzweg „in articulo mortis" zu nennen pflegte. Verzeiht diese lateinischen Worte, sie stammen vom Kardinal. Dieses Geschenk war nämlich eine winzige Glashülse, in Venedig gemacht, nicht größer als eine Erbse, und enthielt ein so scharfes Gift, daß, wenn man es auf den Zähnen zerbiß, der Tod sofort und ganz schmerzlos eintrat. Dieses kostbare Gift hatte der Kardinal von der berühmten Signora Tophana, der beliebtesten Giftmischerin der guten Stadt Rom. Die winzige Glaskugel war in einem Ring verborgen und durch die umgebenden goldenen Hüllen vor jedem Stoß von außen geschützt. Schon oft hatte die arme Imperia das Glas in den Mund genommen, ohne sich entschließen zu können, darauf zu beißen; sie liebte es nur, so mit dem Gedanken an ihren letzten Augenblick zu spielen. Dann gefiel es ihr, noch einmal alle Freuden der Liebe und alle Arten der Lust mit dem Bewußtsein durchzukosten, daß es das letzte, ja allerletzte Mal sei.

Das arme Geschöpf gab sein Leben dahin in der Nacht des ersten Oktober. In den Wäldern tobte der Sturm und schwarze Wolken fegten über die heulenden Wipfel; es klang wie das Wehklagen verzweifelter Liebesgeister: „Wehe, die große Wollust ist tot." So hatten die alten Heidengötter, die bei der Ankunft des Heilands

der Menschen sich in ihren Olymp flüchteten, geklagt: „Wehe, der große Pan ist tot." Auf dem Eubäischen Meere war ihr Klagesang von erschrockenen Seefahrern gehört und später von einem Vater der Kirche aufgezeichnet worden.

Frau Imperia starb, ohne von ihrer Schönheit etwas verloren zu haben; es schien, als ob es Gott gefallen hätte, einmal ein untadeliges Modell eines Frauenkörpers zu schaffen. Sie hatte, so wird erzählt, eine wunderbare Frische der Haut, die, scheint es, eine Wirkung der Freude war, als welche Tag und Nacht nicht von ihrer Seite wich. Ihr Gatte betrauerte sie tief im Herzen. Er ahnte wohl, daß sie gestorben war, um ihn von einer unfruchtbaren Frau zu befreien. Der Arzt, der den Körper einbalsamierte, ließ kein Wort über die Todesursache laut werden. Den wahren Hergang entdeckte Isle-Adam aber erst sechs Jahre nach seiner Verheiratung mit dem Fräulein von Montmorency, als diese ihm von dem Besuch der Frau Imperia erzählte. Von da an verfiel der arme Edelmann in düstere Melancholie und starb nicht lange darauf, da er nicht Kraft genug besaß, die Erinnerung an die Genüsse der Liebe, die ihm ein unerfahrenes Ding in keiner Weise ersetzen konnte, aus seinem Gedächtnis zu verbannen. Und so mußte sich das Sagen der Zeit bewahrheiten, daß diese Frau unsterblich sei in dem Herzen, in dem sie einmal ihren Thron aufgeschlagen.

Diese Geschichte lehrt uns, daß die höchste Tugend nur denen möglich ist, die das Laster gekannt haben; denn unter den vielen tugendhaften und stolzen Frauen werden wenige zu finden sein, die, welche hohe Stufe der Frömmigkeit und Heiligkeit sie auch sonst erreichen mögen, imstande wären, sich auf solche Weise selber zum Opfer zu bringen.

Epilog.

Ah, närrische Kleine, die du für Lustigkeit im Hause sorgen solltest, du hast trotz tausend Verboten von neuem in das traurige Füllhorn der Melancholie gegriffen, aus dem du schon die reuige Bertha gefischt hast, und kommst nun dahergerannt mit aufgelöstem Haar, wie wenn du ein Fähnlein Landsknechte bezwungen hättest. Wo hast du deine Narrenpritsche gelassen und deine zierliche Kappe, wo zwischen einem Kranz von Blumen die goldenen Schellen kicherten, wo deinen Stab mit den bunten Bändern, an deren Enden kostbare Perlen schimmerten, wo hast du sie hingebracht, die lustige Geißel? Wie kannst du dir nur mit salzigen Tränen die schönen schwarzen Augen verderben, die so drollig zwinkern, wenn du an eine lustige Geschichte denkst, daß selbst Päpste dir deine Reden und dein Hohnlachen verzeihen, daß sie fast ihren pontifikalen Ernst verlieren bei deinen Tollheiten und gern ihren Pantoffel hingäben für einen Kuß von deinen rosigen Lippen. Wenn du immer jung und frisch bleiben willst, so fliehe die Traurigkeit ärger als den Teufel. Zügle deine chamäleonischen Chimären einzig mit schönen Rosenwolken, bekleide die nackte Wirklichkeit mit den Farben der Iris, mit den goldenen Rüstungen deiner lachenden Träume, mit azurnen Flügeln, in denen Millionen Pfauenaugen schillern. Wahrhaftig, beim Leib und bei der Liebe, beim Weihrauchfaß und bei den sieben Siegeln,

bei der Wage und beim Schwert, beim Ton und bei der Farbe, beim Feuer und beim Dreck, wenn du dich noch einmal verirrst in die düstern Winkel der Elegie, verfluche ich dich, prügle ich dich, entziehe ich dir alle Näschereien und Leckereien, verweigere ich dir ...

Hui, seht ihr sie daherfahren, rittlings auf einem Sonnenstrahl in Begleitung eines neuen „Zehent", wovon sie umstiebt ist wie von leuchtenden Meteoren. Wie in einem feurigen Sprühregen rast sie daher, so kühn, so wild, so zügellos, so bügellos, so sinnlos, so ruchlos ... so ganz toll, so mannstoll ... daß man sie seit langem kennen muß, um ihr zu folgen, indem sie ihren silberschuppigen Sirenenschwanz hinter sich her peitscht.

Wie wenn ein Haufen Schüler sich von der Schulstube weg auf eine Hecke reifer Beeren werfen, so lärmt's, lacht's, schreit's, jauchzt's und purzelt's durcheinander.

Hol der Teufel den Schulmeister! Das „Zehent" ist fertig! Zum Kuckuck jetzt mit der Arbeit! Herbei, lustige Gesellen!

